

WYDZIAŁ POLITECHNICZNE KRAKÓW

BIBLIOTEKA GŁÓWNA



16848

L. inw.

Druk. U. J. Zam. 356. 10 000.

GRIECHENLAND SCHILDERUNGEN DEUTSCHER REISENDER

MIT 88 VOLLBILDERN



E.R.W.

LEIPZIG·IM INSELVERLAG



Biblioteka Politechniki Krakowskiej



100000300413

W. 13
353.

GRIECHENLAND

LANDSCHAFTEN UND BAUTEN

SCHILDERUNGEN DEUTSCHER REISENDER

herausgegeben

von

ERNST REISINGER



*Mit 88 Vollbildern, davon 62 nach Auf-
nahmen der Königlichen Preussischen Meßbildanstalt*

Leipzig / Im Inself-Verlag

1916

W 91
6472
II 34. V 55.



III 16848



VORWORT

Das vorliegende Buch sucht die durch Ausstellungen in ganz Deutschland rühmlich bekannten Aufnahmen der K. Preussischen Meßbildanstalt aus Griechenland weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Die Meßbilder wurden im Auftrage der griechischen Regierung 1910 von Regierungsbaumeister von Lüpke hergestellt. Da sie hauptsächlich Bauten wiedergeben, schien es nützlich, sie durch charakteristische Landschaftsaufnahmen aus allen Teilen Griechenlands zu ergänzen. Hierzu war mir in freundlicher Weise Prof. Karo, der Erste Sekretär des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen, behilflich.

Der erste Teil des Textes betont im Rahmen einer Skizze der nachantiken Geschichte Griechenlands jene Vorgänge, welche die Gestaltung des heutigen Land- und Volksbildes entscheidend beeinflußt haben, und versucht gleichzeitig in historischer Folge die Wiederentdeckung des lange vergessenen Landes durch Reisende zu schildern. So gibt dieser Teil zum ersten Male einen knappen Abriß der Reiseliteratur über Griechenland bis in unsere Tage; eine ursprünglich geplante ausführliche Darstellung hätte den Rahmen des Buches gesprengt. Der zweite und dritte Teil des Textes gibt durch Abdruck von Quellen die Belege zum ersten Teil und bietet durch die Wahl in sich abgerundeter Schilderungen hervorragender deutscher Reisender zugleich die zusammenhängende Darstellung einer Reise durch Hellas.

Griechenland wird in einer Zeit, wo Italien die Liebe der Deutschen mit Undank gelohnt hat, das Reiseziel vieler werden, denen der Süden eine stete Sehnsucht bleibt. Stehen auch die Denkmäler, die Byzantiner, Franken und Türken in Hellas hinterlassen haben, den wunderbaren Schöpfungen des Mittelalters und der Renaissance in Italien an Reichtum und Wert nach, so bietet Griechenland dafür die einzigartigen, antiken Monumente in reiner Gestalt. Nichts lenkt in Hellas ab von den beiden großen Eindrücken, welche die Natur in ihrer Wildheit und Lieblichkeit und die antike Kunst in ihrer Schönheit und Vollkommenheit hervorrufen. Die Erinnerung an eine Fahrt durch Griechenland wird immer als lichter Punkt in das spätere Leben eines Hellasreisenden hereinleuchten als ein Erlebnis besonderer Art, erquickend und erhebend zugleich.

München, im Juli 1916.

Ernst Reisinger.

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT	<i>Reisfinger</i>	3
GRIECHENLAND IM MITTELALTER UND ZUR NEUZEIT / SEINE WIEDERENTDECKUNG DURCH REISENDE		
	<i>Reisfinger</i>	5
LAND, LEUTE, KUNST		
Jahreszeiten in Griechenland	<i>Geibel</i>	23
Ein Brief über Griechenland	<i>Fr. Th. Vischer</i>	25
Sonnenuntergang bei Athen. Mein Hellas	<i>Byron</i>	37
Griechische Raffe	<i>Fallmerayer</i> ..	39
Griechische Kunst	<i>Furtwängler</i> ..	40
LANDSCHAFTEN UND BAUTEN		
Attika		
Klagelied auf den Untergang Athens; um 1180	<i>Akominatos</i> ..	42
Athen im Jahre 1575. Brief an M. Crufius	<i>Zygomalás</i>	43
Athen im Jahre 1578. Brief an M. Crufius	<i>Kabafilas</i>	44
Die Akropolis von Athen	<i>Geibel</i>	44
Bauten auf der Akropolis von Athen	<i>Hettner</i>	46
Der Friedhof am Dipylon. Athens Umgebung	<i>Birt</i>	50
Peloponnes		
Isthmos. Korinth. Argolis. Arkadien. Messenien. Bassä ..	<i>Hettner</i>	53
Sparta	<i>Engel</i>	62
Epidauros	<i>Birt</i>	64
Olympia	<i>G. Hauptmann</i>	65
Mittelgriechenland		
Chaironeia und Delphi	<i>Hettner</i>	67
Ritt durch Phokis. Das Kloster des heiligen Lukas ..	<i>Hofmannsthal</i>	69
Nordgriechenland		
Olymp, Tempetal und Metéora	<i>Kern</i>	73
Infeln		
Ägina	<i>Isolde Kurz</i> ..	77
Infelfahrt im Ägäischen Meer	<i>Birt</i>	83
Abschied von Griechenland	<i>Birt</i>	88
Quellennachweis der Tafelvorlagen		89
Sachregister		89

GRIECHENLAND IM MITTELALTER UND ZUR NEUZEIT / SEINE WIEDERENTDECKUNG DURCH REISENDE

Griechenland unter byzantinischer Herrschaft. 395–1204 n. Chr. Mit dem Verlust der politischen Freiheit im Jahre 338 v. Chr. war Griechenlands Rolle in der damaligen Welt nicht ausgespielt. Seine Hauptstadt Athen erfreute sich noch jahrhundertlang einer besonderen Stellung, nicht bloß wegen ihrer großen Vergangenheit, sondern dank eigener Leistung als Sitz einer Bildhauerschule und besonders als Hochschule der Philosophie. Hier lag später der Herd des heidnischen Widerstandes gegen das siegreich vordringende Christentum; der Name Hellene wurde gleichbedeutend mit dem Namen Heide.

Erst als Justinian, der große Gesetzgeber, 526 n. Chr. die Universität Athen schloß, wurde die letzte Spur griechischer Selbständigkeit verwischt, und Hellas sank zu einer unbeachteten Provinz im großen byzantinischen Reich herab, Athen trat ganz in den Schatten der Weltstadt Konstantinopel.

Unter Schonung eingewurzelter religiöser Anschauungen und Gebräuche vollzog sich die Christianisierung. Athena Parthenos wurde zur Jungfrau Maria, Zeus zum Gott Vater, Poseidon und Hermes wurden zum heiligen Nikolaos und Michael, an die Stelle des Asklepios traten Kosmas und Damian, an jene der Heroen und Nymphen setzte das Volk Heilige und Gestalten des Aberglaubens. Gleichklang des Namens ließ aus Dionysos den hl. Dionysios, aus der Geburtshelferin Eileithyia den hl. Eleutherios werden.

Der Parthenon war schon um 435 zur christlichen Kirche geworden, der Panhagia geweiht; eine andere Überlieferung nennt als Patronin die Hagia Sophia, eine legendarische weiht ihn dem unbekannten Gott des Apostels Paulus. Erechtheion, Niketempel, das sog. Theseion, ja sogar die Burghöhlen des Pan und des Apollon wurden christliche Heiligtümer. Eine Kirche der Zwölf Apostel löste den Zwölfgötteraltar ab.

So lebten die alten Kulte an den alten Stätten in neuen Formen fort. Nur an die Stelle der antiken Götterstatuen traten die eintönig gemalten Bilder des Pantokrator und der Heiligen.

Die große Zeit Griechenlands war ein für allemal vorüber; über die Vorgänge im 6. bis 11. Jahrhundert besitzen wir nur wenig Nachrichten. Fallmerayer konnte 1835 unter Zustimmung namhafter Gelehrter die Ansicht aussprechen: „Attika blieb beinahe vierhundert Jahre lang eine menschenleere Wüste. Die Gebäude der Stadt (Athen) fielen größtenteils zusammen, aus den Straßen wuchsen Bäume, und die ganze Stadt wurde zuletzt ein Wald, ein Dickicht von Ölbäumen.“ Allein der um die griechischen Altertümer hochverdiente deutsche Gelehrte Ludwig Roß wies mit

einschneidender Kritik nach, daß in Fallmerayers Quelle nur von Unkraut in den schlechtgepflegten Straßen Athens und nicht von einem Ölwald die Rede sei und daß zudem jene Quelle nicht eine echte Chronik der Anargyrosmonche aus dem 10. Jahrhundert, sondern eine Fälschung oder zum mindesten eine Verfälschung des Griechen Pittakis aus dem 19. Jahrhundert gewesen sei.

Aus ficherer Überlieferung wissen wir, daß die ehrgeizige Irene aus Athen im 8. Jahrhundert den byzantinischen Kaiserthron bestieg und ihre Schwäger nach Athen verbannte, daß Athen ständig ein Bischofssitz blieb und daß der große Bulgarenbesieger Basileios II. 1019 ein kirchliches Siegesfest auf der Akropolis feierte. Wenn auch die prächtigen Kirchenbauten aus mittelbyzantinischer Zeit, wie die Klöster des Hofios Lukas in Phokis (Taf. 70, 71), zu Orchomenos in Böotien (Taf. 72, 73) und zu Daphni in Attika (Taf. 25), auf Stiftungen der Kaiser oder hoher Würdenträger in Konstantinopel zurückgehen und allem Anschein nach von hauptstädtischen Baumeistern ausgeführt sind, so beweisen sie doch, daß Griechenland damals nicht völlig vergessen und allen höheren Lebens bar war. Als Kaiser Leo III. gegen die an Vielgötterei grenzende Verehrung der Heiligenbilder einschritt, war der Herd des Widerstands Griechenland. Für die trotz Seuchen und Kriegen ungebrochene Rassenkraft der Griechen zeugt es, daß sie der schon im 6. und 7., besonders aber im 8. und 9. Jahrhundert massenhaft ins griechische Festland eindringenden Slaven doch schließlich Herr wurden. Der Peloponnes, mit Ausnahme von Patras und Korinth, wurde damals von Bulgaren und anderen slavischen Stämmen überflutet, in Nord- und Mittelgriechenland sahen sich die Hellenen in wenige Plätze zurückgedrängt, Attika blieb ziemlich, die Inselwelt völlig von der fremden Invasion frei. Zahlreiche Namen von Städten wie Charwáti statt Mykene, von Flüssen und Bergen in ganz Griechenland zeugen bis heute von dieser slavischen Besiedelung; erst in unseren Tagen suchen die Griechen die Spuren dieser geschichtlichen Vorgänge zu verwischen, indem sie die slavischen Ortsnamen durch altgriechische systematisch ersetzen. Die anfangs in bitterer Feindschaft einander gegenüberstehenden Hellenen und Slaven verschmolzen allmählich, es entstand eine neue, lebenskräftige slavisch-griechische Rasse; dank seiner höheren Kultur und der missionierenden Kraft der orthodoxen Kirche blieb das national-griechische Element das Bestimmende. Im 11. Jahrhundert war der Prozeß in der Hauptsache abgeschlossen; die Slaven hatten den griechischen Volkstypus verändert, hatten aber ihr Nationalgefühl eingebüßt und waren hellenisiert.

Wirtschaftlich nahm das Land im 12. Jahrhundert einen großen Aufschwung. Der Ackerbau hob sich, in Theben, Korinth, Negroponte und anderen Städten blühte die Seidenzucht und Purpurfärberei empor, durch die Kreuzzüge wurde der Orienthandel neu belebt, und die von Italiens Küste nach dem Osten segelnden Schiffe liefen die griechischen Häfen an. Über Thebens führende Stellung in der Fabrikation berichtet Rabbi Benjamin Tudela (Voyages, Amsterdam 1734), der um 1170 verschiedene Städte Griechenlands bereifte, um die Verbreitung der Juden festzustellen.

Griechenland unter fränkisch-byzantinischer Herrschaft. 1204—1453. Doch als die Kreuzfahrer ihr heiliges Ziel Jerusalem aus dem Auge verloren und in offenkundiger Beutegier 1204 Konstantinopel und das byzantinische Reich eroberten, legte sich eine zweite fremde Schicht übers griechische Land. Fränkische Ritter herrschten ein paar Jahrhunderte über Hellas; und waren sie auch an Zahl gering gegenüber den einst eingedrungenen Slaven, so brachten sie dafür eine alte überlegene Kultur mit und wurden so dem griechischen Volkstum gefährlich. Keine Fremdherrschaft war den Griechen aller Zeiten so verhaßt wie die fränkische, nicht einmal die bitter zu tragende der Türken, denn keine bedrohte ihre geistige Eigenart so sehr. Die fremden Lehensherren sowie ihre französischen und italienischen Mannen brachten die lateinische Kirche und abendländisches Wesen ins Land. Das Aussehen vieler Städte änderte sich völlig, und die Ruinen zu Korinth (Taf. 28, 29), Nauplia (Taf. 38), Argos, Chlemutzi, Kaláwryta, Geráki, Weligosti, Andrawida und Mistrá (Taf. 49 bis 52) im Peloponnes, die Burgenreste von Sálona (Taf. 63), Lamia und Hypate in Mittel- und Nordgriechenland, sowie die Bauart der Städte auf den Inseln erinnern noch lebendig an die Herrschaft venezianisch-fränkischen Geschmacks. Die Hauptmasse der Bevölkerung hielt sich von der Vermischung mit den Eindringlingen ganz frei, nur in den Städten fanden Ehen zwischen Franken und Griechen statt, deren Kinder spottweise Gasmulen genannt wurden.

Politisch waren die Jahrhunderte bis zur Türkenherrschaft eine Zeit unheilvoller Zerrissenheit. Das Land zerfiel in zahlreiche kleine Staaten mit stets umstrittenen Grenzen und häufig wechselnden Besitzern. Alles blieb im Fluß, da es an einer festen Zentralgewalt fehlte; der Stärkere jagte dem Schwächeren die Beute ab. Das mächtige Venedig hielt seinen Anteil, Patras, Modon und Koron im Peloponnes, Kreta und viele andere Inseln fest und brachte diese Stützpunkte seines Levantehandels zu Wohlstand. Den größten Teil des Peloponnes unterwarf sich das Geschlecht der Villehardouin, die schließlich als Herzöge von Achaia anerkannt wurden. Markgraf Bonifatius II. von Montferrat gründete im Norden Griechenlands ein Königreich Theßalonike, eroberte Böotien und Attika und belehnte 1207 den Burgunder Othon de la Roche mit den beiden letzten Landschaften. Noch 1203 hatte Athen unter Führung seines tapferen Erzbischofs Akominatos seine Unabhängigkeit gegen Leon Sgueros, den Tyrannen von Nauplia, glücklich verteidigt. Rührend klingt die Klage des Erzbischofs über die Armut und den Rückgang Athens (unten S. 42); in einem Briefe schreibt er wehmütig, da er lange in Athen lebe, sei er ein Barbar geworden, aber die Griechen jener Zeit wollten lieber auf griechisch arm sein, wie auf fränkisch reich. Unter Otto de la Roche wurde die Akropolis zur fränkischen Residenz, der Parthenon zur römisch-katholischen Bischofskirche, und Akominatos ging gram erfüllt, gleichsam als Symbol des beleidigten Griechentums in die Verbannung. Erst Rainerio, aus dem Florentiner Bankhaus der Acciajuoli, seit 1394 Herzog von Athen, stellte das griechische Erzbistum wieder her, brachte

die Stadt zu neuer Blüte und verföhnte die Griechen nach Kräften mit der Fremdherrschaft. Das Erechtheion war sein Regierungspalast, die Propyläen bargen die herzogliche Kanzlei, das „Castell Setines“, verstümmelt aus εἰς Ἀθήνας, wie die Franken die Akropolis hießen, wurde zu einer Schloßburg im Florentiner Stil. Zur Zeit der fränkischen Herrschaft errichtete man auch auf dem Südflügel der Propyläen den 24 Meter hohen und 8 Meter breiten „Frankenturm“, der bis zu seiner Abtragung im Jahre 1874 die Silhouette der Akropolis charakteristisch bestimmte.

Während der ganzen fränkischen Epoche streben die früheren Herren von Byzanz nach Wiedergewinnung ihrer Machtstellung. Schon 1261 macht Michael VIII. Palaiologos durch Wiedereroberung von Konstantinopel dem lateinischen Kaifertum ein Ende. Mitte des 14. Jahrhunderts setzten die Byzantiner im Peloponnes eine Herrschaft ein, die eine Art Sekundogenitur der byzantinischen Kaiser bildete. Die jeweiligen Machthaber, die Despoten, residierten in Mistrá und machten die Stadt zu einem Sammelpunkt griechischer Gelehrter, so daß diese im 15. Jahrhundert Athen und Theffalonike an Bedeutung für das griechische Geistesleben überflügelte und einem italienischen Fürstenhofe der Renaissance glich; verkündete doch der Gelehrte Georgios Gemisthos Plethon aufs neue den Ruhm Platos und gründete eine Sekte, die Heidentum und Christentum vermischte. In wundervoller Lage schoß unterhalb der Burg des 13. Jahrhunderts eine ganze Stadt aus dem Boden, deren prächtige Ruinen noch heute jeden Beschauer bezaubern, in ihrer Verlassenheit ein redendes Zeugnis des Spieles der Zeiten (Taf. 49–52). Berg und herumfließender Bach führten nach einer griechischen Käseart (μυζήθρᾱς) den Namen Myfithra; wegen des Gleichklangs nannte Wilhelm II. Villehardouin seine neuerbaute Burg Mistrá; auf altfranzösisch die „Beherrscherin“¹.

Manuel Kantakuzenos, der erste Despot von Mistrá, begann 1349 die Befiedelung verödeter Landstriche mit Albanesen, die im Laufe des 14. Jahrhunderts massenhaft aus dem Norden einwanderten und das ethnographische Bild Griechenlands stark beeinflussten. Die Albanesen, auch Felsenbewohner, „Schkypetaren“, genannt, waren tüchtige Ackerbauer und Krieger, ließen sich aber sehr schwer hellenisieren und behaupteten ihre Sprache und Sitten an manchen Stellen Griechenlands bis auf den heutigen Tag. Ihre Einwanderung beschränkte sich nicht nur auf den Peloponnes, sondern überflutete auch Attika und Böotien und zahlreiche Inseln, besonders Hydra und Spetzä. Vor den kriegerischen Wirren zwischen Serben, Albanesen und Hellenen flüchteten griechische Mönche in die Einsamkeit der Metéorafelsen (Taf. 77 bis 79), wo der fromme Nilos 1367 durch Gründung von vier Kirchen den Grund zu einer Mönchsrepublik legte.

¹ Goethe wählt als Schauplatz der Helenaepifode in *Faust*, II. Teil, mit bewußtem Anachronismus statt des antiken Sparta die Burg Mistrá; die Hauptquelle für die griechische Geschichte der fränkischen Zeit, die Chronik von Morea aus der Zeit um 1330, kannte er nicht. Geschichte und Bauten von Mistrá behandelt trefflich A. Struck, Mistrá 1910; darauf fußt eine Skizze von O. Weber, Im Banne Homers, 1912, S. 237.

Der erste auf eigener Anschauung fußende Bericht über antike Monumente in Griechenland stammt von dem italienischen Notar Niccolò di Martoni, der 1395 auf einer Wallfahrt ins Heilige Land nach Griechenland verschlagen wurde und zahlreiche Inseln, Chalkis, Athen, Megara und Korinth, besuchte. Wenn Martoni auch ausdrücklich versichert, er wolle die Wahrheit feststellen gegenüber weitverbreiteten Irrtümern, so ist er doch ganz und gar nicht imstande, den Angaben seiner Gewährsmänner mit Kritik gegenüberzutreten. Hier sehen wir zum ersten Male, wie sich in Athen eine üppig wuchernde Lokaltradition herausgebildet hatte, welche die Namen der berühmten Vorfahren, vor allen der Philosophen und Politiker, ohne jede sachliche Begründung mit beliebigen antiken Resten verband. Wir hören durch ihn von zwei Quellen, aus denen die Schüler der Philosophen trinken mußten, um weise zu werden, vom Lehrgebäude des Aristoteles und vom damaligen Zustand der Akropolis. Die Zahl der Herdstellen schätzt Martoni auf 1000. Über Megara gelangt er zu Schiff und auf Schleichwegen, in steter Angst vor Räubern, nach Korinth; der antiken Reste Korinths gedenkt er mit keinem Wort. Von seiner Reise durch die Inselwelt des Ägäischen Meeres berichtet unkritisch, aber mit vielen kuriosen Einzelheiten über den Zustand der Inseln zur Frankenzeit, um 1420 der Florentiner Presbyter Christoforo Buondelmonti im *Liber Insularum Archipelagi* (herausgegeben von Legrand, Paris 1897).

Am Ende der Frankenherrschaft betritt ein Reisender den Boden Griechenlands, der mit Scharffinn und Verständnis nach den Resten des von ihm geliebten Altertums forscht und für uns die wichtigste Quelle über den Zustand der antiken Ruinen im Mittelalter ist, Ciriaco de Pizziccoli, nach seiner Vaterstadt Cyriacus von Ancona² genannt. Halb Kaufmann, halb Gelehrter, besucht er, ein gerne gesehener, berühmter Gast, in mehreren ausgedehnten Reisen die Fürstenthöfe jener Zeit, überall Inschriften, Handschriften und Kunstwerke sammelnd; seiner Zeit vorausseilend, kämpft er für die Schonung der antiken Reste. Er beschreibt und zeichnet nach besten Kräften, was er sieht, und hat so manches während der Türkenherrschaft zerstörte Denkmal für die archäologische und kulturhistorische Forschung gerettet. Oft setzt er der Lokaltradition eine gesunde Kritik entgegen, und bei der Ausgrabung des Asklepiostempels zu Paros 1445 sucht er wie ein moderner Archäologe die Lösung wissenschaftlicher Fragen mit dem Spaten in der Hand. Die Nachprüfung seiner Inschriftenkopien hat deren Güte und Zuverlässigkeit erwiesen, hat aber in vereinzelten Fällen gezeigt, daß Cyriacus zuweilen Stellen antiker Autoren als Inschriften ausgab. Im ganzen ist jedoch gerade der Sinn fürs Tatsächliche, das Zurückgreifen auf die monumentalen Quellen gegenüber der Fabulierfucht der Zeit

² Cyriacus 1391—1452. Literatur und Quellenzitate für C. und andere Reisende werden hier nur gegeben, wenn sie nicht bereits in dem zusammenfassenden Werk von W. Judeich, *Topographie von Athen*, 1905, stehen. Für die Reisen durch Griechenland kommt hauptsächlich in Betracht: *Epigrammata reperta per Illyricum a Cyriaco Anconitano* (Roma 1654). Eigenhändige Tagebuchblätter und Zeichnungen während des zweiten Aufenthaltes des C. in Mistrá-Sparta mit unzureichenden, sachlichen Erläuterungen bei Sabbadini in *Miscellanea Ceriani*, Mailand 1910.

das Große und Charakteristische an dem Manne. Im Gegenfatze zu feinen Zeitgenoffen will er nicht bloß Merkwürdigkeiten, die er zufällig antrifft, befchreiben, fondern er reift als erfter in der Abficht, „die Monumente der Alten, die allenthalben in der Welt zerftreut feien, zu erforfchen.“

Bei einem fechstägigen Aufenthalt zu Delphi im März 1436 erkennt Cyriacus das Theater und das Stadion, hält aber das Halbrund des Argiverdenkmals fälfchlich für die Refte des Apollontempels. Diefen ftarken Irrtum erklärt die Tatsache, daß Cyriacus den beften antiken Führer durch die Ruinenftätten, den Paufanias, nicht befaß, fondern bloß die Nachrichten des Geographen Strabon benutzen konnte. Über das Kloster Hofios Lukas in Phokis, das ruinenreiche Lebadeia, das allenthalben zerftörte Orchomenos (Taf. 74) und das damals zu einer Refidenz erhobene Theben, gelangt er, Euböa freifend, nach Athen, wo er vom 7. bis 22. April 1436 weilt. Als Humanift fieht er im Parthenon keine chriſtliche Kirche, fondern das „göttliche Werk des Phidias“, er erkennt die durch Umbauten ftark veränderten Propyläen, das Dionyfoftheater und die Wafferleitung Hadrians, welche man ihm als Schule des Ariftoteles zeigt. Es ift für jene Zeit ein großer Fortfchritt, daß Cyriacus beim „Turm der Winde“ (Taf. 18) die geläufige Erklärung „Grab des Sokrates“ verwirft und darin einen Tempel des Aiolos fieht, fowie daß er das im Volksmund als „Laterne des Demofthenes“ bezeichnete Lyfikratesdenkmal (Taf. 10) lieber als einen Bau für Theaterzwecke betrachtet. Das Hadrianſtor bot ihm ſchon durch die Infchrift die richtige Erklärung dar, verleitete ihn aber, im nahegelegenen Olympieion (Taf. 19), von dem damals noch 21 Säulen aufrechtſtanden, einen Palaſt des Hadrian zu ſehen. Die Kriegsfzenen am Fries des fogenannten Theſeions (Taf. 16) ließen ihn wohl in dieſem Bau einen Tempel des Ares vermuten. Dem erften Aufenthalt des Cyriacus in Athen verdanken wir auch die älteſte uns erhaltene Zeichnung des Parthenon, die flüchtig, in den Proportionen verfehlt und wenig lehrreich ift.³ Im Piräus fieht er als Schmuck der Einfahrt den gewaltigen, marmornen Löwen, der dem Hafen den Namen Porto Leone gab und ſpäter nach Venedig entführt wurde. In Korinth zählt der Reiſende am „Tempel der korinthischen Juno“, dem heute noch aufrecht ſtehenden Apollontempel (Taf. 31) 13 Säulen; der Tempel war alfo ſchon damals in einem Zuſtande, der dem von Dodwell gezeichneten (Taf. 30) recht ähnlich war. In Sparta-Miſtrá und Meſſene beſchreibt Cyriacus noch zahlreiche Altertümer, die ſeitdem zugrunde gegangen ſind. Es ift charakteriſtiſch, daß er ſeinen zweiten Beſuch in Miſtrá damit motiviert, daß es wahrhaftig nicht genügend gewesen ſei, die alten Monumente Spartas einmal zu ſehen. Freunde aus Nauplia begleiten ihn nach Mykenä. Da er aber das Löwentor nicht erwähnt, und

³ Die Zeichnung, jetzt im Berliner Muſeum, iſt abgebildet Archäologiſche Zeitung, 1882, Taf. 16. Eine Kopie in dem weitverbreiteten Zeichenbuch der Brüder Giuliano und Francesco di San Gallo (um 1500) zeigt die Vorlage des Cyriacus ganz entſtellt; aus dem doriſchen Parthenon iſt unterm Einfluß des Pantheons zu Rom ein korinthischer Tempel geworden. Albrecht Dürer erhielt Zeichnungen atheniſcher Bauten, die ihm der Nürnberger Arzt Hartmann Schedel nach Vorlagen des Cyriacus in Padua kopiert hatte.

eine erhaltene Zeichnung von feiner Hand nach einer Beobachtung von Paul Wolters deutlich ein Tor der Befestigung von Katfingri darstellt, ist es offenbar, daß er wie seine Freunde Katfingri für Mykenä ansah. Trotzdem das Löwentor nie unter die Erde kam, war also die Lage Mykenäs im Mittelalter völlig vergessen.

Griechenland unter türkischer Herrschaft. 1453–1832. Noch zu Zeiten des Cyriacus kündigte sich eine gewaltige Wandlung der politischen Gestaltung Griechenlands an. Schritt für Schritt, in blutigen Kämpfen, gewinnt ein neuer Herr die Balkanhalbinsel: die Türken. 1453 erobert Mohammed II. Konstantinopel, 1456 sein Feldherr Omar Athen, das bereits seit 1393 vom Sultan abhängig geworden ist, und bald wird Griechenland mit geringen Ausnahmen türkische Provinz. Am zähesten behauptet Venedig seinen Besitz, aber 1470 wird Euböa und 1669 selbst Kreta eine Beute der Türken. Eine Episode des fortdauernden Kampfes zwischen Venedig und der Türkei bleibt für die Menschheitsgeschichte besonders traurig. Bei der Beschießung Athens durch die Venezianer entzündete am 26. September 1687 eine von einem lüneburgischen Leutnant in Morosinis Diensten geschleuderte Bombe das im Parthenon aufgehäufte Pulver und legte dies unerfetzliche Denkmal menschlichen Könnens für immer in Trümmer. Wie Morosini vorausah, konnte Athen auf die Dauer nicht gehalten werden; der Parthenon wurde also umsonst geopfert. Beim Anmarsch der Feinde war der Athena-Nike-Tempel (Taf. 13) völlig abgetragen und das gewonnene Material in eine Bastion vor den Propyläen vermauert worden, so daß er bis zu seinem Wiederaufbau (vgl. S. 46) im Jahre 1835 völlig von der Bildfläche verschwunden blieb. Morosini wollte als Siegestrophäe den Poseidon und das Gespann der Athena vom Westgiebel des Parthenon auf den Markusplatz in Venedig schaffen lassen, allein beim Herausnehmen aus dem Giebel fielen die Skulpturen zu Boden und zerfchellten. Daraufhin nahm Morosini drei antike Löwen mit, die noch heute zusammen mit einem vierten vor dem Arsenal in Venedig stehen, unter ihnen den mächtigen Löwen vom Piräus.

Griechenland, das trotz aller Zerriffenheit und Unruhe von den fränkischen Herrschern zu geistigem und wirtschaftlichem Leben erweckt war, wurde unter den Türken wieder die vernachlässigte Provinz eines großen, stammfremden Reiches. Das Land verarmte rasch. Die Osmanen ließen das in byzantinischer Zeit eingeführte Lehenssystem grobenteils bestehen und benutzten die Feudalherren zur Einziehung der Steuern, vor allem begünstigten sie das Tschiftlikssystem, welches den Großgrundbesitz den Domänenherren zu eigen gab, während der schwer arbeitende Bauer keinen Zollbreit Boden besaß und den größten Teil der Ernte abliefern mußte. Wer dem türkischen Druck entgehen wollte, flüchtete in die Berge, so daß manche Gebirgslandschaften heute noch auffallend stark bevölkert sind. Dort in entlegenen Klöstern und Dörfern lebte der griechische Freiheitsgedanke am stärksten fort. Die Türken suchten die kräftigen Bergstämme als Polizeitruppen zu verwenden. Jedoch diese Armatolenbanden ergriffen oft gegen die Türken Partei. Aus ihnen

entwickelten sich die verwegenen Klephten, die, halb Räuber, halb Freiheitskämpfer, noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts das Reisen in Griechenland lebensgefährlich machten (siehe unten S. 26. 74), binnen kurzem aber auch in Theffalien und Mazedonien, wo sie in Resten bis in unfre Tage fortleben, ausgerottet sein werden.

Die Bevölkerungsziffer Athens sank auf 8000 Seelen herab. Der türkische Kommandant bewohnte das fränkische Schloß in den Propyläen, seinen Harem verlegte er ins Erechtheion, der Parthenon wurde zur Moschee und nahm nach seiner Zerstörung eine kleine Moschee in sich auf (Taf. 8) mit einem Minaret in der Südwestecke. Ein Woiwode verfuhr die Stadtverwaltung, ein Kadi die Rechtsprechung. Griechen und Türken lebten nebeneinander her; die Religion errichtete eine Scheidewand; nur Teile der Albanesen wurden zum Islam bekehrt. Blieben auf diese Weise die Griechen auch ein Staat im Staat mit eigenen Empfindungen und Interessen, so wirkte das jahrhundertelange Zusammenleben doch auf die Gestaltung der Lebensführung und den äußeren Habitus stark ein. Das Stadtbild und das Straßenleben, wie es Dodwell am Anfang des 19. Jahrhunderts zu Athen (Taf. 3) und anderswo gezeichnet hat, trägt ganz den türkischen Stempel. Osmanische Tracht und Sitte dominieren, Minaret und Laubengasse bestimmen den Stadtcharakter. Im heutigen Landbild ist diese starke türkische Note ganz verwischt. Mit leidenschaftlichem Haß verfolgten die Griechen nicht nur den Türken, sondern auch jedes Denkmal der türkischen Zeit, selbst die malerischen Zypressen, die oft fallen mußten, weil sie die Lieblingsbäume der Osmanen sind. In dem Wunsche, die Erinnerung an die Fremdherrschaft auszutilgen, wüthen die Griechen gegen unersetzliche, historische Denkmäler des eigenen Landes. In Athen verfällt der letzte stattliche Zeuge der Türkenzeit, die malerische Moschee bei der Stoa des Hadrian. Nur im Norden des Landes haben sich die Türken und ihre stimmungsvollen Heiligtümer (Taf. 81) gehalten.

Für die wissenschaftliche Durchforschung Griechenlands war die Herrschaft der Türken ein großes Hindernis.⁴ In jedem Reisenden sahen sie zunächst einen Spion, im besten Falle einen Schatzgräber, der Gold und Silber ans Licht schaffen wollte. Wie sollten sie auch die Bewunderung antiker Werke und das Streben, diese ihrer selbst willen zu studieren, verstehen, wo sie ihre Religion jede Nachbildung menschlicher und tierischer Gestalt haßten lehrte; ihnen waren die antiken Monumente dazu recht, daraus Kalk zu brennen oder mit den zerschlagenen Teilen ihre elenden Hütten auszuflicken. Daher konnte es ruhig geschehen, daß im 18. und 19. Jahrhundert Choiseul-Gouffier und in größerem Maßstab Lord Elgin den Skulpturenschmuck des Parthenon nach Paris und London brachten, daß die Ägineten nach München und der Fries des Tempels zu Phigalia ins Britische Museum wanderten. Eine Zerstörung der antiken Denkmäler rein aus Lust zum Zerstören fand nie statt;

⁴ Für die Reiseliteratur zur Zeit der türkischen Herrschaft ist, soweit Athen in Betracht kommt, grundlegend: Comte de la Borde, *Athènes aux XV^e, XVI^e et XVII^e Siècles*, Paris 1854. Daneben H. Omont, *Athènes au XVII^e Siècle*, Paris 1898, und *Missions archéol. françaises en orient aux XVII^e et XVIII^e Siècles*, Paris 1912.

die 1778 vom Woiwoden befohlene Abtragung des Tempels am Ilifos, der Stadionbrücke und des Portals der Hadrianischen Wasserleitung erfolgte, um rasch Material für eine Mauer gegen die plündernden Albanesen zu gewinnen.

Aus dem Anfang der Türkenherrschaft besitzen wir mehrere Berichte über die Altertümer Athens. Ein umfangreicher Traktat eines unbekannten Verfassers, des sogenannten Wiener Anonymus, führt den seltsamen Titel: die Theater und Schulen von Athen. Wahrscheinlich stammt er aus der Zeit um 1460. Der Anonymus gibt keine wertvolle topographische Beschreibung, sondern vermittelt nur am vollständigsten die traditionelle Bezeichnung der damals bestehenden Ruinen. Abgesehen von den uns schon durch Cyriacus und Martoni bekannten Benennungen beschreibt er die Sonnenuhr des Andronikos (Taf. 18) als Schule des Sokrates, die Reste des Odeions als Paläste des Kleonides und Miltiades, das Dionysostheater als Schule des Aristophanes, den Niketempel als Musikschule des Pythagoras und das Olympieion als Königspalast. Beim Theseion spricht er ganz allgemein von einem Tempel, an dem die Grabreden zu Ehren von Siegern in den Spielen gehalten wurden. Deutlich verlegt er die Quelle Enneakrunos oder Kallirrhoe in die Gegend des Ilifos. Zur Zeit des Verfassers bis zum Jahre 1778 stand dort auf dem linken Ufer des Flusses ein ionischer Tempel aufrecht, den der Anonymus Tempel der Hera nennt. Ein ähnlicher, meist als gleichzeitig geltender Bericht, der Pariser Anonymus, stammt wohl erst aus dem 17. Jahrhundert, da er bereits vom Theseustempel spricht.

Wertvoller, mit besserer Beobachtung des Tatsächlichen abgefaßt, sind die Aufzeichnungen eines Norditalieners, den wahrscheinlich ein Streifzug der Venezianer 1466 nach Athen und Korinth führte. Die Burg, die damals in den Händen der Türken blieb, konnte er nicht betreten und schildert sie daher nur summarisch. Dieser dem Namen nach nicht bekannte und daher Mailänder Anonymus genannte Landsmann des Cyriacus sieht in Athen an der Hadriansstoa noch das Westportal mit vier Säulen und am Philopapposdenkmal noch das Relief der rechten Nische, am Tempel von Korinth zwölf bis vierzehn Säulen beisammen stehend und eine getrennt aufragend.

Aus dem 16. Jahrhundert dringen nur kümmerliche Nachrichten griechischer Reisender an unser Ohr. Baron de Saint Blancard befährt 1537 mit einer französischen Flotte die Levante. Einer seiner Offiziere, de Borderie, berichtet in poetischer Form über die Fahrt; ein anderer Begleiter, J. de Vega, schildert Ägina als verlassen, erwähnt den Piräuslöwen und am Kap Sunion achtzehn Säulen, wo, wie der türkische Pilot erzählt, einst Aristoteles Philosophie las. A. Thevets Berichte (*Cosmographie du Levant*, 1554) über die Obeliskten, Säulen und Schulen Athens sind phantastisch und schwindelhaft.

Die spärlichen Reiseberichte der Italiener und Franzosen drangen nicht in weite Kreise. In Deutschland glaubte man nicht einmal mehr an die Existenz Athens. Allgemein war die Meinung: *Fuit quondam Graecia, fuerunt Athenae, nunc neque in Graecia Athenae neque in ipsa Graecia Graecia est*; es gab einst Griechen-

land, es gab Athen, jetzt gibt es weder in Griechenland Athen, noch in Griechenland selbst Griechenland. Der wiedererwachte Humanismus und das Interesse der protestantischen Theologie an der griechischen Sprache und Kirche erweckte wieder das Bedürfnis, die Grundlagen unserer Kultur kennenzulernen. Martin Cruſius, Professor der griechischen Sprache in Tübingen, verschmähte alle Quellen zweiter Hand und suchte den Zustand Griechenlands durch direkte Anfragen bei Kennern des Landes festzustellen. Er trat mit gebildeten Geistlichen griechischer Nationalität in Konstantinopel, wie Zygomalás und Kabafilas, in Briefwechsel (unten S. 43) und veröffentlichte diesen in einem großen, vortrefflich gearbeiteten Werk *Turcograecia* (Hellas unter den Türken, Basel 1584). Bezeichnete darin Zygomalás auch Athen als ein Tier, von dem nur noch das Fell vorhanden, das Leben aber gewichen sei, so wurde doch dies klar, daß die Stadt und ihr Name noch existiere und daß zahlreiche Reste des Altertums noch aufrecht standen.

Im 17. Jahrhundert werden für die Wiederentdeckung Griechenlands von Wichtigkeit die Reisen fremder Gefandter und Konsuln nach dem Orient und die Niederlassung französischer Mönchsorden in Athen. Für die völlige Kritiklosigkeit gegenüber den Erzählungen der Griechen ist charakteristisch ein Bericht des Sekretärs des französischen Gefandten an der Pforte Des Hayes, der 1632 seinen ahnungslosen Landsleuten über den Parthenon mitteilte, er sei ein wohlerhaltener prächtiger Tempel ovaler Form, umgeben von einer dreifachen Säulenreihe, geweiht dem Unbekannten Gotte. Ein für das Land wenig erfreuliches Interesse bewies Lord Arundel dadurch, daß er von 1613 ab als erster methodisch Skulpturen und Inschriften, wie das für die griechische Geschichte so wichtige Marmor Parium nach England brachte. Als die Franzosen die Venezianer auf Kreta gegen die Türken vertragswidrig unterstützten, wurde die Durchforschung des Landes immer schwieriger und gefährlicher. Deswegen konnte sich der gut und einfach schreibende Mr. des Monceaux (*Voyages de C. de Bruyn V*, 1732), der 1668 bis 1669 den Orient bereifte, in Athen nicht gründlich umsehen; er unterscheidet drei Tempel in Eleufis und notiert am Kap Sunion einen „temple de Venus Coliades“. 1670 schickt Ludwig XIV. den Marquis de Nointel an den Hof des Sultans, um den Trotz der Türken zu brechen. Auf einer Rundreise durchs Mittelmeer sammelte Nointel viel Material für eine ausführliche Beschreibung, kam aber nie zur Ausführung seines Planes. 1674 ließ er Carrey, einen Maler seines Gefolges, vom Skulpturenschmuck des Parthenon genaue Zeichnungen anfertigen, die nach der dreizehn Jahre darauf erfolgten Zerstörung des Tempels die Grundlage unserer Kenntnis der Parthenongiebel wurden. Um sechs Ellen venezianischen Scharlachtuches und sechs Oken Kaffee, zusammen im Werte von fünfzig Zechinen, mußte von den mißtrauischen Türken die Zeichnungserlaubnis erkaufte werden. Außer Depeschen Nointels, in denen das Olympieion willkürlich Palaß des Perikles genannt wird, ist ein von ihm gefandter Traktat eines unbekannten Verfassers, des sogenannten Anonymus Nointelianus, aus der Zeit um 1680

von Wichtigkeit. Ein Italiener aus Nointels Begleitung, Cornelio Magni, berichtet klar und trocken über seine Reise, hauptsächlich über den Zustand Athens; da er nach Spon schreibt und dessen Reifewerk benutzt, verliert seine Schrift an Interesse. Kurz vorher wurde der aus türkischer Gefangenschaft entflohene Deutsche J. G. Transfeldt nach Athen verschlagen und bestimmte als erster Olympieion und Lyfikratesdenkmal richtig.

Die besten Kenner der griechischen Altertümer waren um die Mitte des 17. Jahrhunderts zwei französische Konsuln, Giraud und Chartaignier. Auf diese beiden Rivalen, die nichts für den Druck abschlossen, gehen viele Entdeckungen zurück, welche durch ihre Führungen Allgemeingut wurden. Die seit 1658 in Athen ansässigen Kapuziner erwarben um 1669 das Lyfikratesdenkmal und lehnten ihr Hospiz daran an; unsere Tafel 10 zeigt einen der Mönche im Garten, seinen Gedanken nachhängend. Ein Brief des Jesuiten Babin aus dem Jahre 1672 kennzeichnet ihr Wissen; neu ist in diesem die Erwähnung der Propyläen als Arsenals des Lykurg und des Philopapposdenkmals als Trajansbogens. Die Kapuziner fertigten den ersten Plan Athens mit Angabe der antiken Ruinen an, der zuerst von dem Pariser Gelehrten Guillet veröffentlicht wurde. Guillet verarbeitete in seinem Buche *Athènes ancienne et nouvelle*, Paris 1675, mit guter Kritik alles ihm übermittelte Material, die gelehrten Forschungen des Holländers Meursius und alle brauchbaren Nachrichten, so daß sein Werk eigentlich nicht unter die Reiseliteratur gehört, sondern deren scharffinnige Bearbeitung darstellt. Da er aber die Form einer wirklichen Reisebeschreibung, die er seinem von den Türken gefangenen Bruder in den Mund legt, gewählt hatte, blieb ihm der Vorwurf eines Schwindlers und Lügenbeutels nicht erspart. Diesen erhob vor allem der gelehrte Lyoner Arzt Jakob Spon, der 1675 bis 1676 zusammen mit den Engländern Wheler und Vernon Griechenland bereifte, in seinem Werke *Voyage d'Italie, de Dalmatie, de Grèce et du Levant* (Lyon 1678)⁵ alles auf Grund von Autopsie beschrieb und mit Hilfe der antiken Quellen, besonders des Pausanias, viele Irrtümer richtigstellte. Mit Guillet, dessen Verdienst erkennt und dem er manches verdankt, teilt er den Ruhm, den Grund zu einer wissenschaftlichen Topographie gelegt zu haben.

Spons Buch eröffnet die Reihe der großen wissenschaftlich gerichteten Reifewerke; von nun an wird die Geschichte der Wiederentdeckung Griechenlands zu einer Geschichte der archäologischen Durchforschung des Landes. Wir können nur mehr die Hauptlinien verfolgen, müssen die reine Fachliteratur⁶ außer acht lassen und

⁵ Ins Deutsche übersetzt von J. Menudier, Nürnberg 1690. Wheler, *Journey into Greece*, London 1682, übersetzt in der Hauptfache Spons Werk, bestimmt aber die Stelle des Areopag richtig.

⁶ Daher übergehen wir die Arbeiten der von der Society of Dilettanti zu London Abgesandten, welche die Ruinen des Landes planmäßig aufnahmen; ihre Veröffentlichungen, wie das Werk von Stuart und Revett, *The antiquities of Athens*, London 1762—1816, mit Stichen nach Altertümern in Athen (vgl. unsere Taf. 8, 10), in Korinth (vgl. unsere Taf. 30) und Saloniki sind heute noch unentbehrlich. Das Konkurrenzunternehmen des Franzosen Le Roy (*Ruines des plus beaux monumens de la Grèce*, Paris 1758), der bewußt auf die „langweilige Korrektheit der Engländer“ verzichtete, gibt prachtvolle Kupferstiche, ist aber unzuverlässig und im Text dilettantisch. Auch die hauptsächlich auf topographische Forschungen abzielenden Werke der Engländer Leake und Gell scheiden für uns aus.

uns auf die Schriften jener Autoren beschränken, die auf Grund von Reisen in Hellas über Land und Volk berichten. Gut gesehene Bilder des Lebens am Ende der Türkenzeit gibt der kluge, aber bequeme Richard Chandler (*Travels in Greece*, Oxford 1776), während fein Landsmann, Edward Dodwell⁷, mehr durch die trockne, aber getreue zeichnerische Aufnahme der griechischen Landschaften und Ruinenstätten im Anfang des 19. Jahrhunderts für uns von Wichtigkeit geworden ist (siehe Taf. 3, 64). Weniger getreu, mehr auf malerischen Effekt zugestutzt sind die architektonischen Aufnahmen des französischen Gefandten an der Pforte Choiseul-Gouffier, dessen Reisewerk (*Voyage pittoresque de la Grèce*, Paris 1780—1824) auch zahlreiche, nach französischem Geschmack zurechtgemachte Trachten- und Typenbilder enthält. Von selten bereisten Gegenden erzählt mit guter Beobachtung und dem Versuch kritischer Sichtung Pouqueville (*Voyage en Morée*, 1805. *Voyage en Grèce*, 1820); er charakterisiert Türken, Albanesen und Griechen anschaulich, schildert das Leben des seinem Ende zugehenden Mistrá (Taf. 11), die politischen und topographischen Verhältnisse Janninas (Taf. 76), wo der gefürchtete Ali Pascha, ein Albanese, die topographischen Studien Pouquevilles bereitwillig förderte. Mit leichter Ironie erwähnt er, daß ihm die Einwohner Artas die Brücke über den Arachthos (Taf. 59) als ein Wunderwerk gezeigt haben. Von Deutschen hat nur J. L. S. Bartholdi über seine Reise, die ihn in den Jahren 1803 und 1804 hauptsächlich nach Nordgriechenland führte, berichtet und in den Bruchstücken zur näheren Kenntnis des heutigen Griechenlands, Berlin 1805, Schilderungen des Volkslebens wie anmutige Beschreibungen der Landschaften gegeben.

Das Königreich Griechenland. Seit 1832. Der griechische Freiheitskampf und die anschließende Begründung des unabhängigen Königreiches hat eine Flut von Reise-literatur hervorgerufen. Nach vergeblichen Versuchen, das türkische Joch mit Hilfe der Russen abzuschütteln, brach 1821 eine Aufstandsbewegung los, die wie ein Sturm über Griechenland hinbrauste. Die Phanarioten, d. h. die im Stadtteil Phanári in Konstantinopel wohnenden Griechen, die nach dem Niedergang der italienischen Seehäfen durch den Orienthandel reich geworden waren, hatten die griechische Nation und die orthodoxe Kirche schon immer gegen die Osmanen unterstützt. Die 1814 in Odeffa gestiftete Hetärie der Philiker, welcher junge, von den Freiheitsideen der Französischen Revolution begeisterte Griechen, wie einflußreiche Hellenen in leitenden türkischen Staatsstellungen angehörten, schürte jetzt die Bewegung und strebte als Endziel nichts Geringeres an, als ein freies Großgriechenland mit der Hauptstadt Konstantinopel. Alexander Ypsilantis stand zuerst als Feldherr an der Spitze. In unerhört grausamen Kämpfen spielte sich der Krieg zwischen Kreuz und Halbmond ab, so daß „Meer und Flüsse sich stundenweit röteten vom Blute der Hinge-

⁷ Dodwell, E., A classical and topographical tour through Greece, during the years 1801, 1805 and 1806. I. II. London 1819. Dazu *Views in Greece*, London 1821; dreißig kolorierte Ansichten. *Cyclopien or Pelasgic Remains in Greece and Italy*, London 1834; 71 Aufnahmen aus Griechenland.

schlachteten.“ Zunächst nahmen die Griechen Athen und Tripolitza, den Hauptstützpunkt der Türken im Peloponnes, ein und beriefen 1822 unter Maurokordato eine Nationalversammlung, aber 1825 gewann Ibrahim Pascha, der Sohn des ägyptischen Vizekönigs, Morea zurück, 1826 fiel Missolonghi nach heldenhafter Verteidigung, und 1827 mußten die Griechen nach heftiger Beschießung, welche das Erechtheion stark beschädigte, von der Akropolis zu Athen wieder abziehen. Da, in der höchsten Not, nahmen sich, getrieben von der öffentlichen Meinung Europas, die Großmächte des heldenhaft ringenden Volkes an. Die türkische Flotte wurde von einem englisch-französisch-russischem Geschwader binnen weniger Stunden bei Navarin in Brand geschossen und der Sultan 1830 gezwungen, Griechenland als souveränes Reich anzuerkennen. 1832 wird der Sohn des Philhellenen Ludwigs I. von Bayern, Prinz Otto, zum König von Griechenland ausgerufen. Er fand das Land entvölkert, durch Malaria verseucht, die Leute verarmt, verwildert, ohne Einsicht in das Mögliche; es fehlte an Straßen, Bahnen, Schiffen, an allen Organen, deren ein wirklicher Staat zum Leben bedarf. Die kümmerlichen Landwege wurden durch Räuber, die Seewege durch Piraten so unsicher gemacht, daß alles Vordringen höherer Kultur erschwert ward. Athen war im türkischen Elend so verkommen (Taf. 7), daß ernsthafte Stimmen die Hauptstadt des neuen Reiches nach Korinth, an den Isthmus oder an die Stelle des Piräus verlegen wollten; nur der alte Glanz des Namens Athen ließ die Wahl auf die heutige Hauptstadt fallen.⁸ Der Reisende, der anfangs der dreißiger Jahre nach Athen kam, mußte — so erzählt Ludwig Roß in seinen Erinnerungen aus Griechenland — im Piräus auf dem Rücken eines Schiffers von Bord reiten; statt des glänzenden, veilchenumkränzten Athens, das seiner Phantasie vorschwebte, erblickte er zunächst eine gestaltlose, einförmig graubraune Schuttmasse, überragt von Zypressen und Ruinen. Als Admiral Malcolm von Malta zum Bau seines Hauses ein Paar zweirädrige Karren kommen ließ, war die ganze Stadt einige Tage auf den Beinen, um sich die Wunderwerke anzuschauen, denn seit einem Menschenalter hatte man in Attika kein Fuhrwerk mehr gesehen. Der Bau eines eisernen Ofens durch den deutschen Architekten Lüders lockte den Bischof und vornehme Türken zur Befichtigung an. Den Luxus von Fensterscheiben mußte sich der Fremde kontraktlich ausbedingen und voraus bezahlen. Bei Regen bedeckte die Gassen ein bodenloser Morast, bei Sonne ein unerträglicher Staub.

Durch die vereinigte Arbeit von Griechen und Deutschen wurde unter König Otto aus diesem Türkenneft eine europäische Stadt, aus dem nur mit Mühe vegetierenden Lande ein geordnetes modernes Staatswesen. Der Kanzler Armansperg und das Mitglied der Regentschaft, Maurer, schufen die Grundlagen der Verwaltung und Rechtsordnung, organisierten Heer und Unterricht, Handel und Verkehr. In Athen entstand nördlich der Akropolis eine neue Stadt nach den Plänen der Architekten Schaubert und Kleanthes. Wenn auch der moderne Städtebauer die rechtwinklig

⁸ Für das Folgende vgl. Ernst Reifinger, Neugriechische Skizzen in: Süddeutsche Monatshefte, 12, 1915, S. 992 ff.

und diagonal sich schneidenden Straßen wegen ihrer Einförmigkeit tadeln wird, der neue Stadtplan hatte doch den Vorteil, ein rasches Wachsen der Stadt zu erleichtern, und ließ die hinreißend schöne Akropolis auf allen Seiten das Stadtbild beherrschen. Auf Anregung Klenzes⁹ faßte der König den für das heutige Landbild folgenreichen Entschluß, die antiken Ruinen nicht bloß zu erhalten, sondern ihrer späteren Zutaten zu entkleiden. Unter Leitung des Konservators der griechischen Altertümer, Ludwig Roß, wurde die fränkisch-türkische Schicht der Akropolis abgetragen, der Athena-Nike-Tempel (Taf. 13) wieder aufgebaut und nach Möglichkeit das antike Aussehen des Burgberges wiederhergestellt.¹⁰ Mag man anderswo ein solches Verfahren als unhistorische Barbarei mit Recht verurteilen, hier, wo es sich darum handelte, die reine Schönheit einer einzigartigen Schöpfung des menschlichen Geistes zur Wirkung zu bringen, kann man nur zustimmen.

Trotz allem, was unter Otto geleistet wurde, kam das Land nicht zur Ruhe. Die Unzufriedenheit der Griechen machte sich 1843 in der Vertreibung der deutschen Beamten aus allen Stellen Luft. Der erhoffte Landzuwachs — die Grenze Griechenlands umfaßte damals das heutige Nordgriechenland, die Ionischen Inseln und Kreta noch nicht — blieb aus, Otto konnte weder das Parteiwesen meistern, noch ihm sich fügen, er wurde immer unfähiger, notwendige Entschlüsse zu fassen, während seine unbeliebte Gattin Amalie, eine oldenburgische Prinzessin, stärkeren Einfluß auf die Regierung gewann. 1862 verwehrten die Athener, aufgestachelt von England, dem Königspaar bei der Rückkehr von einer seiner häufigen Reisen ins Land die Einfahrt in den Piräus, Otto zog für den Rest seines Lebens die Ruhe in Bamberg der Unrast seines Königsamtes vor. Die Mehrheit des Volkes sah Otto, der dreißig Jahre ihr König gewesen war, ungern abdanken und hat ihm ein rührendes Andenken bewahrt. Die mit Otto ins Land gekommenen Bayern haben keine bedeutende ethnographische Nachwirkung hinterlassen. Nur die Namen einiger hervorragender griechischer Familien und die Inschriften auf dem Friedhof des einstigen Bayerndorfes Heraklion in Attika erinnern an diese letzte fremde Invasion.

Auch Georgios, Ottos Nachfolger aus dänischem Geschlecht (1863–1913), hat bis gegen das Ende seines Lebens in Griechenland nicht recht Wurzel gefaßt. Er brachte aber dem Lande äußeren Zuwachs: bei der Thronbesteigung die Ionischen Inseln, darunter das wertvolle Korfu (Taf. 88), als Morgengabe Englands, beim Berliner Kongreß 1878 Thessalien und Südepirus. Erst Konstantin, der jetzige König, ist nicht nur König von Griechenland, sondern ganz Grieche unter Griechen. Unter ihm, dem Türkenbesieger und Bulgarentöter, ist die Krone der erste Machtfaktor im Lande geworden.

In die Regierung des Georgios fallen die letzten, wichtigen Umgestaltungen des Landbildes durch Ausgrabungen bedeutender Ruinenstätten in großem Stile. Die

⁹ Die offiziellen Gutachten Klenzes sind als Beilagen zu seinem Buche: *Aphoristische Bemerkungen über Griechenland*, Berlin 1838, abgedruckt. Mit genialem Griff sind hier Leitsätze für die Antikenpflege aufgestellt, die bis heute in Geltung sind.

¹⁰ Roß' Arbeit wurde mit Erfolg wieder aufgenommen von Generalephoros Kavvadias; der Wiederaufbau ist bis heute nicht vollendet, weswegen die Propyläen auf Tafel 2 ein Gerüst zeigen.

Deutschen befreiten 1874—1881 Olympia von dem sechs Meter hohen Schutt, den der Kladeos und der Alpheios auf die Heiligtümer gelegt hatten, die Franzosen brachen 1892 das moderne Dorf Kastri ab und ließen statt dessen Delphi aus dem Boden erstehen, Engländer und Italiener förderten die kretischen Paläste zu Knossos und Phaistos zutage, und die Griechen gaben der Akropolis von Athen und den Heiligtümern von Epidauros ihre heutige Gestalt.

Wir haben noch einen Blick auf die Reiseliteratur des 19. Jahrhunderts zu werfen. Eine alles überragende, phänomenale Erscheinung, die alle Seiten der Betrachtung eines Landes in sich vereinigte, wie es Goethe für Italien war, fehlt in Griechenland. Der genialste Verkünder des Reizes der griechischen Erde, Lord Byron, hat seine Eindrücke nur dichterisch gestaltet. In wunderbare Verse hat er seine Liebe zu Hellas gegossen, ergreifend seinen Schmerz über den Verfall von Land und Volk ausgesprochen, leidenschaftlich zum Kampf um die Freiheit aufgefordert und Liebe und Streben mit dem Tod für Griechenland besiegelt.¹¹ Der Freiheitskampf lockte eine Menge Abenteurer ins Land, die als Legionäre auf Ruhm und Reichtum hofften und, zermürbt durch Hunger und Strapazen, ihrer bitteren Enttäuschung in zahlreichen Schriften Luft machten, welche natürlich nur politische und kulturelle Zustände einseitig beleuchteten. Schlicht und ergreifend erzählt sein hartes Schicksal Gottfried Müller (Reise eines Philhellenen, Bamberg 1825). Töne der Enttäuschung über den Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit klingen auch aus vielen Reiseberichten der unter König Otto ins Land gekommenen Bayern. Reizvoller als alle ihre Schriften lesen sich die „Bilder aus Griechenland“ von Ludwig Steub (Leipzig, 1841¹; 1885², der im Bankett von Korinth das Auftreten solcher Enttäuschter glänzend ironisiert. Da sehen wir den einstigen Praktikanten am Königlich Bayrischen Landgericht zu Ebersberg und gewesenen Regentschaftssekretär Zöpfelmeier indigniert aus einem Lande abziehen, wo das Volk die Beamten am Ärmel zupft und mit Du anredet, und den dreimal gescheiterten Dr. Fasel ankommen, der sich herabläßt, das Land mit blöden Verordnungen zu beglücken, sowie den aus Gotha gebürtigen und in Berlin spirituell akklimatisierten Dr. Rittersporn, der beleidigt und verkannt in die Heimat zurückkehrt, weil er in Athen im Examen durchfiel. Ludwig Roß, der beste deutsche Kenner Griechenlands zur Zeit König Ottos, bis 1836 als Konservator der Altertümer, dann als Professor der Archäologie an der Universität Athen tätig, hat den größten Teil seines Lebens der Bereifung und Erforschung von Hellas gewidmet und hat König Ludwig I. von Bayern, dem jungen Königspaar und vielen deutschen Gelehrten als kundiger Führer durch das Land gedient. Scharffinnig als Gelehrter, rein und entschieden im Charakter, als Stilist ein Klassiker der Archäologie, wird er auch späteren Zeiten der beste Führer durch das junge Griechenland sein. In seinen Inselreisen überwiegt die Absicht wissenschaftlicher Forschung, seine Königsreisen

¹¹ Vergleiche unten S. 37; außerdem den Preis der griechischen Inseln in Don Juan, 3. Gefang, und die Empörung über die Verstümmelung des Parthenon durch Lord Elgin in Harolds Pilgerfahrt, 2. Gefang.

und die „Erinnerungen und Mitteilungen aus Griechenland“ (Berlin 1863) tragen mehr den Charakter allgemeiner Reiseliteratur. Neben Roß lebten in den dreißiger Jahren eine Anzahl Deutscher in Griechenland, deren Urteil über die Zufälligkeiten des damaligen kulturellen Zustandes hinweg zu einer gerechten Würdigung von Land und Leuten vordrang, wie Emanuel Geibel, Ernst Curtius¹², Chr. Aug. Brandis¹³, H. N. Ulrichs¹⁴ und Fürst Pückler-Muskau. Geibel erweckt in seinen Jugendbriefen (unten S. 23) Sehnsucht nach griechischer Landschaft und attischem Klima, Fürst Pückler-Muskau¹⁵ prägt die besten Formulierungen über den Charakter des Griechen und Türken und zieht durch seine persönliche Schreibweise und sein gescheites Urteil über die Menschen an. Wer je griechisches Land durchwandert hat, und den Wunsch, es wiederzusehen, nicht aus dem Sinne kriegt, dem wird Fr. Th. Vischers Brief aus Griechenland (unten S. 25) die Wunde aufreißen, denn hier findet er die Stimmung des Landes von einem Meister gemalt. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts erfährt die vorwiegend auf topographische Erkenntnis des Landes gerichtete Literatur¹⁶ einen gewissen Abschluß in dem gründlichen und gut geschriebenen Buche des Basler Professors Wilhelm Vischer (Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland, Basel 1857), die allgemeine Reiseliteratur ihren Höhepunkt in Hermann Hettners Griechischen Reiseskizzen (Braunschweig 1853). Fehlt Hettner auch eine gründliche Kennerchaft des modernen Landes — er war nur wenige Monate in Hellas und sprach sehr mangelhaft Neugriechisch —, so ließ ihn dafür seine gelehrte Beherrschung Altgriechenlands und sein feiner künstlerischer Sinn für den Reiz der Landschaften und der antiken Bauten eine Darstellung von klassischer Schönheit schaffen. Keiner hat Stimmung und Art hellenischer Architektur so warm und feinsinnig analysiert, wie Hettner in den Kapiteln Bauten auf der Akropolis (unten S. 46 ff.) und Apollotempel zu Bassä (unten S. 61 ff.). Als Stilist tritt für wenige Gegenden Griechenlands an seine Seite J. Ph. Fallmerayer, der sich in seinem Aufsatz über den Berg Athos in den Fragmenten aus dem Orient (Stuttgart 1845) als unerreichter Meister in der Schilderung der historischen Landschaft zeigt.

Unter den Engländern ragt als scharffinniger und gründlicher Kenner Griechenlands hervor der schottische Philhellene George Finlay, der von den Tagen seiner Freundschaft mit Byron bis zu seinem Tode 1876 in Athen lebte. Außer Schriften über griechische Topographie und Kunst sowie über die Geschichte des neueren Griechenlands schrieb er zahlreiche Briefe an die Times, in denen er Regierung und Volk scharf kritisierte, im letzten Grund ein verbohrtter Engländer ohne die tiefere Liebe zum

¹² E. Curtius, Briefe aus Griechenland in E. Curtius, Ein Lebensbild in Briefen von Fr. Curtius, Berlin 1903.

¹³ Christian August Brandis, Mitteilungen über Griechenland, 1–3, Leipzig 1842.

¹⁴ H. N. Ulrichs, Reisen und Forschungen in Griechenland, 1. Bremen 1840, 2. Berlin 1863.

¹⁵ Der Vorläufer. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen, Stuttgart 1838. Südöstlicher Bilderfaal, 1840–42. Die Denkwürdigkeiten aus dem Orient (1836–37) des geistvollen, österreichischen Diplomaten A. v. Prokešch-Osten packen gleich stark durch die Schilderung des Landes und der antiken Reste wie der politischen Zustände.

¹⁶ Für Mittelgriechenland ist neben Ulrichs wichtig Ludolf Stephani, Reise durch einige Gegenden des nördlichen Griechenlands, 1843, für Thessalien das hübsche Buch des Dänen J. L. Ussing, Griechische Reisen und Studien, 1857.

griechischen Volk, die aus allen Äußerungen eines Roß klingt. Abgesehen von Finlay ist die englische Literatur arm an hervorragenden Schilderungen aus Griechenland; neben den gewandt erzählten *Travels in Greece and Russia* (London 1859) des amerikanischen Reiseschriftstellers Bayard Taylor sind nur noch Mahaffy, *Rambles and Studies in Greece* (London 1876¹; 1907⁵), Richard C. Jebb, *Modern Greece* (Cambridge 1880¹; 1901), G. Horton, *In Argolis* (Chicago 1902) und Mrs. R. C. Bofanquet, *Days in Attika* (London 1914) zu nennen.

Die Franzosen besitzen das mit der Eleganz und dem Leichtfinn des Weitgereiften geschriebene Buch von Chateaubriand (*Itinéraire de Paris à Jérusalem*, I, 1832) und ein Meisterwerk in Edmond Abouts, *La Grèce contemporaine* (Paris 1854), das durch feinen lebendigen und geistreichen Stil trotz der unbarmherzigen Analyse des griechischen Volkscharakters und der Zeitverhältnisse zu den besten Büchern über Griechenland gehört. Das von der französischen Akademie preisgekrönte Werk von Gaston Deschamps, *La Grèce d'aujourd'hui* (Paris 1892) versucht vergeblich Witz und Grazie Abouts nachzuahmen und bleibt taktlos, oberflächlich und langweilig. Gustave Flaubert (*Oeuvres complètes*, Paris 1910) gibt in den *Notes de voyages II* eine fesselnde Skizze seiner Reise durch Griechenland während des Winters 1851, Ernest Renan feiert in seinem „Gebet auf der Akropolis“ (Paris 1878) Athen als das Wirklichkeit gewordene Ideal der Schönheit. *La Grèce* (Paris 1908) ist eine von Th. Homolle zusammen mit Th. Reinach, Ch. Diehl, G. Fougères u. a. herausgegebene Werbeschrift philhellenischer Färbung. Das kostbar ausgestattete Prachtwerk von Baud-Bovy und Boiffonas, *En Grèce par monts et par vaux* (Genf 1910) entzückt vor allem durch stimmungsvolle Aufnahmen von Landschaften und Bauten.

Mit den verbesserten Verkehrsmöglichkeiten vermehrte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Zahl der nach Griechenland reisenden Deutschen. Zu den Archäologen von Fach treten allmählich viele Gymnasiallehrer, die Hellas zur Vollendung ihrer Ausbildung auffuchen, und in jüngster Zeit auch zahlreiche Vergnügungsreisende. Den des Altertums kundigen Gelehrten verraten die Bücher F. G. Welckers (*Tagebuch einer griechischen Reise*, Berlin 1865), C. Friederichs (*Reisebilder aus Griechenland, dem Orient und Italien*, Berlin 1872) und Adolf Böttichers (*Auf griechischen Landstraßen*, Berlin 1883). Karl Krumbachers *Griechische Reise* (Berlin 1886) bleibt schon durch die originalen Betrachtungen über die neugriechische Sprachenfrage und das bunte Leben der verschiedenen Nationalitäten und Klassen auf den Inseln ein dauernd wertvolles Buch. Ein liebevolles, aber phantastisches Bild von Ithaka zeichnet Alexander von Warsberg (*Ithaka*, Wien 1887), der im Bergland der Insel (Taf. 87) die Heimat des Odysseus sucht, gewiß der Wahrheit näher kommend als Wilhelm Dörpfeld, welcher das antike Ithaka im heutigen Leukas erkennen will, obwohl Leukas kaum eine Insel zu nennen ist, die weite Ebene von Nidri (Taf. 86) besitzt und keine Denkmäler mykenischer Kultur ergeben hat. Gediegen, aber nicht immer richtig und interessant wirken Hans Müller

(Griechische Reisen und Studien, Leipzig 1887) und Paul Elsner (Bilder aus Neu-hellas, Aarau 1902), anregend und sympathisch die farbenprächtigen, aus der ganzen neueren Reiseliteratur herausragenden „Bekenntnisse eines Dilettanten“, W. v. Öttingens Unter der Sonne Homers (Leipzig 1897). Der frische Zug, der durch Eduard Engels Griechische Frühlingstage (Jena 1887¹; 1913³; unten S. 62) geht, verhalf dem Buch zu mehreren Auflagen; in seinem freudigen Eintreten für die Neugriechen wird Engel einseitig, er gibt das lebensvolle Stimmungsbild seiner Reise, nicht das Resultat langer Studien. Lebendig im Stil, kenntnisreich und mit etwas zuviel Witz schreibt Ludwig Hevesi (Sonne Homers, Stuttgart 1905), der im Kapitel Mykenä d' Annunzios Città morte lustig verhöhnt. Julius Hirschberg (Hellasfahrten, Leipzig 1910) ficht besonders in dem Kapitel über Epidauros als Augenarzt und Naturforscher manches, was andere beiseite gelassen haben. Durch ihr herzliches Verhältnis zum Griechentum erfreuen die Bücher von Ifolde Kurz (Wandertage in Hellas, München 1913; unten S. 77), von Albert von Berzeviczy (Griechische Reisezeichnungen aus dem Sommer 1912, München 1914) und mit Abstand von Leo Weber (Im Banne Homers, Leipzig 1912). Dagegen wird jeder mit der Natur und Geschichte des Landes Vertraute den Griechischen Frühling Gerhart Hauptmanns (Berlin 1908; unten S. 65) enttäuscht aus der Hand legen. Die Person des Autors tritt hinter dem einzigartigen Wesen des Landes zu wenig zurück, die Absicht, den kurzen Aufenthalt in Griechenland zu einem Buche zu verarbeiten, kommt verstimmend zutage, und neben feinsinnigen Betrachtungen breitet sich viel gequältes Sinnieren vor dem Leser aus. Hugo von Hofmannsthal hat in seinem Ritt durch Phokis (Insel-Almanach 1912, unten S. 69) Zauber und Stimmung eines griechischen Klosters mit dichterischer Kraft gestaltet. An den bunten Teil einer Wiener Tageszeitung gemahnt Adolf Gelber (Auf griechischer Erde, Wien 1913). Geschmacklos mit Wissen prunkend, anmaßend durch den unerfüllten Anspruch, etwas Ganzes gegeben zu haben, und in verdorbenem Deutsch schreibt J. Ponten (Griechische Landschaften, Stuttgart 1914); Ponten und seine Frau geben neben dilettantischen Farbbildern eine große Anzahl vorzüglicher Landschaftsaufnahmen, leider aus einem geographisch eng begrenzten Gebiet, dem Peloponnes, Teilen Mittelgriechenlands und den Strophaden. Lokal beschränkte Gebiete, diese aber mit originaler Beherrschung der Landnatur, der Denkmäler und der Geschichte, schildern zwei Gelehrte: Otto Kern in seinen Nordgriechischen Skizzen (Berlin 1912 unten S. 73) und C. Fredrich in dem Buch: Vor den Dardanellen, auf altgriechischen Inseln und auf dem Athos (Berlin 1915). Zum Schlusse gedenken wir der Griechischen Erinnerungen eines Reisenden von Theodor Birt (Marburg 1902; unten S. 50), die uns trotz verstimmender Einzelheiten, wie der Schilderung Mykenäs, das beste Buch der neueren deutschen Griechenlandliteratur scheinen. Hier befehlt wie bei Schiller ein Hauch der griechischen Götter das Land, Alt- und Neugriechenland verschmelzen zu einer Einheit, und vom Hintergrund der ewig unwandelbaren Landschaft löst sich bei Birt Gestalt und Wesen der alten Hellenen.

LAND, LEUTE UND KUNST

JAHRESZEITEN IN GRIECHENLAND

VON EMANUEL GEIBEL¹⁷

Ja, Griechenland ist schön, namentlich jetzt, wo der Herbst in goldenem Sonnenduft Abschied nehmend über die rötlichen Berge zieht. Die brennende Sommerhitze ist vorüber, einzelne Regentage haben mit rauschenden Güssen das Land erfrischt; in den Tiefen grünt es aufs neue. Mit ewigem Farbenwechsel erquicken die Gebirge das Auge, wie ein silberner Spiegel blitzt das Meer herauf und der Himmel und die Wolken — da ist alles ein Schmelz, eine Glut, ein reizendes Farbenspiel, das alle Schattierungen durchmacht vom reinsten Lichtblau bis zum tiefsten brennendsten Purpur. Dabei weht um Mittag gewöhnlich ein leiser Wind, der die Strahlen befähigt, von der See herüber, und wenn man um diese Zeit an den Ufern des trockenen Ilyßus am Fuß des Hymettus hinwandert, oder nordwärts dem Parnaß entgegen durch den Ölwald der alten Akademie, da legt sich wirklich eine klassische Ruhe um die Seele, und man glaubt die Stimmung zu verstehen, in welcher Sophokles seine Tragödien schrieb und Plato seinen großen Ideen nachhing.

Die einsamen Stunden der Nacht, welche ich in glücklicher Freiheit erleben darf, entschädigen mich für manches Herbe, das der Tag mir auferlegt. Dann schweife ich in doppelter Ausgelassenheit durch die südliche Nacht, die mir willig alle ihre Wunder aufschließt. Ich besuche die buschigen Grotten, die einst von Nymphen und Dryaden bevölkert waren, und horche dort dem lieblichen Geplätscher der Kaskaden; durch das dichte Lorbeergesträuch dränge ich mich den Hügel hinauf und sehe, an die Ruine eines Kirchleins gelehnt, den Mond aufgehen, der ruhig glänzend wie eine erleuchtete Perlmutterscheibe sich vom Gipfel des Pentelikon ablöst und, höher und höher hinaufschwebend, das weite Tal mit silbernem Nebel füllt. In den hohen Maisfeldern fingen dann die Zikaden, denn die Zeit der Nachtigallen ist vorüber, und einzelne Musikklaute wehen aus den Gärten herauf. O sie sind schön, diese lauen attischen Nächte, das Herz wird einem groß in ihrem gelinden Wehen, und der Seele wachsen unwillkürlich Flügel. Wenn ich dann nach Hause komme, wo mich am Schreibtisch die freundliche Lampe und die Pfeife erwarten, wacht nicht selten die alte Luft zu träumen und zu dichten in mir auf, und wenn auch meistens, was ich hinwerfe, nur fragmentarisch wird, so ist doch schon das Bewußtsein des Schaffens an und für sich immer ein großer Genuß und Trost.

¹⁷ Abdruck aus: Emanuel Geibels Jugendbriefe, Verlag Karl Curtius, Berlin 1909, S. 156, 166, 174, 183, 191. Die Briefe sind an Geibels Mutter gerichtet. — E. Geibel (1815—1884) weilte in den Jahren 1838—1840 in Griechenland; er war in Athen als Lehrer im Hause des russischen Gesandten Fürsten von Katakazis tätig. Die Schönheit des Landes und der Verkehr mit seinen Freunden, vor allem mit Ernst Curtius, ließ ihn manche Unerquicklichkeit in seiner Tätigkeit so sehr vergessen, daß er die Jahre in Griechenland zu den reichsten seines Lebens rechnet. August bis September 1838 unternahm Geibel mit Ernst Curtius zusammen eine Inselfreise im Ägäischen Meer. Vgl. vorne S. 20.

Gemeiniglich führt uns jetzt unser Weg nach dem immer noch schönen Ölwalde der alten Akademie oder nach dem gefeierten Hügel von Kolonos, von dessen Höhe eine herrliche Aussicht links auf die Stadt und den Hymettus, rechts auf das Meer und die Inseln dem Auge sich darbietet. Dort sehen wir die Sonne niedergehen, dann kehren wir im Abendrot heim und erreichen mit dem plötzlich einbrechenden Dunkel unfre Wohnung. Die Jahreszeit ist unbeschreiblich schön; während Ihr gewiß schon lange eingeheizt und vielleicht schon Eis und Schnee habt, liegt hier der Winter Sonnenschein erquickend auf den grüngewordenen Feldern, am Ufer des Ilyffus blühen die Veilchen, und in freier Luft reifen an den dichtbelaubten Bäumen die goldenen Orangen. Das Goethische Lied hat auch hier seine schöne Erfüllung gefunden. Eine süße Ruhe der Natur, ein unaussprechlicher Frieden, der sich unwiderstehlich auch dem Gemüte mitteilt, ist der Charakter des südlichen Winters; er ist fast noch schöner als der brennende farbenprächtige Sommer mit seiner Fülle von Blumen und Düften.

Der Aufenthalt in Griechenland wird mit jedem Tage belohnender. Wenn das Land im Winter herrlich war, so ist jetzt, da der üppigste Frühling an allen Enden unaufhaltsam hervorbricht, die Mannigfaltigkeit seiner Reize kaum mit Worten zu beschreiben. Das grüne Korn ist schon hochaufgeschossen, Blumen aller Farben und Gattungen stehen im Felde, die Bäche springen voll und frisch von den Höhen, um den Segen der Berge den Tälern zuzutragen, und die Luft ist so lau, so durchsichtig klar — die deutsche Sprache hat kein Wort für diesen ewig blauen Glanz, weil uns die Sache fehlt. Die bloße Existenz im Freien ist jetzt schon Genuß; man braucht bloß diesen reinen Äther einzuatmen, um sich heiter und erhoben zu fühlen. Wenn ich bedenke, welcher Anstalten es in Deutschland bedarf, um einmal recht von Herzen vergnügt zu sein, und wie oft ein solcher Versuch geselliger Fröhlichkeit mißglückt, wie hoch lerne ich dann diesen Süden schätzen, wo die Freude auf Berg und Tal ausgebreitet liegt und man nur die Hand auszustrecken braucht, um sie zu besitzen. Das deutsche Glück, ich meine das alltägliche Lebensglück, liegt im Reich der Gedanken; es gehören tausend leise Beziehungen, tausend kleine Verständnisse dazu, und vor allem die rechte Stimmung. Das sind aber lauter Dinge, aus denen man gar zu leicht herauskommt; ein abgeschmackter Philister, ein brutales Wort, ja eine trübe Wolke kommt dazwischen, und ade Glück, gute Stimmung und Freude! Hier ist das anders; das Glück liegt außer dir, es ist wie ein schönes Mädchen, auf dich harrend, eingeschlafen; du brauchst nur leise aufzutreten, damit es dir ungestüm in die Arme fliege. Ich weiß nicht, ob Ihr das in Deutschland begreifen könnt, aber ich erfahre es alle Tage an mir selbst; wenn ich noch so verstimmt aus den dumpfen Stuben ins Freie hinauskomme und der warme Frühlingswind mir dann um Kopf und Brust spielt, da flattern die trüben Gedanken fernhin wie ein dunkles Gewölk, und die Seele jauchzt befreit der fröhlichen Sonne entgegen.

Hier ist es indeffen völlig Sommer geworden; die Hitze ist an manchen Tagen

schon sehr groß, in den Mittagsstunden ist es oft kaum möglich, auszugehen. Alle Bäume, namentlich Feigen und Platanen prangen im herrlichsten Laubschmuck, das Korn steht in hohen Ähren, und heute haben wir die ersten grünen Erbsen gegessen. Von wunderbarer Schönheit sind die Mondnächte. Da findet sich denn unser kleiner Freundeskreis, der noch durch einen jungen liebenswürdigen Wiener, Kraufeneck, vermehrt ist, gewöhnlich abends auf Hausmanns geräumigem Balkon zusammen, und während unser Auge sich an den schönen im Mondlicht scharf hervortretenden Formen der Akropolis erfreut, saugen wir aus langen türkischen Pfeifen den Dampf des köstlichen levantinischen Tabaks, horchen auf das ferne Geschwirr der Gitarren oder auf die rollenden Fortepianopassagen, die aus irgendeinem offenen Fenster in die laue Nachtluft herausquellen, und schwatzen vom Altertum, von künftigen Reisen und noch öfter von Deutschland und irgendeiner lieben Vergangenheit. Tagesneuigkeiten gibt es hier wenig, dafür ist aber das gewöhnliche Leben, meine häuslichen Verhältnisse abgerechnet, so schön und mannigfach, daß es aller jener künstlichen Reizmittel, deren man im Norden so ungern entbehrt, hier durchaus nicht bedarf. Ja, ich muß offen gestehen, so sehr mich manchmal eine tiefe Sehnsucht nach der Heimat und allen den Lieben dort ergreift, ich weiß kaum, wie ich mich in einem Lande wieder zurechtfinden werde, wo es alle Wochen fünfmal regnet und alle Tage Philister gibt. Wer zöge es auch nicht vor, da zu leben, wo selbst der Winter lächelt und wo die Nächte, die, wie Du weißt, von jeher den liebsten Teil meines Lebens ausmachen, so über alle Beschreibung schön sind.

EIN BRIEF ÜBER GRIECHENLAND

VON FRIEDRICH THEODOR VISCHER¹⁸

Ωρα καλη

so rufe ich Euch, diesmal nach griechischer Sitte zu, und Ihr werdet, wenn Ihr anders Lebensart habt, mir antworten: *πολλα τετη*. Nun denn, seid mir herzlich begrüßt, meine Lieben; Menschen, die Ihr Euch jede Nacht in ein ordentliches Bett, vielleicht gar aus Federn, niederlegt, morgens fleißige Toilette macht, dann Kaffee trinkt, mit geringer körperlicher Bewegung bis zwölf Uhr arbeitet oder auch nicht, dann eine solide Mahlzeit einnimmt, hierauf spazieren geht, ohne Furcht, von Räubern gespießt, gebraten, grausam verstümmelt oder, wenns gut geht, einfach erschossen zu werden, dann wieder ans Geschäft sitzt, abends mit guten Freunden behaglich plaudert und eine zweite Mahlzeit einnimmt —: ich habe einige Wochen anders gelebt. Ich habe in einem elenden Khan auf der mütterlichen Erde geschlafen,

¹⁸ Vollständiger Abdruck aus: Süddeutsche Monatshefte II 1905, S. 221—233. Dort ist der Brief mitgeteilt von Robert Vischer; er deckt sich stellenweise mit dem Aufsatz „Aus einer griechischen Reise“ in Fr. Th. Vischers „Altes und Neues“, Stuttgart 1882, S. 1—60, doch gibt der vorliegende Brief die Reiseeindrücke Vischers am lebendigsten wieder. — Fr. Th. Vischer (1807—1888) bereiste April bis Juni 1840 Griechenland im Anschluß an eine Reise nach Italien. Vgl. vorne S. 20.

meine Páploma (genähte Decke) zur Unterlage, meine Capotta (griechischer Mantel mit Kapuze und dicker Ziegenwolle) über mir, meinen Reisesack zum Kopfkissen, von Flöhen oft zur Verzweiflung gebracht. Von Läusen blieb ich glücklich verschont, welche nichts Seltenes sind und selbst an die Person des Königs und der Königin einmal sich wagten; ich hatte mich schon darauf gefaßt gemacht und in Gottes Willen ergeben. — Der Herr gibts, der Herr nimmts, laus Deo! Ich habe mich morgens vier Uhr am nächsten Brunnen (wenn es einen gab) gewaschen, bin dann aufs Pferd gesessen und acht bis elf Stunden in glühender Hitze, auf meiner ersten Tour 18 Tage lang, mit Unterbrechung von nur zwei Tagen Ruhe geritten, habe oft bis abends nichts zu essen gefunden als schlechtes Brot und frische Zwiebel, und gegen den Durst verdorbenes Zisternenwasser, — glücklich, wenn die edle Zizza, das runde hölzerne Weingefäß, das an meinem Sattel hing, die herrliche Trösterin, die nicht umsonst den Namen des ursprünglich Nährenden, der ehrwürdigen Mutterbrust trägt, einen edlen Weinstoff enthielt, den die Sonne Griechenlands noch nicht zu sehr erwärmt und ungenießbar gemacht hatte. Eine Begleitung von zwei Gendarmen war ein ungewisser Schutz gegen die Klephten, die Unzufriedenen aus der Zeit der Revolution, welche, dem Gesetze und Staate abgeneigt, statt des Türken ihren Feind jetzt in der öffentlichen Ordnung und dem Rechte des Eigentums suchten und namentlich einen Deutschen, wenn sie ihn ertappen, niemals verschonen. Der Klephte ist unerhört grausam. Klephten haben Weibern die Brüste ausgeschnitten, ausgehöhlt, Öl hineingetan, dazu einen Docht, und den Docht angezündet; sie haben einen Gendarmen am Spieße langsam gebraten, andern die Zunge ausgeschnitten und Verstümmelungen der entsetzlichsten Art angetan. Ich habe von schlechten Wegen, von Konfusion und Verwirrung durch Unkenntnis der Sprache mehr ausgestanden, als ich erzählen kann, und ich habe für alle diese Entbehrungen und Nöte ein ganz horrendes Geld ausgegeben. Aber meine Freunde, dafür habe ich Athen gesehen, bin unter den Säulen des Parthenons gewandelt, auf der Rednerbühne gestanden, wo einst Demosthenes stand, habe den Helikon geschaut und aus der Hippokrene getrunken, habe an dem Parnass aufgeblickt und sein schneebedecktes Haupt zwischen goldnen Sternen in einer griechischen Mondnacht gesehen, habe aus der Kastalischen Quelle getrunken und fern in blauem Dufte den Olymp, von leichten Rosenwölkchen begrenzt, gesehen. Ich bin durch die Schlachtfelder von Platäa, Leuktra, Chäronea geritten, habe ferner das blutige Schlachtfeld von Pharfalus erblickt, ich bin in den Thermopylen auf jenem Hügel gestanden, wo einst die wenigen Spartaner, vom heißen Streite müd bis zum Tod, noch einmal ausruhten, dann die letzten Kräfte zusammenrafften und, gehorfsam dem Befehle des Vaterlandes, die Stelle mit ihren Leichen deckten. So sterben, nicht wahr, das ist etwas? Das wird einem nicht alle Tage, ein armer Teufel stirbt im Bett unter Pulvern und Latwergen. Ich habe endlich die Ebene von Marathon umwandert und die zwei Totenhügel, die einst die Leiber der gefallenen Griechen

deckten, erflogen. Dies alles und noch vieles, vieles andere habe ich gesehen. Das Leben der Menschen ist eine Fläche mit vielen farblosen breiten Stellen und vielen dunklen Flecken. Das sind die Tage, wo man nichts Bedeutendes tut oder erlebt, und die Tage des Übels. In diesen Tagen leben wir nicht, wir messen die träge Zeit und hängen an dem bleiernen Pendelschlage der Endlichkeit. Dazwischen aber sind goldene leuchtende Punkte auf der Fläche verstreut, wenige, aber von tiefem und strahlendem Glanze. Das sind die wenigen Stunden, wo wir wirklich leben, weil unser Geist sich in Großem und Unsterblichem vertieft; Minuten und schnell verschwunden, aber in diesen Minuten leben wir ewig, und sie sind mehr wert als die lange Seligkeit, die der Herr Helfer oder Spezial, oder Prälat oder Konsistorialrat so triftig und eifrig beweist. Nun, und solche Punkte meine ich, entdecke ich auf dieser Stelle meines Lebens, welche diese Reise einnimmt, häufiger und dichter als auf allen andern, und dafür kann man ja schon ein und das andere Kapitälchen von seinem Vermögelchen draufgehen lassen.

Ich will Euch ein wenig ins einzelne erzählen, denn ich erhebe gerne das Erlebte in die Form der Darstellung, und es ist mir eine besondere Erhebung in der Quarantäne von Triest, von deren Behandlung ich Euch mündlich erzählen werde.

In Syrakus, von wo ich Euch zuletzt flüchtig schrieb und Euch ein kleines Bild der beschwerlichen Reise durch Sizilien gab, schiffte ich mich nach Malta ein auf einem Segelschiffe. Den ersten ganzen Tag hatten wir Windstille, in der Nacht erhob sich ein leichter günstiger Wind. Es war eine herrliche Mondnacht, die geblähten Segel schimmerten geisterhaft, die Schiffer plauderten mir allerhand Aberglauben und Märchen vor. So eine Nacht auf dem Meere ist schön, herrlich. Es schleicht sich eine Stille und Gelassenheit in die vom Drang des Lebens durchwühlte, heiße Brust, das herbe, salzige, bittere, ätzende Wasser scheint mit seiner kräftig kühlenden Wirkung selbst auf den Geist einzufließen. Am anderen Abend waren wir in Malta, der Hafen mit den majestätischen Schiffen empfing uns, darunter ein Dreidecker mit 180 Kanonen, der 1200 Mann faßt. Die Stadt mit ihrer wohlhabenden Bevölkerung, ihren schönen Häusern, stattlichen Befestigungen, reinlichen Straßen, komfortablen Gasthöfen erregte nach dem Schmutz und Elend Siziliens ein Gefühl, wie wenn man nach langer notgedrungenen Unreinlichkeit wieder weiße Wäsche anzieht. Die Bevölkerung bietet das phantastische Schauspiel eines seltsamen Gemisches dar. Dort sprengt ein englischer Offizier auf schlankem Pferde daher, hier sprechen zwei dunkelbraune Malteser mit feurig tiefschwarzen Augen eine wildfremde Sprache mit harten Kehltönen — es ist der maltesische Dialekt, der aus dem Arabischen stammt; hier geht ein Bergschotte mit dem bunten Plaid und halbnackten Beinen und mit ernster Bewegung; in lange schwarzseidene Tücher mit ganz antikem Faltenwurf, wie Sizilianerinnen gehüllt, gehen maltesische Frauen vorüber. Aber nur einen flüchtigen Blick sollte ich auf dies interessante Leben werfen,

das französische Dampfschiff nach Syra ging den anderen Tag in der Frühe ab. Not und Drang, am späten Abend Paß und alles mögliche zu besorgen, Wortwechsel und starkes Auftreten gegen einen übermütigen englischen Bankier. Den anderen Morgen früh reisefertig.

Malta hat zwei Häfen. Jedermann, den ich fragte, hatte mir angegeben, mein Dampfschiff liege im großen. Ich gehe dahin, ein Dampfschiff ist wirklich da, bezahle eine Barke nach demselben, aber es ist ein anderes, meines liegt im kleinen Hafen. Die Stunde der Abfahrt ist da, ich muß mit dem Gepäck und faulen Trägern, in Verzweiflung, das Schiff nicht mehr zu treffen, schweißtriefend durch die ganze Stadt jagen und lange nach vielen weiteren Mühen endlich an Bord an. Ich hatte in den sizilianischen Städten und auf dem Segelschiff nichts als schlechte und verdorbene Speisen genossen und dadurch den Magen vollkommen heruntergebracht und hatte dadurch das Vergnügen, das mir weder vorher noch nachher jemals, selbst im heftigsten Sturme nicht, zuteil geworden: in der ersten Stunde der Fahrt seekrank zu sein. Es ist ein entsetzlicher Zustand durch das damit verbundene geistige Leiden, denn der Geist zieht aus dem verdorbenen Magen eine elende Philosophie, das ganze Leben erscheint erdfahl, der Mühe nicht wert, eines Narren Wort in den Wind gesprochen, alles Widrige, was man je erlebt, stürzt mit Gallenbitterkeit wie Berge auf die Erinnerung. Nach einer Stunde brach ich und war frei und wohl. Das Schiff zählte unter seinen Passagieren und seiner Bemannung folgende Nationen: Provenzalen, Franzosen, Italiener, Sardinier, Engländer, ein Tischerkeffe in Vatermördern und Handschuhen und dabei Mohammedaner, ein Mohr aus Martinique, ein Kroat, ein Kater, ein armer Raubvogel, dem die Flügel beschnitten, ein junger Hund und ein Deutscher, Königreich Württemberg, Schwarzwaldkreis. Ich zähle mich zu der lieben Tierwelt, denn ich schloß mich mehr an sie an als an die Menschen, denn ein Mensch ist ungeheuer langweilig, wenn er ganz gewöhnlich ist, man kann ihm nichts Tiefes unterlegen und leihen, aber einem Tier kann ich leihen und unterlegen, was meiner Phantasie beliebt. Auf diesem Schiffe sprach ich zum erstenmal auf dieser irdischen Pilgerlaufbahn Französisch — solch ein Welsch, das Stein erbarmen, Menschen rasend machen kann. Ein Mönch aus Rom, der als Missionar nach China ging, lag mir Tag für Tag und Stunde für Stunde mit theologischen Gesprächen an, er wollte, was er unverhohlen gestand, mich durchaus zum Katholizismus bekehren und erschrak heftig, als ich endlich rundheraus sagte, ich werde auf meinen Glauben leben und sterben, schlug die Hände zusammen und sagte ganz herzlich, ich sei so gut; er hätte mich so gern — einst im Himmel wiedergesehen. —

Meine beste Unterhaltung war, in der Odyssee zu lesen. Wie ganz anders lieft man den Homer, wenn man etwas von südlicher Natur, Sitte, Kunst gesehen hat! Ich war als Junge, ja noch als Student völlig unempfindlich gegen die alten Dichter, die Sprachschwierigkeiten quälten mich, von der Sache hatte meine Phantasie kein

Bild, ich sah innerlich nichts oder, schlimmer als nichts, geschraubtes Pathos, wie man die alten Dichter bei uns noch zu nehmen pflegt. Epitheton ornans und dergleichen. Jetzt kann ich viele Stellen der Odyssee nicht lesen ohne Tränen im Auge. Ich sehe Menschen wie wir menschlich leiden und handeln, und ich weiß, wie die antiken Naturen zu betrachten sind. Auch muß man das Meer gesehen haben. Wir hatten anfangs konträren Sturm, es wurden wieder viele seekrank, ich nicht mehr, ich beschäftigte mich, von den Matrosen auf dem Schiffe gehen zu lernen, so stark es schwanken mag. Am dritten Tage hellte sich der Himmel auf, neugierige oder müde kleine Vögel besuchten das Schiff, und bald tauchten die ersten griechischen Inseln auf, Kap Matapan, unweit dessen Navarin ist, ragte links mit steinigem Gebirge hervor. Am 22. morgens fühlte ich in der Kajüte, daß das Schiff ruhig stand, ich stand auf, eine freundliche Stadt zeigte sich am Gebirge hinaufgebaut, die Hähne krächten den Morgen an, schon kamen Barken mit rotmützigen Griechen an unser Schiff heran, — wir lagen im Hafen von Syra. Ich rede einen der Griechen Italienisch (die Schiffer verstehen es meist) an, ob er mich ans Land bringen wolle, und er antwortet: *μάλιστα*. Wie klingt doch das? Das klingt ja so bekannt, das kommt ja so oft im Plato, das sind ja die Laute aus Homer, Demosthenes, aus Sophokles, aus — woher hat denn der Mensch das? Hat er etwa Weckherlins Formenlehre, Jakobs Lesebuch, Buttmanns Grammatik studiert? Nein. Hat er in Landshut, Greifswalde, Tübingen, Heidelberg Vorlesungen über die alte Literatur frequentiert? Nein. Nein, nein, es ist seine Sprache, ist seiner Väter Sprache, er ist ein Grieche, es gibt ja wirklich Griechen, was ich immer nicht glauben wollte, auch Griechenland gibt es, es ist nicht bloß in der Vorstellung, es ist wirklich da und ich soll es sehen, dem Herzen ist freudig bange. In die Stadt getreten, sah ich bald das griechische Nationalkostüm in seinem Glanze, da drei stattliche Palikaren mit ihren phantastischen Waffen, goldbedeckten Spenzern, weißen Fustanellen und dem stolzen, elastischen Gange, der den Griechen eigen ist, mir begegneten. Der Bazar bot den Anblick ungewohnter Waren, orientalischer Stoffe, fremdartiger Gewürze, prächtiger Früchte dar, die einen köstlichen Wohlgeruch verbreiten. Bald kostete ich auch den griechischen Kaffee. Sämtliche Frauen, an die dieser Brief gelangen sollte, ihre Kunst in allen Ehren, sämtliche Männer zugleich, die noch keinen griechischen oder türkischen Kaffee getrunken haben, versichere ich, sie mögen es glauben oder nicht, daß sie noch gar nicht eine entfernte Ahnung haben von dem, was Kaffee ist. Hier in Triest ist nach europäischen Begriffen guter Kaffee, aber er ist mir Arznei, bitter und sauer, ich muß ihn fast wieder von mir geben. O Kaffee Griechenlands, der du die Wohlgerüche Arabiens hauchst, mein Trost und Stab, wenn ich halb verschmachtet vom Saumtier stieg oder verstimmt von dem Treiben der Städte mit meinem Herzen allein unter der Plantane beim Turm der Winde saß, — leb wohl! Und mit ihm, du edles Kraut, Griechenlands Rauchtabak. Hier, meine Freunde, schwingen sich meine Empfindungen in jenen Höhen, welche sich noch sechs Stock hoch über dem Ab-

foluten befinden, und finken dann beim Anblick des österreichischen Tabaks und bei der Erinnerung an die zwei Pfund, die ich von Griechenland mitgebracht und die mir die Dogane hier genommen, herunter in den Staub. Doch ich habe wenigstens einmal in meinem Leben geraucht; Ihr, meine Freunde, meint zwar geraucht zu haben oder zu rauchen, irrt Euch aber sehr gewaltig.

Ich ließ mich in Syra über den Hafen an das entfernte Ufer setzen; eine Frau saß hier mit einem blonden Jungen auf dem Schoße. Ich fragte: Deutsch? „Ja.“ Woher? „Von Schorndorf.“ Es war eine Schreinersfrau. Einen sehr dienstfertigen Menschen lernte ich in meinem Landsmann, namens Schlumberger kennen, beim Bau der Quarantäne angestellt, der mich auch mit den Vorstehern eines Erziehungs-instituts bekannt machte. Dies sind aber Pietisten, und man verlockte mich arglistigerweise in eine ihrer Stunden. Denkt Euch, nach Griechenland reifen, um dort in Pietistenstunden zu geraten! Man las aus der Bibel, sang, betete dann kniend, das Gesicht in die Hände gedrückt, ich allein kniete nicht, da ich ein für allemal nicht heucheln, sondern ein gerader und aufrechter Mensch bleiben will. Weiß denn das schamlose Volk gar nichts von jenem Spruche: Wenn du beten willst usw.? Von Zeit zu Zeit schielten die Weiber hervor und machten große Augen, mich sehen zu sehen. Dem Schlumberger hatte sich sein Rockflügel umgestrupft, und lag seine Tasche so komisch über dem gekrümmten Buckel, daß ich meinte, mir die Zunge abbeißen zu müssen. Die Pietistenköpfe, Gesichter wie eine Nachmittagspredigt, entließen mich mit sehr bedenklichen Mienen. Lebt wohl, ihr Edeln, mein Gott ist nicht euer Gott. — Eine Kirchenfeier (Ostern) zeigte das Volk in seinem Putz, die Hydriotinnen in dem reichen Kopfschmuck, die goldbehängten Ypsariotinnen, manche mit herrlichen Köpfen, und die noch schöneren Männer, die Geistlichen mit den langen Bärten erschienen sehr würdig, aber der Gottesdienst um so unwürdiger, denn er war nichts als ein näselndes Singen innerhalb und ein wütendes Schießen mit Schwärmern, Fröschen usw. außerhalb der Kirche, wie dies in Italien ebenso ist.

Nach vier Tagen erst ging ein Dampfschiff nach dem Piräus, wir fuhren die Nacht hindurch und waren am Morgen angelangt. Naßkalter Regen, sehr empfindlicher Frost, der Hymettus und Pentelikon hatten beschneite Rücken, während der April eigentlich der Monat des griechischen herrlichen Frühlings ist. Verdorbenes Hauderergefindel aus der Stadt führte um teuren Preis den 1½ Stunden langen Weg nach Athen, den ich mit einem Schuster aus Würzburg zurücklegte. In Athen war niemand zu treffen, denn es war Ostermontag, und mein liebenswürdiger Hausgeist, genannt Nickel, führt mich immer an Sonntagen oder Festen nach großen Städten. Ich lief den ersten Tag dahin, dorthin, befah mir die schnell werdende Stadt und den gegenwärtigen Mischungszustand des Nationellen und des Modernen. Die Nationaltracht beginnt zu verschwinden; dort geht einer griechisch gekleidet mit einem Schirm oder Suwarowstiefeln, dort führt ein Palikar im prachtvollen Nationalgewande

fein Weib spazieren, das er französisch aufgeputzt hat, ufw. Raffinierter Genuß, Liederlichkeit, Kuppler und Freudenmädchen, Betrugerei in hohem Grade sind schon stark eingedrungen¹⁹; gebildete Jünglinge faugen in Paris und München die Blume moderner Aufklärung ein; kommen in Frack und Handschuhen zurück und spritzen das Eingefaugte in giftigen Journalen aus. Mein Zimmer im Gasthof, das einfachste, das zu haben war, kostete drei Drachmen (à 25 X) täglich, für eine Limonade verlangte man mir (in Athen, wo man drei der schönsten Limonen um 5 Lebda = 1 X bekommt) 70 λ = 14 X. Ich habe sonst und in diesen Briefen schon öfters meinen Ekel gegen solche Mischungsmomente volkstümlichen Lebens mit der nivellierenden modernen Bildung an den Tag gelegt. Glaubst nicht, daß ich allzu reich aus ästhetischen Gründen am charakteristisch Nationellen hänge. Ich weiß wohl, daß ein Volk die heitere Gestalt seiner Jugend ablegen muß, um klug zu werden, ich weiß wohl, daß wir Deutsche z. B. keinen Kant, Goethe, Schiller hätten, wenn wir noch Bärte und altdeutsche Tracht, keine Polizei, wenn wir noch Waffen trügen. Aber wir haben allmählich ein Stück ums andere abgelegt, wir haben innerlich unsere Bildung entwickelt und in gleichem Schritte die heiteren Farben der Jugend allmählich abgelegt, und man sah bei uns niemals zugleich einen Frack und ein Bärenfell. Anders bei Griechen und anderen zurückgebliebenen, spät erwachten Völkern, welche hastig und unreif mehr das Üble als das Gute der neueren Bildung annehmen und einen unklaren Gärungsprozeß neuer und alter Stoffe darstellen. Nun fasse ich diese Dinge allerdings am liebsten von der Seite der Erscheinung auf, und da könnt Ihr Euch denken, wie weh dem Auge dieses Ablegen der schönen Tracht gegen unsere absolut trockene, jedes Sinns für Farbe und Stil entbehrende, absolut phantasielose neuere Tracht tut. Dies und so manches andere quälte mich hin und her, ich beobachtete die Gesichter, um zu erforschen, wie weit der altgriechische Typus sich erhalten habe, und konnte nicht aufs klare kommen, ich ging in die italienische Oper aus innerer Verstimmung und konnte hier eben die Mischung von Fräcken und Fuftanellen, Hüten und Fehsi, Steckchen und Türkenfäbeln am schönsten beobachten, die meinem Auge ein Graus ist; ich eilte in die helle, kalte Nacht hinaus, ich fühlte einen fast unerträglichen Zustand, Altgriechenland, Neugriechenland und Neu-Neugriechenland konnten sich durchaus nicht zu einem Bilde vereinigen, die ganze Befreiung des Landes, zuletzt alles Tun der Menschen erschien mir vergeblich und nichtig, ein Schmaus für Diplomaten, es grub mir wie mit feurigem Eisen in der Seele, und ich warf mich müde auf einen Vorsprung des Areopag am Fuße der Akropolis. Ich blickte hinauf und sah die Säulen des Parthenon, den anmutvollen und kleinen Tempel der Nike *ἄπτερος* ragen. Es war ganz still weit umher, die Sterne glänzten, wie sie nur in Griechenland glänzen. Da arbeitete meine Phantasie, jene ganze neue Welt völlig wegzuschaffen und sich den Boden des alten Griechenland rein zu bekommen, und sie schwebte über einem öden, öden Lande,

¹⁹ Für das heutige Athen ist im Gegenteil das Fehlen eines üblen Nachtlebens charakteristisch.

wo keine menschliche Seele zu sehen war, nur da und dort ragten einige Säulen, zertrümmerte Statuen lagen zerstreut, in den Lüften schwebten einsame Adler, die Griechen aber, die einst hier gelebt, glaubte ich unten im Meeresgrunde zu sehen, ganz klar und lebendig wie durch das reinste Glas. Wie war ich so froh, sie da unten zu wissen! Glückliche, rief ich ihnen zu, daß ihr tot seid! Ihr seid tot, ganz ordentlich tot, es ist gesorgt dafür, es ist ganz sicher, es ist gar keine Gefahr, daß Perikles mit einem Schirm, Alcibiades mit einem Frack, Plato mit einer Dose, Sophokles mit Brille und Operngucker in die italienische Oper komme. Euch ist so wohl, so gesund kühl und kalt in der reinen Behausung der Vergangenheit, aufbewahrt in den kristallinen Grotten der Phantasie, gesehen durch die reinen, durchsichtigen Wellen der altverklärten Geschichte und der läuternden Poesie, und kräftige Kälte weht aus ihrer kühlen Brust dem müden Betrachter zu. Es war mir wieder froh und gesund um die Brust, und den andern Morgen eilte ich sogleich auf die Akropolis. Hier stand einst das Vollendetste aus der besten Zeit griechischer Baukunst und Skulptur, ja es stand größtenteils bis ins 17. Jahrhundert, wo die venezianischen Bomben die entsetzliche Verwüstung anrichteten. Die Verwüstung hat gerade so viel stehen lassen, um das reine Ebenmaß, die edle Grazie aller Teile, die Vollkommenheit und hohe Einfachheit des Ganzen zu fühlen und zu ermessen, und gerade deswegen, weil das reinste Ebenmaß keins feiner Glieder opfern kann, fühlt man hier den Graus der Verwüstung mehr als überall, und es ist die allgemein von allen Besuchern geteilte Empfindung: ein tiefes Grausen beim Eintritt in die *ἀκρόπολις*.

Die Wahrheit zu sagen, war der Besuch der alten Denkmale eigentlich das einzige ungestört Erfreuliche, was ich in Athen genoß, denn jene Verstimmung regte sich immer aufs neue bei der immer und überall sich aufdrängenden Korruption. Der Grieche ist Intrigant und interessiert von alters her, da paßt er ja trefflich in die neue Welt. Die Akademie gab uns ein Essen in einem Garten, wo einst Platos Akademie gewesen, ich wurde dem König und der Königin vorgestellt durch Leibarzt Röser, der es eingeleitet hatte, ohne mich zu fragen, ich wurde in einer langweiligen Versammlung mit Hofrat Müller u. a. zum Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft ernannt, wo ich während der gelehrten Reden und Gegenreden hinter einem Daguerrotyp sanft schlief, usw. Abends saß ich gewöhnlich mit deutschen Offizieren zusammen, worunter mehrere Landsleute; ich hörte viel Interessantes über Klephten-Feldzüge. Obiges soll keineswegs eine Charakterschilderung der jetzigen Griechen nach allen Seiten sein. Darüber mündlich mehr.

Endlich am 8. Mai hatte sich das Wetter entschieden gebessert, und ich trat mit Prof. Götting aus Jena meine Tour durch Rumelien an, einem gar lieben, frischen, kräftigen, nur gegen das freche Gefindel viel zu gutem Manne.* Ein Grieche, aus

* Karl Wilhelm Götting, geb. 1793 in Jena, seit 1822 ebendort Professor der Philologie, gestorben 1869. Von seinen Schriften sind hier zu nennen die „Gesammelten Abhandlungen aus dem griechischen Altertum“ (Bd. I), worunter sich eine Beschreibung des Rittes auf den Othrys findet. (Anm. Rob. Vischers.)

Arkadien gebürtig, der etwas Italienisch sprach, war unser Bedienter und Dolmetscher, zwei Gendarmen jeden Tag waren notwendig, denn es spukte eben damals im unteren Rumelien eine Klephtenbande, worunter ein Weib, schön, mit Säbel bewaffnet, wilder noch als die Männer, die erst kürzlich einen Mann und eine Frau zusammengehauen hatte. An einigen Punkten sprang einer unserer Gendarmen immer voran auf jeden Hügel, den Finger am Hahn, um Schluchten und Dickicht zu durchspähen. (Wir zahlten also zusammen ein Ziemliches — ich will es nicht ausführen, es ist zu langweilig.) Die Hauptpunkte, die wir sahen, habe ich Euch schon genannt. Von ganz wesentlichem Gewinn für meinen Geist ist es, daß ich überhaupt ein Bild von der Natur Griechenlands bekommen habe. Wie kleinlich niedlich stellen wir sie draußen uns vor! Wie so ein Nürnberger Christgärtchen! Und wie groß, wie gewaltig ist sie. Griechenland ist ein von ungeheuren furchtbaren Steingebirgen durchästetes Land, in deren schrecklichen Massen dem jugendlichen Volke die Gottheit selbst zu gebieten schien. Delphi z. B. ist etwas Schreckliches, es lag in dem Riß des in Urzeiten hier geborstenen furchtbaren Parnasses. Die Linien dieser Gebirge aber sind immer schön und gediegen, auch den italienischen an klassischer Zeichnung noch weit überlegen, und am Fuße, da liegen die süßen, sanften, weichen, fruchtbaren Täler mit den klaren Wässern im Dunkel der Oliven und Platanen, wo die Myrte sich mit der wilden Rose, die Reben mit dem schönen, rosenfarbenen Oleander, der Lorbeer mit der Eiche verschlingt, wo Hunderte und abermals Hunderte von Nachtigallen schlagen, die wilde Taube gurrt, Grillen, Frösche und weiß der Himmel was alles zusammen musiziert, als wollte die Natur in tausend Stimmen sich selbst ihren Saft und Segen und ihre Süßigkeit vorfingen. Dieser schöne Gegensatz des Rauhen und Sanften, des Großen und Milden war gerade ebenso im Charakter der Griechen gelöst, die griechische Bildung und schöne Humanität hatte zu ihrem Fundament die rauhe, gesunde Grobheit der Natur, man lese nur die Ilias. Das erweichte sich langsam zur schönen Menschlichkeit. Und wie in der griechischen Landschaft an das furchtbare Gebirge die wollüstig, süß melancholischen Täler sich lehnen, so folgte in der Baukunst auf den dorischen Stil der jonische, in der Skulptur auf Phidias Praxiteles, in der Poesie auf Aeschylus Sophokles. — Eine fremdartige Tierwelt haust in diesen Bergen und Tälern. Eine Menge von Adlern, zum Teil 15 Fuß breit mit den Flügeln, ungeheure Lämmergeier hängen hoch in den Lüften, am Wege schieben sich ungeschickte Schildkröten hin, dort verfolgt eine schöne Kupferotter eine jener schönen langen Eidechsen, die pfeilschnell durch die Büsche entflieht, Skorpionen und Taranteln sind auch nicht selten, haben uns aber Gott sei Dank nicht begrüßt.

Unser nördlichster Punkt war das Kloster Antiniza, hoch im Gebirge oberhalb Lamia (auch Zettouni). Hier liegt in dem ehemaligen Kloster, das nur noch ein Papas bewohnt, eine Kompanie *Oqoφwλakes*, Grenzwächter, Soldaten in Nationalkleidung. Die Offiziere nahmen uns sehr freundlich auf, der heitere alte Pfaffe gab

ein echt griechisches Essen im Freien, ohne Messer und Gabel, denn der Finger gilt in Griechenland noch nicht als ein unedles Instrument. Lammbraten bildete wie überall das Hauptgericht. Zu beiden Seiten standen junge Burfschen in weißer Nationalkleidung, die linke Hand mit Anstand auf die Brust gelegt, in der rechten eine silberne und vergoldete Schale, um auf jeden Wink Wein einzuschenken. Gewiß, wie so manche Sitte, ganz antik. Oberst *Περραιβός* (Perräwòs), ein Hauptkämpfer des Befreiungskrieges, speiste (natürlich auch mit den Fingern) mit und schenkte uns sein Werk über einen Teil des Befreiungskrieges. Im Heimritt gab man uns eine Ehrenwache von zwei Soldaten. Den Kopf bedeckt das rote Fehsi, den Oberleib das reichverschnürte Jäckchen mit Spenzer, die schlanke Taille umspannt ein Gürtel, in welchem zwei Pistolen mit langem, reich verziertem Griff stecken, ein Jatagan, oft noch ein kurzes Schwert, der reiche Ladstock, der als Scheide zugleich noch ein Stilett faßt, hinten zwei Patronentäschchen von Messing oder Silber, der Arm trägt die türkische Flinte mit dem rund ausge schnittenen Kolben und langem Rohre. Unter dem Gürtel fließt die faltenreiche Fuftanelle bis ans Knie, das Schienbein decken reich verschnürte Gamaschen, und der Fuß schwingt sich federleicht in Sandalen oder spitzgeschnäbelten roten Schuhen. Solche Burfschen, im Wald oder auf Felsen ruhend, bilden gar malerische Gruppen. Es ist mir lieb, daß ichs gesehen, der Spaß wird bald aus sein. Fern ragte rechts der ernste Olymp (ein deutscher Apotheker aus Lamia, der mit mir war, sang beständig: Vom hohen Olymp herab —), links der Öta, wo einst Herkules sich den Flammentod gab, und als wir in die Nacht geritten waren, stand der Mond tiefgolden über den Thermopylen.

Nach Athen zurückgekehrt, kam mir ein Bett ganz neu, ja unbequem und unnatürlich vor, die plötzliche Verminderung der Motion ermüdete mich mehr als die starken Märsche, und ich war aufs neue ungern in der Stadt. Nun sollte ich noch den Peloponnes besuchen, aber Göttling hatte ihn schon gesehen, und ich hatte also keinen Begleiter. Für sich allein einen Führer nehmen und ihm täglich das Pferd nebst Sold zahlen, kommt gar zu hoch. Ich beschränkte mich daher auf eine kleinere Tour, um in Patras mich nach Triest einzuschiffen. Konstantinopel hatte ich aufgegeben, teils weil es doch zu viel Zeit kostete, teils weil mir die Fahrt die Donau hinauf als sehr langweilig geschildert wurde. Ich fuhr nach Epidaurus, ritt von da nach Nauplia, machte von hier einen kurzen Ausflug nach Argos, Mykenä, dessen Altertümer zu den bedeutendsten und interessantesten gehören, und wandte mich dann, sehr ungern Sparta lassend, unter Begleitung eines Kanonier-Sergeanten, eines Korfioten, der Italienisch sprach und dessen Gesellschaft ich der Vorforge eines Offiziers in Nauplia verdankte, gerade nach Korinth. Ich ritt an diesem Tage elf Stunden und konnte in Korinth, sage Korinth, kaum ein Nachteffen aufreiben. Der Wirt einer mittelmäßigen Locanda wollte fünf Drachmen = f. 2 = 5 K über Nacht, d. h. für ein Bett im Zimmer allein, und ich zog daher den Khan vor, wo ich besser auf dem Boden schlief, nicht wegen des Geldes, sondern um dem Spitzbuben zu

zeigen, daß man nicht in feiner Gewalt ist. Nun mußte unter vielfacher Schwierigkeit und Konfusion vermittelt werden, ob in Lutraki, dem Hafen von Korinth, zwei Stunden entfernt, ein Schiff nach Patras sei, dann Pferde gemietet werden. Es war ein Segelschiff zum Aufbruch bereit, und da wir am 10. abfuhren, das Dampfeschiff aber am 14. in Patras, so konnte man denken, für eine Fahrt den Korinthischen Meerbusen hinab reichlich Zeit zu haben. Aber ich hatte vergessen, daß, wer ein für allemal den Zufall zum Feind hat, womöglich sich keinem Segelschiff anvertrauen soll. Es trat peinigende Windstille ein, doppelt peinigend, wo ziemlich viele Menschen auf einem kleinen Raume zusammengedrängt sind und der Körper ohne Motion und Freiheit in eine fast unerträgliche Spannung gerät, an welcher der Geist unwillkürlich teilnimmt. Dazu die Unruhe, ob ich so noch Patras erreichen könnte. Ich wußte keine Hilfe, mich zu erleichtern, als zu rudern, bis mir das Wasser aus den Schwielen lief. Die Gesellschaft zwar, lauter Griechen, war recht ordentlich, man wandte mir große Neugierde und nachher unverkennbare Neigung zu. Die gewöhnliche Anrede war: *ἀγαθὲ διδάσκαλε* („guter Lehrer“; beides ehrenvoll, während es bei uns hieße dummlisch gutmütiger Schulpedant). Ein Student in Athen, ein netter, offener Mensch in Nationaltracht, schwitzte, als er in Galaxidi abging, beträchtlich, um mit schriftlich abgefaßten griechischen Versen von mir zu scheiden. Gar lieb gewann ich einen ehrlichen Graubart, einen alten Türkenfresser, der einst, zweiundzwanzig Tage von den Türken in ein Fort ohne Wasser eingeschlossen, den Durst mit seinem Urin löschen mußte. — Diese Leute können Dinge erzählen! Der eigentliche Haupttrost war ein Mädchen von etwa fünf Jahren, echt griechisches Gesichtchen, in jeder Bewegung und Miene die Anmut und süße Koketterie der Unschuld selbst, und wie klang das Griechische so reizend in dem kleinen, stets beweglichen Munde! Marigò ist eines der Bilder aus Griechenland, die ich nie vergessen werde. In Galaxidi verloren die Schiffer aus intereffiertem Warten auf neue Passagiere eine Nacht und einen Tag guten Fahrwinds; eben als wir herausfuhren, trat wieder Windstille ein. Neues, unangenehmes Volk war an Bord gekommen, darunter ein häßliches altes Weib, das mich einmal nachts, während ich friedfertig auf dem Verdecke schlief und zufällig sie mit meinen Füßen genierte, am selbigen ergriff und zu mißhandeln drohte, wenn ich sie nicht wie ein Bär angebrummt hätte. Daselbe verruchte Wesen hatte mir tags zuvor mein halbes Zahnpulver ausgefressen. Es war den 13. morgens, und wir waren erst vor Vostiza, wohin uns halbwidriger Wind durch Lavieren mühsam gebracht hatte. Ich stieg also mit meinem Sergeanten aus, um Pferde zu nehmen und schnell Patras zu Pferde zu erreichen. Engländer, hieß es, haben heute zwölf Pferde mit fort; auch kein Gendarm ist zu haben. Sechs Stunden langes Suchen, Markten, Konfusion, Desperation, indessen die Hitze vom Indianischen ins Pestilentialische steigt. Endlich Pferde bekommen, teuer genug, eines sechs Drachmen, auch einen Gendarm aufgegabelt. Ab in der glühendsten Mittagshitze, noch nichts im Leib als Kaffee und ein Brot. Abschied am Bord des

Schiffes: *χαῖρε, χαῖρε, ἀγαθὲ διδάσκαλε, καλὲ* (gut, nicht: schön) *διδάσκαλε*. Ich antwortete mit jenem in psychologischer, psychiatrischer, völkergeschichtlicher und anderen afrikanischen Rückfichten höchst merkwürdigen Gemisch von Alt- und Neu-Griechisch, Italienisch, Französisch, Deutsch, das ich überhaupt auf dem Schiffe geredet. Zehn Stunden zu Land nach Patras. Unterwegs nichts gefunden als Brot, Zwiebel und Wein. Abends zehn Uhr Ankunft in Patras. Mein Sergeant macht Quartier im Gasthof, wo er mich für einen Sergeanten ausgab, um mich wohlfeil zu betten. Demnach wunderte man sich sehr, als ich ein nicht frisch überzogenes Bett perhorreszierte, und ich arbeitete schon in Gedanken an einer kleinen Schrift: Wie, warum und aus welchen Gründen ich kein Sergeant sei, als der Wirt bemerkte, daß ich mich am ganzen Körper (das tut nach fünf Tagen, wo man unmöglich Wäsche und Kleider wechseln kann, gar wohl) mit Wein wusch und der Mythos in Nichtigkeit versank, aber auch die Preise in Realität stiegen. Den andern Morgen, wer steht da langweilig vor meinen Fenstern auf dem Platze und kratzt sich echt deutsch hinter den Ohren? Es ist mein lieber, ehrlicher Göttinger, der nicht nach Konstantinopel ist, wie er vorhatte, sondern mit demselben Dampfschiff nach Ancona fuhr.

Wie ich immer glücklich bin, so fanden sich diesmal englische Damen und reiche Korfioten an Bord, mit denen ich innerhalb fünf Tagen auf einen engen Raum, zusammengeperrt, kein Wort wechselte. Die Damen standen schnell auf, wenn man sich auf vier Schritte in ihre Nähe setzte. In meiner Kajüte spielte auch einmal wieder ein fatter Pfaffe die Hauptrolle. Ein junger Amerikaner und zwei deutsche Ärzte aus Griechenland waren die einzige Ansprache. Dieses Gefühl, verachtet zu sein, als ob man zum Pöbel gehöre, so gleichgültig die Personen sein mögen, von denen es ausgeht, kann einen nach fünf Tagen schon ziemlich gut stimmen. — In Triest angelangt, begann nun die Quarantäne. Was dies für ein Zustand war, werde ich Euch mündlich erzählen, und es wird Euch nicht mehr wundern, daß ich mich bewegen ließ, nach zwei Tagen mit mehreren anderen Sboglio zu machen, d. h. man nimmt ein Bad, geht nackt aus der Quarantäne, wirft sich in gemietete Kleider und ist nun frei, fühlt aber erst, was es heißen will, von all seinem Eigentum und kleinen Bequemlichkeiten getrennt, herumzugehen. Ich sah in den hundsgemeinen, gemieteten Kleidern aus wie ein englischer Matrose, der Amerikaner wie ein pensionierter Schreiblehrer, der Militärarzt aus Modon wie ein verwilderter Setzer und der Oberarzt aus Argos wie ein hoffnungslos auf sich beschränkter Hausknecht. Diese Vergleichen wurden einstimmig als die allein richtigen konstatiert. Ich hatte auf unseren Landsmann Frey gehofft, der in Triest Hauslehrer ist, — er war am Tage unserer Ankunft nach Hause abgereist. Ich hatte einen Brief an einen jungen Kaufmann — er war zufällig nach Petersburg abgereist. Endlich fand ich zufällig einen Schotten, den ich in Florenz kennengelernt, der mir bessere Kleider, Haarbürste, Kamm, Hemden und anderes lieh. Ich hatte mich heftig erkältet, ein Vomitiv rettete mich von einem Gallenfieber, ich bin aber bis jetzt halbkrank ge-

blieben, Gallenkrankheiten bilden sich gern im griechischen Klima. Hole der Satan dieses windige Nest, ungesund, durch nichts berühmt als Winckelmanns Ermordung, und doch kann ich nicht einmal dieses Haus erfragen.

Da ich jetzt für den kleinen Rest des Semesters in Tübingen unnütz bin, so gehe ich nach Wien, die dortigen Kunstsammlungen und deutschen Manuskripte zu studieren. Im September nach Hause. Ich freue mich, die Freunde wiederzusehen. Ich freue mich, meinem Vaterlande zu dienen und das Neugelernte lebendig mitzuteilen. Die Entbehrungen meiner Situation werde ich ruhiger als vorher tragen, denn ich bin, so Gott will, um ein Jahr und seine reichen Erfahrungen gelassener geworden. Habe ich doch Genuß in meinen Studien, da kann man ja endlich doch auf Lebensgenuß verzichten. Lebensgenuß heiße ich: . . . ich streiche dies aus, weil ich Euch zum Schlusse nicht noch mit Definitionen quälen will. Lebt wohl, meine Lieben, ein glückliches Wiedersehen!

Triest, den 29. Juni 1840.

Euer F. V.

SONNENUNTERGANG BEI ATHEN

VON LORD BYRON²⁰

Langsam verfinkt, im Scheiden doppelt schön,
Die Sonne westlich von Moreas Höhn,
Nicht, wie im Norden, fahlen Angesichts,
Ein wolkenloser Brand lebendigen Lichts!
Auf stiller See die gelben Strahlen glühn,
Wie zitternd Gold auf dunklem Wogengrün;
Auf Idras Bucht, Äginas Felsen lacht
Der Gott der Freud ein letztes „gute Nacht“.
Hier, wenn auch seiner Tempel Pracht verschwand,
Verweilt er gern und grüßt sein Heimatland.
Schon küßt der Bergeschatten Finsternis
Dein glorreich Meer, unsterblich Salamis!

²⁰ Abdruck aus: Lord Byrons Werke, übersetzt von Otto Gildemeister Bd. 1, Der Korsar, 3. Gefang (Sonnenuntergang) und Bd. 2, Harolds Pilgerfahrt 73, 85, 87, 88 (Mein Hellas). Vgl. vorne S. 19. — Lord Byron (1788—1824) kommt 1810 auf einer Orientreise nach Athen und lernt dort Theresia Makris kennen, die er als „Maid of Athens“ feiert. Leidenschaftliche Liebe zu Griechenland klingt aus allem Lob und Tadel, das er Land und Volk spendet. Er stirbt als Kämpfer für die griechische Freiheit am Fieber zu Missolonghi in Akarnanien. Klaglos opfert er für Hellas sein kostbares Leben:

Klagst du um deine Jugend? — Stirb!
Dies ist ein Land für Ehrentod.
Ins Feld! und färb mit deinem Blut
Die Erde rot!

Hier winkt dir ein Soldatengrab;
Das ungesucht so mancher traf,
Schau um dich, wähl dir deinen Ort
Zum letzten Schlaf!

Übersetzt von Ed. Engel.

Um blaue Höhn ein tieferer Purpur glimmt,
Der sanft mit weichem Abendlicht verschwimmt,
Bis leiser Farbenduft der Gipfel zeigt,
Wie sich zum Ziel die Bahn des Gottes neigt,
Bis Erd und Meer verdunkelnd, er im Nu
Fern hinter Delphis Riff versinkt zur Ruh.

MEIN HELLAS
VON LORD BYRON

Mein Hellas! Trümmerstätt entschwundner Schöne!
Tot, doch unsterblich! groß, obwohl entweiht!
Wer sammelt deine weit zerstreuten Söhne
Und heilt der Knechtschaft altgewohntes Leid?
Wie anders deine Söhn, in alter Zeit,
Als in Thermopylās grabenger Kluft
Sie willig stritten hoffnungslosen Streit!
O wer erweckt den alten Geist und ruft
An des Eurotas Bord dich, Hellas, aus der Gruft?

Und doch, wie bist du schön in deinem Weh!
Heimat der Götter und der Göttergleichen!
Der Täler ewig Grün, der Berge Schnee
Trägt noch der alten Anmut Adelszeichen.
Langsam vermischt mit Staub der Heldenreichen,
Beugt sich der Tempel auf dein Angesicht,
Vom Pflug zerbröckelt mit stumpffinngen Streichen.
So brechen Menschenwerke, so zerbricht
Alles, — nur eins, der Ruhm der echten Tugend, nicht.

Blau find die Himmel und die Klippen wild,
Hold find die Hain und die Gefilde grün,
Als lächle Pallas noch; die Ölfrucht schwillt;
Die Biene, wo Hymettos Kräuter blühn,
Baut noch ihr duftig Schloß mit emßgem Mühn,
Die freie Seglerin der Bergeshöhn;
Vom Gold Apolls die Marmorbrüche glühn,
Als ob die langen Sommer nie entflöhn; —
Kunst, Freiheit, Ruhm verwelkt, — Natur ist ewig schön.

Geweihter Grund ist hier, wo ihr auch schreitet,
 Staub, der gemeine Formen nie gebar;
 Ein weites Wunderreich liegt ausgebreitet,
 Und alles, was die Muse fang, ist wahr,
 Bis unfre Augen fiebern, die so klar
 Die Szenen unsrer frühesten Träume sehn.
 Die Zeit zermalmte Tempel und Altar,
 Fels aber, Tal und Waldschlucht widerstehn;
 Das graue Marathon, es überlebt Athen!

GRIECHISCHE RASSE

VON JAKOB PHILIPP FALLMERAYER ²¹

Das Geschlecht der Hellenen ist in Europa ausgerottet. Schönheit der Körper, Sonnenflug des Geistes, Ebenmaß und Einfalt der Sitte, Kunst, Rennbahn, Stadt, Dorf, Säulenpracht und Tempel, ja sogar der Name ist von der Oberfläche des griechischen Kontinents verschwunden. Eine zwiefache Erdschichte, aus Trümmern und Moder zweier neuen und verschiedenen Menschenrassen aufgehäuft, deckt die Gräber dieses alten Volkes. Die unsterblichen Werke feines Geistes und einige Ruinen auf heimatlichem Boden sind heute noch die einzigen Zeugen, daß es einst ein Volk der Hellenen gegeben habe. Und wenn es nicht diese Ruinen, diese Leichenhügel und Mausoleen sind, wenn es nicht der Boden und das Jammergegeschick seiner Bewohner ist, über welche die Europäer unserer Tage in menschlicher Rührung die Fülle ihrer Zärtlichkeit, ihrer Bewunderung, ihrer Tränen und ihrer Beredsamkeit ausgießen, so hat ein leeres Phantom, ein entseeltes Gebilde, ein nicht in der Natur der Dinge existierendes Wesen die Tiefen ihrer Seele aufgeregt. Denn auch nicht ein Tropfen echten und ungemischten Hellenenblutes fließt in den Adern der christlichen Bevölkerung des heutigen Griechenlands. Ein Sturm, dergleichen unser Geschlecht nur wenige betroffen, hat über die ganze Erdoberfläche zwischen dem Ister

²¹ Abdruck aus: Geschichte der Halbinsel Morea I. Stuttgart 1830. Vorrede. — Fallmerayer, Jakob Philipp (1790—1861), geboren bei Brixen in Tirol, später Mitglied der Bayrischen Akademie der Wissenschaften. In einer Zeit, wo die ganze Welt den Freiheitskampf der Griechen mit leidenschaftlicher Sympathie verfolgte, sprach F. in blendenden, stilistisch hinreißenden Ausführungen den heutigen Griechen jeden Tropfen althellenischen Blutes ab. Mit seinem verdienstvollen Nachweis des starken Einflusses der Masseneinwanderung der Slaven und Albanesen auf die Gestaltung der griechischen Rasse fand er viel Beifall und noch mehr Empörung. F. übertrieb eben eine an sich richtige Sache und schoß bewußt übers Ziel; aus den Mitteilungen seines Schülers C. R. von Höflers (Mitt. d. Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen 26 [1888], S. 395 ff.) erfahren wir, daß F. die Griechen bis zur dritten Korrektur in den Küstenstädten leben ließ, sie aber dann um des größeren Effektes willen ganz ausgerottet hat. Durch historische, sprachliche und volkskundliche Nachweise Karl Hopfs, Kopitars, Bernhard Schmidts und anderer wurde F.s Theorie auf das richtige Maß zurückgeführt. Tatsache ist, daß die Griechen viel fremdes Blut und fremde Anregung in sich aufgenommen, aber auch verarbeitet haben. Noch heute beobachten wir, daß die Griechen die albanesischen und slawischen Volkselemente auffaugen. Das hellenische Kulturelement ist zu allen Zeiten das bestimmende geblieben, wie schon das Fortleben der Sprache, vieler altgriechischer Volksitten und die Herrschaft der griechisch-orthodoxen Kirche beweisen. Vgl. vorne S. 20.

und dem innersten Winkel des peloponnesischen Eilandes ein neues, mit dem großen Volksstamme der Slawen verbrüderetes Geschlecht von Bebauern ausgegossen. Und eine zweite, vielleicht nicht weniger wichtige Revolution durch Einwanderung der Albanier in Griechenland hat die Szenen der Vernichtung vollendet. Skythische Slawen, illyrische Arnauten, Kinder mitternächtlicher Völker, Dalmatiner und Moskowiten sind die Völker, welche wir heute Hellenen nennen, und zu ihrem eigenen Erstaunen in die Stammtafeln des Perikles und der Philopömen hinauf-rücken. Archont und Mönch, Ackerbauer und Handwerker des neuen Griechenlands sind fremde Überzügler, sind in zwei historisch verschiedenen Zeitpunkten von dem mitternächtlichen Gebirge nach Hellas herabgestiegen. Und das Wort Grieche selbst bezeichnet heute nicht mehr wie ehemals die zwischen dem Tempetal und den Strömungen des Eurotas angesiedelten Kinder Deukalions, sondern alle jene Völkerschaften, welche, im Gegensatz mit der Lehre Mohammeds und der römischen Kirche, Gesetz und Glauben vom Patriarchalthrone in Byzanz empfangen haben. Der Arnaut von Suli und Argos, der Slawe von Kiew und Veligosti in Arkadien, der Bulgar von Triaditza und der christliche Räuber von Montenegro haben mit Skanderbeg und Kolokotroni gleiches Recht auf Namen und Rang eines Griechen. Das Band, welches sie gemeinschaftlich umschlingt, ist stärker als die Bande des Blutes, es ist religiöser Natur und gleichsam die Scheidewand zwischen der Kaaba und dem Lateran.

GRIECHISCHE KUNST

VON ADOLF FURTWÄNGLER ²²

Griechische Kunst — für die große Menge ist sie wohl immer noch etwas zwar sehr Berühmtes, aber auch etwas gar wenig Gekanntes, etwas Fernes und Kaltes, das man zwar anerkennen muß, das einem aber im Grunde gleichgültig und langweilig ist. Und in dieser Empfindung lassen sich viele befestigen und bestätigen durch den Blick auf die Entwicklung der neueren Kunst, die sich von dem Klassizismus des früheren 19. Jahrhunderts so energisch abgewendet hat. Man verwechselt die echte griechische Kunst mit jener blaffen, kraft- und blutlosen Gestalt, welche der neuere Klassizismus aus mißverständener Nachahmung der Antike sich gebildet hatte. Man überträgt den gefunden Widerwillen gegen jene schwächliche Geburt der neueren Zeit auf das Ursprüngliche, das Klassische, Griechische, das man wirklich zu kennen sich nicht bemüht. Aber auch ernstere und tiefere Naturen gibt es, die sich um die griechische Kunst nicht kümmern wollen, weil sie in anderen Epochen gefunden haben, was sie ausfüllt. Indem sie die unfrer Zeit und unfarm

²² Abdruck aus: Deutsche Rundschau, herausgegeben von J. Rodenberg, 1908, S. 236, und 1905, S. 45, 46. — A. Furtwängler (1853—1907), Professor der klassischen Archäologie an der Universität München. Er starb während seiner Ausgrabungen auf Ägina (siehe S. 81) und liegt begraben im Friedhof zu Athen.

Empfinden so viel nähere gewaltige Persönlichkeit Rembrandts oder diejenige Dürers mit ganzer Seele erfassen, glauben sie keinen Raum mehr zu haben für Aufnahme der so anders gearteten griechischen Kunst und schließen sich gegen diese ab.

Seien wir glücklich, daß sie existierte, daß sie uns nicht ganz verloren ist, daß uns, wenn auch nur Trümmer und Ruinen, doch etwas von ihr geblieben ist. Seien wir glücklich, daß es so Köstliches einmal gegeben hat, daß wir doch noch etwas genießen können von Geruch und Farbe jener herrlichen Blume, die ein glücklicher Himmel einst in einer glücklichen Epoche zeitigte.

Es gibt in Natur und Geschichte Erscheinungen, die sich mehr oder weniger gleich immer wiederholen: in der Kunst sind es die der primitiven Stufen. Diesen gegenüber stehen die Erscheinungen, die nur einmal auftreten und nicht wieder; das sind die unter ganz besonderen Bedingungen entstandenen Erscheinungen einziger Art. Unter diese gehört die griechische Kunst. Eine solche Kunst kehrt niemals wieder, weil sich ihre Bedingungen niemals alle wieder zusammenfinden werden. Im ganzen Laufe der Weltgeschichte waren niemals die Bedingungen für eine große plastische Kunst gegeben wie bei den Griechen. Es ist die griechische Plastik darum die großartigste und reichst entwickelte aller Zeiten. Wie wenig indes bei jenen Bedingungen äußere Mittel zu sagen haben, mag ein vergleichender Blick auf unfre Zeiten lehren, wo es an diesen durchaus nicht fehlt und wo eine Fülle von plastischen Denkmälern geschaffen wird, die viel größer und reicher sind, als es die Aufgaben der griechischen Skulptur der Blütezeit waren, und wo dennoch die plastische Kunst auf ganz tiefer Stufe steht. Der Einblick in die Geschichte der griechischen Kunst lehrt jene Bedingungen verstehen.

Ist die griechische Kunst so etwas Einziges, das nie wiederkehren kann, so lohnt auch die Beschäftigung mit ihr in einziger Weise. Die Kürze unfres Lebens gibt uns den Rat, die wenige Zeit, die uns neben den unmittelbaren Aufgaben des Tages bleibt, nur dem Besten in der Fülle der Erscheinungen, nur dem wirklich Großen und Einzigem zu widmen. Die griechische Kunst wird immer den Anspruch erheben dürfen, in diese kleine Reihe des Besten und Größten, was der menschliche Geist geschaffen hat, in die Reihe dessen zu gehören, das vollkommen zu lernen und ganz zu verstehen eine Lust ist, und dessen Umgang erfrischend zugleich und erhebend auf uns wirkt.

LANDSCHAFTEN UND BAUTEN

Der Traum unserer Knaben- und Jünglingszeit, die stille, tiefe Liebe unseres Mannesalters, das hohe Bild, das aus grauer Vorzeit zu den Völkern herüberleuchtet, am Strahl der Schönheit sie zur Menschlichkeit erziehend, — es ist kein bloßes Traumbild: Olympia, Argos, Mykene, Korinth, Athen und die Akropolis, Marathon, Eleufis, Delphi, die Thermopylen, sie sind, sind in Trümmern, aber die Trümmer werden lebendig und zeugen. *Fr. Th. Vischer, Altes und Neues. Bd. IV, S. 262.*

KLAGELIED AUF DEN UNTERGANG ATHENS

VON MICHAEL AKOMINATOS, 1175–1204 ERZBISCHOF IN ATHEN²³

Die Liebe zu Athen, dem einst gefeierten,
Schrieb diese Verse, noch den Schatten huldigend
Und linde Kühlung spendend meiner Sehnsucht Glut.
Da nirgends mehr, o weh! die vielbefungne Stadt
Zu schauen ist; da lange, ungemessne Zeit
Sie in der Tiefe unter Schutt verschwunden birgt,
Erdulde ich dank meiner Liebe schweres Leid.
Wer nicht das wahre Antlitz des ersehnten Guts
Leibhaftig, gegenwärtig mit dem Aug erfaßt,
Dem dämpft wie Wirklichkeit den Brand der Leidenschaft,
Wenn er im Bilde nur des Anblicks sich erfreut.
Doch ich bin unglücklich; wie Ixion einst,
Lieb ich Athen, wie jener Hera hat geliebt
Und nur das Trugbild jener Strahlenden umschlang.
Was leid ich, weh! was sage ich, was schreib ich nur;
Athen bewohn ich, sehe nirgends doch Athen,
Nur wüsten Staub und keine echte Seligkeit.
Wohin sind deine Heiligtümer, ärmste Stadt?
Vergangen alles und zu Sagen aufgelöst:
Gericht und Richter, Rednerbühne, Volksbeschluß,
Gesetze, Volksversammlung, rednerischer Bann,
Die Sitzungen des Rats, der Feste heller Glanz,
Die Führerschaft im Krieg zu Lande wie zur See,
Die überreiche Muse, der Gedanken Kraft.

²³ Über Akominatos (ca. 1140–1220 n. Chr.) siehe vorne S. 7. Der griechische Text der Elegie bei Spiridion Lampros: Michael Akominatos Choniates II, S. 397 f., Athen 1880. Der Text griechisch und schlecht verdeutscht bei Adolf Ellisen: Michael Akominatos, Göttingen 1846, S. 142–144.

Vergangen ohne Spur ist aller Ruhm Athens,
 Kein Zeichen blieb, kein noch so dunkles als Beweis.
 Drum mag man mir verzeihn, mir, dem das Glück verfaßt,
 Die vielbefungne Stadt Athenas selbst zu schaun,
 Daß ich in dieser Schrift von ihr ein Bild entwarf.²⁴

Übersetzt von E. R.

ATHEN IM JAHRE 1575

BRIEF DES GRIECHEN ZYGOMALAS AN MARTIN CRUSIUS²⁵

Mit Athen, das ich oft gesehen habe (denn Nauplia im Peloponnes, nicht weit von Athen, ist meine Heimatstadt), verhält es sich so: Ich habe es durchwandert und nach allem sorgfältig geforscht: nach dem Areopag, nach den einstigen Akademien, den Schulen des Aristoteles²⁶ und nach dem Pantheon²⁷, das alle anderen Bauten in den Schatten stellt; daran sind außen ringsherum Geschichten der Griechen und der Götter in Stein gehauen. Unter anderem sieht man über der großen Türe zwei Pferde²⁸, Menschenfleisch anschnaubend²⁹, lebendigen ähnlich. Praxiteles soll sie gemacht haben; so daß der menschliche Geist selbst Steine zu durchdringen scheint. Noch anderes ist des Schauens und des Staunens wert. Ich will nicht von dem Berge erzählen, der gegenüber aufsteigt und Heilkräuter aller Art trägt, den ich Garten des Adonis³⁰ nenne, nicht von der Milde der Luft, nicht von den gefunden Wassern und anderen Vorzügen, durch die es kommt, daß die Athener, jetzt in Barbarei versunken, doch bis heute von Natur ein gutes Gedächtnis haben und eine angenehme Stimme besitzen; der Reichtum ihrer Lieder erfreut den Hörer, wie einst die Gefänge der Sirenen. Wenn sie Orpheus, der wilde Tiere und Felsen gerührt haben soll, oder Terpander aus Methymna³¹ oder Marfyas, der einen Wettstreit mit Apollon gewagt hat, gehört hätte, sie hätten gestaunt darüber, wie jene durch

²⁴ Der Schluß deutet darauf hin, daß das Klagelied nur die poetische Einleitung eines von Akominatos geplanten Werkes über das alte Athen war.

²⁵ Abdruck aus: Martin Crusius, *Turcograecia*, Basel (1584), S. 430 und 461; Crusius gibt den Text griechisch und lateinisch; ins Deutsche übersetzt von E. R. — Crusius (1526–1607), Professor in Tübingen, veranlaßte die griechischen Gelehrten Zygomalás und Kabafilas zu auf Augenschein beruhenden Berichten über das damals völlig unbekannte Athen. Siehe vorne S. 14.

²⁶ Die Namen, Areopag, Akademie, Schule des Aristoteles verband die Volkstradition willkürlich mit Resten des Altertums. Die wirkliche Stelle des Areopags wurde erst von Wheler 1682 erkannt.

²⁷ Der Parthenon war damals bereits in eine türkische Moschee umgewandelt. Die enthusiastische Bewunderung der Parthenonskulpturen in so früher Zeit überrascht sehr. Daß Zygomalás einen beliebigen berühmten Bildhauer, den Praxiteles statt des Phidias als Meister nennt, ist verzeihlicher, als daß die Engländer am Anfang des 19. Jahrhunderts die Parthenonskulpturen als zu häßliche römische Arbeiten nicht ins Britische Museum aufnehmen wollten.

²⁸ Die Rosse vom Wagen der Athena im Westgiebel, die Morosini 1688 als Beute nach Venedig bringen wollte. Beim Herausnehmen aus dem Giebel fielen die Figuren zu Boden und zerschellten in Trümmer.

²⁹ Offenbar eine Anspielung auf die wilden Rosse des Diomedes, denen man Menschenfleisch zum Fraße vorwarf.

³⁰ Wahrscheinlich ist der Hymettos gemeint, dessen antiker Name damals im Volk vergessen war.

³¹ Terpander aus Lesbos, Lyriker des 7. Jahrhunderts v. Chr., durch Einführung der siebensaitigen Lyra bekannt.

natürliche Begabung die Kunst übertrafen, sie hätten die Flöten weggeworfen und die Rohre zerbrochen. Aber wozu mache ich von Athen viele Worte? Vorhanden ist nur noch das Fell; das Tier selbst ging zugrunde. —

Konstantinopel, am 15. November im 8074. Jahre seit Beginn aller Dinge³².

Stets Euer Freund Theodosius Zygomalás,
Protonotar an der großen Kirche zu Konstantinopel.

ATHEN IM JAHRE 1578

BRIEF DES GRIECHEN KABASILAS AN MARTIN CRUSIUS

Einst zerfiel die Stadt Athen in drei Teile und war vollständig besiedelt. Jetzt nimmt der innere Teil den Burgberg ein, auf dem der Tempel des Unbekannten Gottes³³ steht; er ist ganz allein von den Ismaeliten³⁴ bewohnt. Den angrenzenden Teil (ich meine den mittleren) haben ganz die Christen inne. Vom äußeren Drittel der Stadt, in dem der Königspalast³⁵ mit reichem Marmorschmuck und gewaltigen Säulen liegt (am Eingangstor³⁶ dazu ist folgende einzeilige Inschrift noch heute zu sehen: Dies ist Athen, des Theseus alte Stadt), ist nur der dritte Teil bewohnt. Die ganze Stadt, soweit sie von Leuten besiedelt ist, an Zahl mögen es 12000 Männer sein, hat eine Ausdehnung von 6—7000 Meilen.

Geschrieben im Hause des Patriarchen zu Konstantinopel.

Symeon Kabasilas aus der Stadt Akarnania in Hellas.

DIE AKROPOLIS VON ATHEN

VON EMANUEL GEIBEL³⁷

Den 7. November (1838). Eben kehre ich von der Akropolis zurück, die ich seit unfrem Aufenthalt in Athen fast täglich besuche. Zum erstenmal bestieg ich heute das obere Dach des Parthenon und ließ über der letzten Statue des Giebelfeldes fort meine Blicke nach dem Meere und nach Salamis hinüberschweifen, hinter

³² Nach der byzantinischen oder konstantinopolitanischen Weltära, deren 5509. Jahr dem ersten unserer Zeitrechnung entspricht, so daß das Jahr 8074 dieser Ära dem Jahre 1575 n. Chr. gleichzusetzen ist.

³³ Die christliche Tradition lokalisierte den „Unbekannten Gott“, von dem der Apostel Paulus zu den Athenern gesprochen hatte, gerne in dem Haupttempel der Akropolis.

³⁴ Die Türken bewohnten als die Herren Athens den beherrschenden Burghügel.

³⁵ Die gewaltigen Reste des Olympieions (Tafel 19) gelten als Ruinen eines Königspalastes.

³⁶ Das Tor des Hadrian wurde von diesem als Eingang in den neugeschaffenen östlichen Stadtteil erbaut; die der Altstadt abgewandte Seite zeigt die Inschrift: Dies ist des Hadrian und nicht des Theseus Stadt.

³⁷ Abdruck aus: Emanuel Geibels Jugendbriefe. Berlin 1909, S. 169 ff. — Vgl. S. 23, Anm. 17.

dem die Sonne mit einem sichtbaren rosenroten Strahlenglanze langsam hinabsank. Nie habe ich so etwas Herrliches gesehen wie diese griechischen Sonnenuntergänge. Solange die glänzende Kugel noch über dem Horizont schwebt, schimmert das Meer von unzähligen Funken, auf den Bergen liegt jener tiefrote Schein, der schon in alter Zeit dem Hymettos den Beinamen des Purpurnen gab, über die Wolken irrt ein schweifendes Gold — aber kaum ist sie hinuntergegangen, so liegt alles in Dunkel, nur über den scharf abgrenzenden Inselgebirgen schwebt noch eine sanfte, bald verlöschende Glorie, und im tiefen Blau treten die Sterne funkelnd hervor. Was wir Abenddämmerung nennen, gibt es hier nicht, Tag und Nacht küssen sich unmittelbar mit feurigen Lippen. Ich hatte mancherlei Gedanken, als ich dort oben stand auf dem Gipfel des Pallastempels; dieser Ort vor allen tönt von großen Erinnerungen. Von hier mochte einst Perikles herabgeschaut haben auf das Gewühl der prächtigen Stadt, auf die Häfen voll segelfertiger Schiffe und auf jene Kunstwerke um ihn und unter ihm, die seinem Namen Unsterblichkeit gesichert haben würden, auch wenn die Geschichtschreiber nichts anderes als deren Förderung von ihm zu erzählen wüßten. Dort mochte er gestanden haben, der stolze freie Mann, einen schönen Traum von Athens Zukunft in der Seele, nichts ahnend von dem nahen Verderben, das dieser Stadt der Götter, das ihm selbst so schrecklich bevorstand. Die Pest kam und die Tyrannen, nach ihnen die Mazedonier und endlich die Römer, die Männer von Eisen, die unter Sulla in klingender Rüstung durch das Doppeltor ihren Einzug hielten. Aber noch immer standen Tempel und Götterfäulen, und Athen blieb der Sitz der Mufen. Byzanz blühte auf und sank in Schwächlichkeit und innerem Zerwürfnis; hier blieb eine stillgeweihte Stätte, wo einzelne an den Altären der Wissenschaft und Kunst opferten. Da kam vom Osten her ein fanatisches Kriegervolk, nichts ahnend von den Geheimnissen ruhig fortschreitender Erkenntnis und feind den Künsten, die ihm eine Gotteslästerung schienen. Zugleich mit dem Kreuze auf der Sophienkirche zu Konstantinopel brachen die Säulen des Parthenon; die schönen Marmorbilder sanken in den Staub, und das Gras wucherte darüber empor, und der rauhe Bekenner des Islam trank sein Roß aus den kunstvoll gearbeiteten Knäufen, die einst so stolz die reiche Tempeldecke getragen hatten. Seit der Zeit liegt eine tiefe Wehmut über der Akropolis, und so sehr auch die herrlichen Überreste den bewundernden Beschauer zu begeistern vermögen, er kann es nie vergessen, daß es nur Trümmer sind; Athen ist und bleibt ein weites Grab, in dem eine glorreiche Vorzeit eingefahrt liegt; und wenn jetzt die moderne Zeit ihre kleinen Häuser darüber baut und ihre kleinen Interessen abhandelt und wieder anfängt zu scherzen, zu lachen, zu leben, dann kommt mir das vor, als ob ein bunter Schmetterling über einer ungeschlossenen Gruft flatterte. —

BAUTEN AUF DER AKROPOLIS VON ATHEN

VON HERMANN HETTNER ³⁸

Schon den Alten selbst galten die Propyläen für eines der großartigsten und bewunderungswürdigsten Bauwerke des ganzen Altertums. An Pracht und Schönheit kann sich mit ihnen nur der Parthenon messen; an Kühnheit und Neuheit der Erfindung übertreffen sie auch diesen. Die Propyläen als das große und kunstreiche Eingangstor der Akropolis gleichen einer großen musikalischen Overtüre. Sie sind ein durchaus eigenes und selbständiges Kunstwerk, in sich abgeschlossen und durch sich selbst bedeutungsvoll und verständlich, und doch haben sie zugleich die Bestimmung, auf ein anderes, höheres, umfassenderes Kunstwerk vorzubereiten, und lassen daher dessen bedeutsamste Formen und Motive bereits ahnungsvoll durchklingen. Wenn die Redner in der Volksversammlung die Größe und Herrlichkeit Athens recht nachdrucksvoll preisen wollten, um durch die Begeisterung für das Vaterland den Haß gegen die drohende Fremdherrschaft Philipps des Mazedoniens zu entflammen, da liebten sie es, von der Rednerbühne aus emphatisch hinüber nach den gegenüberliegenden Propyläen zu deuten, wohl wissend, daß in diesen gleichsam der Inbegriff und die Zusammenfassung alles Höchsten sei, was die athenische Kunst und Bildung hervorgebracht. Und noch ist uns ein Ausspruch des Epaminondas bewahrt, der, als er einst in der Volksversammlung zu Theben aussprechen wollte, die Macht, die früher Athen gehabt habe, müsse jetzt an Theben übergehen, dies nicht wirkfamer ausdrücken zu können glaubte, als indem er ausrief: „Ihr Männer von Theben, ihr müßt die Propyläen der athenischen Burg ausheben und sie am Eingange unserer eigenen Burg, der Kadmea, aufstellen.“ Aber trotz dieser selbständigen Schönheit und Bedeutung sind diese Propyläen durch und durch bedingt und bestimmt durch das Wesen und den Zweck der Akropolis, deren Eingang sie sind.

Wir fragen also: wie hat Mnesikles diese schwierige Aufgabe gelöst? Leider sind auch die Propyläen nur in einem trümmerhaften Zustande auf uns gekommen. Weil diese westliche Seite der militärisch schwächste Teil der Akropolis ist, so war hier von jeher, das ganze Mittelalter hindurch bis auf die neueste Zeit, der meiste Anlaß, immer neue Verschanzungen zu machen, dabei aber wurden natürlich jederzeit die Bauten des Altertums als die bequemsten und nächsten Baustücke verwendet. Ludwig Roß, der dreizehn Jahre lang als Konservator der griechischen Altertümer sich unsterbliche Verdienste um Reinigung und Wiederherstellung der Akropolis erworben hat, öffnete aufs neue die mit türkischem Mauerwerk ausgefüllten Propyläen; ja er errichtete sogar in Verbindung mit den Architekten Schaubert und Hansen den

³⁸ Abdruck aus: Hermann Hettner, Griechische Reisekizzen, Braunschweig 1853. — Hettner H. (1821—1882), Literaturhistoriker und seit 1855 Direktor der Antikensammlungen zu Dresden, bereiste Griechenland 1852 gemeinsam mit dem Philologen Götting und dem Mythologen L. Preller. Den „Reisekizzen“ liegen Briefe an Hettners erste Frau Marie Stockmar zugrunde. Vgl. vorne S. 20.

Tempel der Nike Apteros (Taf. 13) wieder, dessen Quadern und Säulen er im Schutte der unteren türkischen Bastionen gefunden hatte.

Steigen wir die rechts liegende Stiege hinan. Oben biegen wir ein in eine andere kleine Seitenstiege, und wir stehen vor dem östlichen Eingange des Tempels der Nike Apteros. Zierlicher ist wohl nie ein Tempel gebaut worden als dieser. Er ist 27 Fuß lang, 18 breit und von der untersten Stufe bis zur Spitze des Giebels nur 23 Fuß hoch. Die leichten und fein geglätteten Quadern aus pentelischem Marmor, aus denen die kleine Cella sich aufbaut, und die heiteren Säulenhallen an der Vorder- und Rückseite, eine jede durch je drei schlanke jonische Säulen gebildet, machen den Eindruck dieses kleinen Tempels so anmutsvoll und lieblich, daß man fast zweifeln möchte, seine Erbauung schon in die Zeit des Cimon zu setzen.

Nun aber die Propyläen (Taf. 2) selbst! Tempelbau und Festungsbau, wie himmelweit scheinen sie voneinander geschieden, und wie unnachahmlich schön wußte sie der Künstler hier in einen in sich einigen und lebensvollen Guß zu verschmelzen! Das große Mittelgebäude mit den sechs mächtigen dorischen Säulen seiner Vorderseite und dem weit ausgespannten Dachgiebel, der wie ein Adler seine Schwingen schützend über die Säulen ausbreitet, hat alle Formen des griechischen Tempels. Wie steht es vor uns da, so heiter und groß und gewaltig! Aber der weite Zwischenraum, der die beiden mittleren Säulen voneinander trennt und der um so bedeutamer hervortritt, je unwillkürlicher sich uns der Vergleich desselben mit dem Zwischenraum der benachbarten Säulen aufdrängt, sagt uns sogleich, daß dieser Bau nicht selber ein Tempel sei, sondern vielmehr erst ein Eingangstor, das heiter und wirksam zum Besuche des Tempels einladet.

Wer hätte die Geduld, hier länger zu weilen! Der Prachtbau des Parthenon steht vor uns und alle die anderen Wunderwerke der Akropolis.

Tretet ein! Auch hier sind Götter.

Der Parthenon (Taf. I. 8. 9. 11), der Tempel der jungfräulichen Göttin Athene, liegt auf der höchsten Erhebung der Akropolis. Nicht bloß durch seine Größe, schon durch seine räumliche Lage ist er das hervorragendste Heiligtum. Von den Propyläen steigt der Weg noch leise bergan. Die westliche Stirnseite des Tempels blinkt uns mit seiner offenen Säulenhalle gastlich einladend entgegen. Aber wir gehen an ihr und an der nördlichen Langseite seitwärts vorüber bis vorn an die östliche Vorhalle. Es ist ein altes griechisches Kultgesetz, daß das Gottesbild nach Osten schaut. Alle griechischen Tempel haben ihren Eingang auf der Ostseite, es müßten denn ganz unabweisbare Umstände eine seltene Ausnahme nötig machen.

„Wie steht er so groß und schlicht vor uns, der griechische Tempel! So einfach schön, so feierlich ruhig, so göttlich heiter! Er ist nicht wie unsere Kirchen ein Versammlungshaus für die andächtige Gemeinde; nur das Bild des Gottes, dem er geweiht ist, und dessen heilige Schätze und Weihegeschenke sind in ihm. Deshalb ist er schon seiner Lage nach abgeschieden von allen profanen Umgebungen. Eine

Mauerumfriedigung hegt einen weiten heiligen Raum ein, und mitten in diesem erhebt es sich, das goldreiche, fernstrahlende Haus des Gottes. So kann es nicht auf der gemeinen Erde stehen, auf der die irdischen Menschen wandeln. Zwar breit und mächtig lagert sich der schönheitsvolle Bau hin auf den Boden als die natürliche Wurzel des Daseins; aber drei mächtige Stufenschichten erheben ihn über die Fläche der Wirklichkeit und tragen ihn dem Himmel entgegen, gleichwie ein heiliges Weihegeschenk. Der Gott, der da drinnen wohnt in der viereckigen Zella, ist kein finsterner verschlossener Gott, er ist ein Gott der Freude und der ewigen Heiterkeit, ein Gott des Lichtes. Licht und Luft zu fassen, öffnet sich die Vorhalle, und ringsum läuft ein Säulengang, die enge Wohnung des Gottes mit der glückerfüllten Außenwelt zu verbinden. Freudig in ihrer Kraftfülle, elastisch lebendig streben diese Säulen empor; aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Ihr keckes Emporstreben wird gedämpft und beruhigt durch den Gegendruck des Dachbaues, der über den Säulen schwebt und den zu tragen sie bestimmt sind. Über ihnen erhebt sich das lastende Gebälk der Decke, und über dieses thront dann das hochschwebende Dach, nach beiden Seiten seine Flügel herabsenkend, gleich als wolle es mit seiner breit auslaufenden mächtigen Überschattung die anstreben, aufwärtschießenden Säulen zurückweisen auf das sichere In sich selbst beruhen des schönen gotterfüllten Diesseits. Und am Fries und Giebel erschließt sich diese stumme Sprache der tektonischen Formenwelt zum beredten, individuell bildnerischen Ausdruck, der die Taten des Gottes verkündet, den der Tempel verherrlicht. Dieses Streben und Gegenstreben, dies Erheben, das mit innig freudiger Selbstbeschränkung sich willig in seine angeborenen Schranken zurückbeugt, dieses lebensvolle In sich beruhigtsein ist es, das so heiter und harmonisch wohlthuend auf den Beschauer zurückwirkt. Der Genuß bei dem sinnvollen Anschauen eines griechischen Tempels ist die heilige Gottesfeier der ewig göttlichen Sophrosyne.“

Mit diesen Worten versuchte ich schon früher in meiner archäologischen „Vor-schule“ den Eindruck zu schildern, den ich unter den Tempeln von Sizilien und Pästum empfand. Der Eindruck des Parthenon ist wesentlich der gleiche; nur noch mächtiger und noch großartiger. Der Eindruck des Parthenon ist der Eindruck heiterer Erhabenheit. Niemand kann diesen Wunderbau anschauen, ohne daß Ruhe und tiefer Friede in seine Seele zieht. Abbildungen und Schilderungen sind unvermögend, auch nur eine leise Ahnung von dieser mächtigen Wirkung zu geben. Man muß diese marmornen Wände und Säulen selbst sehen und unter ihnen umherwandeln, um ihre heitere Hoheit und Einfachheit ganz zu verstehen und zu empfinden.

Der Parthenon ist darum der vollendetste griechische Tempel, weil er, gleichweit entfernt von altertümlicher Schwere und von der matten Schwächlichkeit der späteren Zeiten, am vollendetsten die innige Einheit und Durchdringung von Mächtigkeit und Anmut, von Ernst und Milde erreicht hat. Iktinos, der Erbauer des Parthenon, setzte verhältnismäßig nur sehr einfache Mittel in Bewegung. Der griechische

Tempel wirkt nie durch die Kolossalität der Masse, sondern immer nur durch die Schönheit der Form. Aber diese ist freilich bis in das Einzelnste ausgebildet. Jede kleinste Linien-schwingung ist berechnet, damit der Bau zuletzt auch sicher jenen Eindruck hervorbringe, den hervorzubringen seine Bestimmung war. Das Geheimnis des griechischen Tempelbaus ist die reizvolle Wechselwirkung lebendiger Gegensätze, die Wechselwirkung zwischen der geschlossenen Zella und der offenen Säulenhalle, zwischen dem feurigen Aufstreben der tragenden Glieder und dem ruhigen Gegen- druck der lastenden. Der Parthenon läßt diese Gegensätze sich frei und kräftig ent- falten, aber mit sicherer Hand führt er sie zurück zu heiter befriedigter Einheit.

So schließt sich der Parthenon in allen feinen verschiedenartigsten Bestandteilen unnachahmbar schön und harmonisch zusammen. Und wenn uns die Propyläen mit ihren prächtigen und heiteren Säulenhallen ein mahnendes: „Tretet ein; auch hier sind Götter!“ zuriefen, so hat der Parthenon dieses Versprechen in unerreich- barer Großartigkeit nicht nur gelöst, sondern übertroffen. Ein Volk, das seinen Göt- tern solche Tempel baut, das muß ein großes, ein glückliches Volk sein. „Wo die Menschen am glücklichsten waren,“ sagt Heinsie im Ardinghello, „da war auch die Kunst am größten; das ist das Geheimnis der Kunstgeschichte in wenig Worten.“

Ob sich wohl jemals wieder ein Stück Erdenrund finden wird, das an Kunst und Schönheit dieser Akropolis von Athen gleicht? Sind die Wunder der bildenden Künste für uns auf ewig verloren, oder kommt einst ein zweiter Phidias, der dem starren Stein wieder Seele und Leben einhaucht? Wie töricht ist es, sich diese Frage zu stellen; und wie unabweisbar drängt sie sich hier auf jedem Tritt auf! Sollte man doch meinen, der Parthenon müsse mit seiner stolzen Pracht und Herrlichkeit alles verdunkeln, was sich in seine Nähe wagt. Und doch steht hier, kaum hundertund- fünfzig Schritte von ihm entfernt, als sein nördliches Gegenüber das Erechtheion (Taf. 12. 14. 15); zwar kleiner und für den ersten Anblick nicht so überwältigend, aber darum doch nicht minder bewunderungswürdig und kunstreich. Das Erechtheion ist ein Tempel ionischen Stils. Liegt die eigenste Schönheit des Parthenon in seiner gebieterischen Hoheit und in dem ruhig heiteren Glücksbewußtsein der ihm inne- wohnenden Würde, so geht das Erechtheion dagegen, wie dies durch die weichere Zartheit der ionischen Formen ganz von selber bedingt ist, durchaus auf lockende Anmut und heitere Zierlichkeit. Und sicher ist es der anmutigste, am liebsten möchte ich sagen, der herzwergewinnendste Bau, den jemals die Phantasie eines Künstlers er- fonnen. Selbst jetzt noch in seiner trümmerhaften Verstümmelung ist er von wahr- haft bezaubernder Schönheit. Immer und immer wieder ruht das Auge mit un- ersättlicher Lust auf diesen straffen schlanken Säulen mit ihrer elastisch bewegten Basis und den anmutig profilierten Kapitellen, auf diesen leichten und lebensvoll ge- gliederten Balken des Frieses und der Gesimse, auf den feingefugten Quadern der Wände und Decken, und auf den großen und prachtvollen und doch so unendlich zierlichen Toren mit ihrer lieblich reizenden Arabeskenverzierung. In der Tat, für

den, der diesen Tempel jemals mit formenempfänglichem Auge gesehen hat, ist es nicht bloß eine althergebrachte Überlieferung, sondern innerstes Seelenerlebnis, daß er ihn ebenso als die höchste Blüte der ionischen Baukunst betrachtet, wie den Parthenon als die höchste Blüte der dorischen.

DER FRIEDHOF AM DIPYLON. ATHENS UMGEBUNG

VON THEODOR BIRT³⁹

Am Dipylon (Taf. 20) ist der ganze antike Friedhof des 5. und 4. Jahrhunderts vor Chr. freigelegt worden, dessen Grabdenkmale, meist vorzüglich erhalten, zu Hunderten ins Museum geschafft sind. Es ist die wundervollste Gabe des Spatens, die Marmorstelen mit ihren Reliefbildern, die voll Heiligkeit und stillem Verzicht wie eine Darstellung des Satzes sind: „Auch das Schöne muß sterben.“ Eine wirklich ergreifende Grabespoesie hat das Altertum kaum befaßt; denn die Dichter übertrieben meist den Ausdruck des Schmerzes. Hier, auf diesen Denksteinen, ist die wahre Grabpoesie, die die Trennung nur andeutet, eine wortlose Wehmut um sich breitet und das Herbe in Schönheit auflöst. Denn das Sterben selbst wird fast nie vorgeführt. Selten auch erscheint Hermes selbst, der Geleitgott der Abgeschiedenen, vor dem Sterblichen. Vielmehr sehen wir immer nur das blühende Leben, und wie da Mann und Frau oder auch zwei Frauen sich im Scheiden die Hand reichen, oder wie die Frau sich schmücken läßt zum gottesdienstlichen Ausgange. Die Sitzende blickt auf; im tiefgehöhlten Augenwinkel liegt dunkler Schattenwurf; so hängen ernst-freundlich die Blicke ineinander, edel und rührend. Auch legt wohl die eine, die sich mütterlich vorbeugt, die Hand sanft und zärtlich an das Kinn der Geliebten. Alles typisch und doch innig belebt: schlicht im Gestus und von ausdrucksvoller Gehaltenheit. Es sind wirklich „Denkmale“, d. h. sie zeigen die Dahingegangene so, wie man am liebsten ihrer gedenkt. Die Figuren entsprechen gern der wirklichen Lebensgröße: das wirkt intim. Wo ist die Frau Attikas, wo ist überhaupt die Frau ähnlich verherrlicht worden? Eng beschränkt in ihrem Beruf, das war die Griechin jener Zeiten, aber in dieser Beschränkung war sie ohnegleichen, und diese Steine sind ihre Verklärung, wie sie keine moderne, bildung-trunkene Dame erleben wird. Denn das Geistreiche ist unplastisch.

So ist es denn eine schöne Andachtpflicht des Reisenden, den berühmten antiken Friedhof am Dipylon selbst aufzusuchen, dort die Hegeso zu sehen und den Dexileos (Taf. 21) und die Korallion, die noch am Fundort und an der ursprünglichen Leichenstätte verblieben sind, um nachdenkend in ihrer frommen Gegenwart den Sonnenuntergang zu erleben. Nur muß ich beklagen, daß die Stätte als Stätte

³⁹ Vollständiger Abdruck aus: Theodor Birt, Griechische Erinnerungen eines Reisenden, Verlag N. G. Elwert, Marburg 1902, S. 115 ff. (Dipylon), S. 50 ff. (Athens Umgebung). — Th. Birt, geboren 1852, lebt als Professor der klassischen Philologie in Marburg; 1901 bereifte er Griechenland. Vgl. vorne S. 22.

ganz ohne Stimmung ist und auf das Gemüt nicht wirken will. Und sie müßte doch wirken! Wie ganz anders die so viel erinnerungsärmere Gräberstraße Pompejis! Der Raum ist hier zu beengt; der Staub der Fahrstraße und der banale Aspekt moderner Häuser dringt heran; der Genius loci ist ausgetrieben. Es fehlt die Einsamkeit. Man sollte alles ringsum mit Lorbeer, Oleander, Lebensbaum und Zypressen bepflanzen; ein Hain-Dickicht von Immergrün müßte entstehen, und die Nachtigall des Sophokles würde wieder Luft bekommen, hier ihr Lied anzuschlagen.

Athens Umgebung. Nur vor der Stadt, da freilich ist Frühling. Athen ist eine Wüste in der Oase! Da draußen sprießt es freilich vollsaftig aus den Steinen, Halmsäaten, Öl und Wein, von Feld zu Feld, von Garten zu Garten. Da winken berankte Balkons aus dunklem Laubgebüsch. Denn schon das alte Athen war von Villeggiaturen der Reichen umgeben, und so liegen auch heute die Gartenhäuser in Kephissia, Patissia, Amarusi und Tatoi, Gärten voll Rosen und wieder voll Rosen, von blühendem Lorbeer, Magnolien, Arrocarien, Jukka, Platanen, Kiefern und Zypressen wonnig überschattet. Warum sangen die Alten vom „veilchenumkränzten Athen?“ Ich sehe rings nur gelbe Rosenbäche aus den Wipfeln sich ergießen. Auch sonst gibt es Ziele genug in der Nähe und Weite, wohin entweder die Lokalbahn oder das getreue Gespann uns trägt; unfre Gäule heißen Titzos und Kotzos; Charalampos heißt der Kutscher, und er ist der Gefälligste der Gefälligen. Die Ziele aber sind denkwürdig: Zur Ostküste über Kharvati nach Marathon, in die steinige Siegesflur des Miltiades und des jungen Aeschylus, wo man die Perfer im heißen Augustmonat schlug; oder über die Laurischen Bergwerke nach Thorikos und Sunion (Cap Colonnäs), wo, ein wahres Effekttück, hoch über dem Ostmeer der Tempel Poseidons, ein Altersgenosse des Parthenon, ragt (Taf. 24). Die Kolossal-schranken des Hymettos und Pentelikon trennen die genannten Plätze von Athen. Nach Westen dagegen zieht uns die alte „heilige Straße“ über Daphni zur stillen Meeresbucht nach Eleufis (Taf. 26) hinab. Eleufis (Leffina) war der Wallfahrtsort Alt-Athens. Hier nahten sich die Mysten, die Geweihten, der nährenden Göttin Demeter, und man wußte, daß auf der lieblichen thriasischen Flur bei Eleufis einst Persephone, Demeters Tochter, mit den Gespielen umirrte, um Narzissen und Anemonen, Veilchen und Hyazinthen zu pflücken (es war die berühmteste aller Blütenlesen!): denn sie ahnte ihr Schicksal nicht! Wer möchte, um nach ihren Mädchen Spuren zu suchen, nicht Tage und Wochen dahingeben?

Wem aber der Ölbaum lieb ist, der fahre am Fluß Kephisos zum Dorf Menidi hinauf. Hier lernen wir die eigentliche Hochebene Athens, mit der Marathon und Eleufis nichts zu tun hat, kennen. Der Wassermangel Attikas ist bestürzend. Aber der Kephisos wenigstens, der dürftige, versiegt doch nie. Bei Kephissia besucht man huldigend seine Quelle, die in Gärten gehegt wird; aber auch der große Parnes speist ihn. Er ist sich seiner Kostbarkeit bewußt, und es gibt entzückende Bilder, wie er sich geheimnisvoll und tief durch enge Felsen windet und breite Gruppen von Kie-

fern und Pappeln auf mächtigen Stämmen in silbernem Laub und wonniger Laubfrische ihn dicht zudecken mit ihrem Schatten. Hier findet der Singvogel noch heute den ersehnten Schatten. Und aus dem Kephisos hat hier Venus selbst dereinst, wie Euripides singt, durstend sich Wasser geschöpft, sich mit Rosen gekrönt, und süßlinde Luft wehte von ihr über das Hochland, und Liebe weckte sie im Busen der attischen Jugend — aber Liebe zur Weisheit. Diese süßlinde Luft, wir spüren sie auch, den Hauch Aphroditens. Er reinigt das Gehirn und macht das Auge fehkraftig und hell. Maulbeeralleen, Oleanderbüsche an den Straßen! Die Zypresse jung und schlank; der Kieferwipfel so feingefiedert! Die niedrige Rebe guckt mit saftigen Blättern schon aus ihrem Erdversteck hervor, und in den Furchen rennen die Lerchen. Ein großer Raubvogel rudert schräg darüber hin, mit zerzaustem Gefieder. Man erkennt alles so deutlich! Längs der Straßen dürre Steinwälle, schwervoll von Blumen und wie von Götterhänden bestickt. Noch nirgends hab ich solch Blüten gesehn. Auf stumpfem Grün lachendes Weiß und Gold, auch Enzianblau und das Rosa der Pechnelken; alle Blüten zwerghaft winzig, aber millionenfach ausgestreut; dazu Asphodelos und wilde Reseden. Über allem flackert der Mohn, blutrot und tulpenfarben, in Unzähligkeit. Was wäre ohne den Mohn im Orient der Frühling? Es sieht aus, als sei das Herzblut von tausend Singvögeln herniedergeflossen und die Göttin habe die heißen Tropfen betrübt in Blumen verwandelt. Ich erkenne deine Hand, holdselige Demeter! Nur über dem Hochgebirge scheint kein Gott mehr zu walten. Mit felligem Nacken, unnahbar, hager und erstorben starrt es uns an. Aller Waldwuchs seit langem vertilgt, alle Erdkrume abgespült; junge Schößlinge durch die Ziegen vernichtet. Ein Trauern und ein Dürsten befällt uns. Nur wer dem Parnes nahekommst, bemerkt, daß seine Kalksteinschluchten doch überall zart und duftig mit Bewachung übersponnen sind: man muß aber das Auge der Biene haben, um daran sich zu berauschen.

Erst wenn wir zurückschauen, sind wir getröstet. Der weite Fruchtgarten der Hochebene Attikas tut sich auf, und er ist noch immer ergiebig. Hier wächst der Ölbaum, der im Mai blüht und im November Früchte gibt. Bewässerungsgräben speisen ihn; denn die Ölgärten sind durstig: sie sind es, die den Kephisos leer trinken, so daß der Muntere im Sommer sein ersehntes Meer doch nicht erreicht. Man zählt an 20 000 Stämme, und ihre gedankenvoll schwarzen Wipfel bevölkern das Gefilde wunderbar und träumerisch. Der Baum ist hier etwas anderes als bei uns; der Baum gleicht im Orient dem Menschen; denn er ist kein Teil der Landschaft, sondern ein Bewohner der Landschaft. So scheinen die Ölbäume langsam vor uns dahinzuwandeln, in langen Zügen, wie fromme Pilger, altersgrau. Wir blicken scheu zu den Veteranen hin. Ob noch zweitausendjährige Stämme übrig sind, die in Platos Zeit oder auch nur in Proklos Zeit gepflanzt wurden? Man möchte sie fragen, wenn man ihre Sprache zu sprechen verstünde! Attika galt als die Heimat der Olive; jeder Stamm stand eingefriedigt; und sie alle waren Staatseigentum. Wer aus ihrem

Holz ein Gottesbild schnitzte, der zahlte Abgaben an den Burg-Tempel. Denn Athene war die Spenderin dieser Ölkultur; und so vereinen sich die drei Göttinnen, Demeter, Athene und Aphrodite, um diese steinigen Fluren in ein Eden zu verwandeln, das aber der Mensch im Schweiß seines Angesichts bestellt.

ISTHMOS, KORINTH, ARGOLIS, ARKADIEN, MESSENIEN, BASSÄ

VON HERMANN HETTNER⁴⁰

Daphni Eleufis. Der Weg von Athen nach Korinth führt über Eleufis und Megara. Zur Seite haben wir das rhythmisch auf und ab wogende Meer und die schön geschwungenen Felsberge von Salamis und Ägina, und sodann, je mehr wir uns dem Isthmus nähern, die malerische Küste der östlichen Argolis (vgl. Taf. 40). Was sind das für stolze und gewaltige Namen! Es ist doch keine Reise in der Welt in dieser Beziehung mit einer griechischen Reise vergleichbar. Und zu der Weihe der geschichtlichen Erinnerung tritt die unbeschreibliche Großartigkeit und Erhabenheit der landschaftlichen Schönheit. Es ist die alte heilige Straße, auf der wir dahinziehen. Dicht hinter dem vielbesungenen Olivenhaine steigt der Weg rasch bergan. Wir stehen am Fuße jenes hügeligen Gebirgszuges, der die westliche Grenze der attischen Ebene bildet, am Fuße des alten Ägaleos. Unwillkürlich wenden wir uns um, Athen einen Scheidegruß zu sagen. Welch herrlicher Anblick bietet sich dem erstaunten Auge! Weit ausgebreitet und im zauberhaftesten Farbenschmuck prangend, liegt die große attische Ebene vor uns. Im Vordergrund der Ölwald mit den schweifenden Wässern des Kephisos und den kleinen versteckten Waldkapellen; dicht dahinter die blitzenden Dächer Athens und die weit strahlenden Marmormassen des hohen Königspalastes, und über der Stadt die altehrwürdigen Mauern der Akropolis und die hochragenden Säulen des Parthenon, der Propyläen und des Erechtheion; und sodann als großartigster Hintergrund die schönen Formen des langhingestreckten ruhig lagernden Hymettos und des gewaltigen Pentelikon, dessen nördliche Senkung durch die schimmernden Häuser von Kephissia lieblich belebt ist.

Jetzt treten wir in einen engen Gebirgspaß. In einsamer Wildnis steht hier das alte verfallene Kloster Daphni (Taf. 25), mit den malerischen Formen des späteren byzantinischen Stils, wahrscheinlich erbaut zur Zeit der fränkischen Herzöge. Eine Schar griechischer Landleute, auf Pferden und Maultieren ihre Waren nach Athen zum Verkauf führend, lagert behaglich auf den Steinbänken des alten Wirtshauses, das neben dem Kloster steht. Diese kühnen kriegerischen Gestalten mit den langen zottigen Pelzmänteln, mit dem blanken Schießgewehr an der Seite, mit den dolchartigen Messern und Pistolen im Leibgurt, und dem roten, mit einem weißen Tuch umschlungenen Fes — das ist doch wahrlich eine romantische Staffage für diese

⁴⁰ Abdruck aus: Hermann Hettner, Griechische Reisekizzen. Vgl. S. 46, Anm. 38.

wildromantische Landschaft! Die Schlucht erweitert sich. Zwischen den Bergen öffnet sich ein herrlicher Blick auf den blauen Spiegel des Meeres, auf Salamis und auf die Berge von Megara. Wir reiten etwa noch eine halbe Stunde. Da biegen wir rasch um die Ecke eines vorspringenden Bergabhanges! Siehe da, die Bucht von Eleufis! Hier haben wir die ganze Großartigkeit des Meeres, verbunden mit der Lieblichkeit eines bergumfäumten Landsees. Der Küstenfaum, der im Altertum durch seine Fruchtbarkeit so berühmt war, daß hier vorzugsweise die altgeheiligten Sagen und Kultgeheimnisse der fruchtesspendenden Demeter und Persephone ihren Schauplatz haben, ist eine wunderbar schöne, von sanften Hügelreihen halbkreisförmig geschlossene Ebene. Das Meer buchtet sich ein in ruhig und großartig geschwungener Rundung; an der Nordseite erhebt sich amphitheatralisch das Bergland von Salamis, und drüben an der Westspitze schimmern die Dächer von Eleufis herüber.

Zwischen Eleufis und Megara ist die Landschaft minder großartig. Auf der einen Seite wüfte steinige Berge, die Ausläufer des Kithäron; auf der anderen das Meer mit Salamis und an dessen Küste ein einfames malerisches Kloster. Dann eine Zeitlang eine öde Ebene mit niederem Strauchwerk und wilden Ölbäumen. Zuletzt Megara, eine kleine freundliche Stadt, nicht weit vom Meer entfernt, mit platten Dächern sich amphitheatralisch an einen Berg hinauflehnend, der sich oben in zwei vereinzelte Spitzen sondert. Im Altertume krönten diese beiden Bergspitzen zwei Akropolen. Eine Stunde hinter Megara beginnen die berühmten skironischen Felsen. Hier trieb der alte Räuber Skiron sein Wesen, der den Wanderern auflauerte und sie hinunter in das Meer warf, bis der jugendfrische Held Theseus dem Frevler ein gleiches Schicksal bereitere. Uns zur Rechten die hohen schroffen Felswände; dicht unter uns in schwindelerregender Jähe das brausende Meer; und der Pfad, auf dem wir wandeln, so schmal und steinig, und so mühsam bergauf und bergab sich durch die steilsten Klippen hindurchwindend, daß er in der Tat nicht ohne Gefahr ist und den Namen der bösen Stiege, der Kaki Skala, den er heute führt, mit Recht verdient. Nichtsdestoweniger war im Altertum dieser Weg fahrbar, die alten Gleise sind noch zu sehen; und die Tat des Theseus war wohl keine andre als eine Ebung und Schützung des Weges, die die gefahrdrohenden Bergstürme, die von der Sage unter der Gestalt eines kühnen Räubers dargestellt werden, unschädlich machte. An Großartigkeit der Fernsicht hat ganz Italien nichts, was sich auch nur entfernt mit diesem skironischen Weg vergleichen dürfte; selbst nicht einmal jene wunderbar herrliche Straße von Sorrent nach Castellamare. Das Meer hat hier die Enge eines beschränkten Landsees verloren, malerisch tauchen die Berge von Ägina auf und die vielen kleinen reizenden Inseln des Saronischen Golfes, und endlich drüben auf der anderen Seite des Meeres die peloponnesische Küste mit ihren unzähligen Buchten und Felsriffen und den schöngeformten, blauschimmernden Bergen.

Korinth. Das heutige Korinth ist eine kleine, eben erst wieder erstehende Stadt von wenig tausend Einwohnern. Nur sieben Säulen eines uralten dorischen Tempels

(Taf. 31) zeugen von der einstigen Pracht und Herrlichkeit. Ich begreife nicht, wie einige Kunsthistoriker dazu kommen konnten, diesen Tempel in eine späte Zeit hinaufrücken zu wollen. Die Säulen stehen weit voneinander getrennt, sind schwer und gedungen, ihre Höhe beträgt nicht einmal vier Durchmesser des unteren Umfanges. Überdies haben sie noch sehr deutliche Reste roter Stuckbekleidung.

Aber am herrlichsten ist es oben auf Akrokorinth (Taf. 27–29). Alle Wunder der Schweiz und Italiens verschwinden gegen die Großartigkeit dieser ganz unvergleichlichen Landschaft. Akrokorinth erhebt sich 1770 Fuß gerade aus der Meeresfläche heraus, und oben an seiner Spitze breitet es sich aus zu einem eigenen großen, mehr als eine Stunde umfassenden Hochland, das wieder seine besonderen Berge und Ebenen hat. Alle Zeiten haben hier ihre Geschichte in Steinschrift gegraben. Noch erquickt uns der frische Quell der Pirene, an der einst Bellerophon den Pegasus einfing; und vereinzelte Säulenstücke gemahnen uns an die einstige Pracht des alten Tempels der Aphrodite. Ringsherum um den ganzen Berg laufen die mächtigen Zinnen und Türme der stolzen Venezianer, und wüste Schutthaufen erzählen uns von den zerstörten Häusern, Moscheen und Bädern der Türken, die sich hier eine eigene kleine Stadt erbaut hatten. Jetzt aber ist hier alles tot und verödet. Nur fünf alte Invaliden bilden die dürftige Bewachung.

Die höchste Höhe des Berges liegt auf der Ostseite. Unter uns erglänzen in ihrem tiefen Blau die beiden Meere des Korinthischen und Saronischen Golfes, und zwischen beide hindurch spannt sich wie eine breite Brücke die glatte Steinfläche des Isthmus. Rechts die wildzerklüfteten Berge der skironischen Felsen, an die sich dann lang hingestreckt die Felsen von Salamis anschließen; sodann mitten im Meere Ägina mit seinen malerisch gezackten hochragenden Berggipfeln, und über Ägina drüben die plattisch ruhige, schön geschwungene Küste von Attika, der Pentelikon, der Hymettus und das Vorgebirge von Sunion, umflossen von den Wellen des Ägäischen Meeres, aus dem in leisen bläulichen Streifen in der Ferne einzelne zykladische Eilande auftauchen. Links am Korinthischen Golfe, dicht unter uns, das kleine Städtchen mit freundlichen Ziegeldächern und den einsam ehrwürdigen Säulen des alten Tempels, darüber hinaus die nordgriechische Küste mit dem Parnass, Helikon, Kithäron und der Gerania, Berg an Berg, und auf der anderen Seite die achaische Ebene, die sogenannte Wocha, mit ihren blühenden Korinthefeldern, hinter denen sich eine lange Kette von Hügeln erhebt, deren einer der Sitz des alten Sikyon war. Und wenden wir uns dann rückwärts auf die Westseite zu, da erheben sich die dichtgedrängten unzähligen Berggipfel des bergreichen Peloponneses. Im Vordergrund der altarförmige Apefas bei Nemea und die Vorgebirge von Tenea, Mykene und der argivischen Ebene; dicht hinter diesen aber die gewaltigen Schneeberge des Kyllene und der übrigen arkadischen Hochgebirge. Die Berge wogen auf und ab, wild durcheinander, wie sturmgepeitschte, aber mitten im ungestümten Brausen erstarrte Wogen des Meeres. Und dann dazu der Zauber der alten Geschichte und

Sage! Wer einmal auf dem Rigi gestanden hat, der weiß es, welch ganz eigentümlichen Reiz die Tellsage über die Ufer des Vierwaldstätter Sees verbreitet. Hier aber reiht sich Sage an Sage, Geschichte an Geschichte. Die nemeischen und die skironischen Berge mit den Taten des Herakles und des Theseus; Tenea und der Kithäron mit der Sage von Ödipus; die Pirene, der Helikon, der Parnaß, deren Namen uns schon wie lebendige Poesie klingen, und dann die großen Weltereignisse, durch die die Griechen dort im Meere bei Salamis ihre ruhmreichen Perfer Siege erkämpften, hier aber auf dem Isthmus ihre weltgeschichtliche Stellung für immer an die Römer verloren, und weiter hinauf, am Ende des Golfes die weltberühmte Bucht von Lepanto, wo am Beginn der neueren Geschichte aufs neue der Kampf zwischen dem Abendland und Morgenland so erfolgreich entschieden ward. Was will doch das dämonische Walten der Weltgeschichte, die sich in bestimmten Zeiten nur immer an bestimmte einzelne Völker bindet und diese dann, nachdem sie ihren weltgeschichtlichen Beruf erfüllt haben, unwillig fortwirft wie ausgepreßte Zitronenschalen? Dieses kleine Städtchen da unten zu unsern Füßen, das sich erst seit einigen Jahren wieder mühsam aus der Zerstörung des Türkenkrieges aufrafft, das ist daselbe einst so stolze Korinth, dessen Reichtum und Üppigkeit einst alle Städte der Welt überstrahlte; und diese beiden gewaltigen Meere, die jetzt so still und öde sind, daß man kaum hie und da eine vereinzelte Fischerbarke erblickt, und die nur alle vierzehn Tage einmal ein Dampfschiff des Österreichischen Lloyd tragen, das sind dieselben Meere, auf denen einst der Welthandel von Korinth und Sikyon herrschte.

Argolis. Mykene (Taf. 32—35) liegt am Abhange eines rauhen Bergkegels, der Euböa heißt. Die alte Stadt, die bei Homer die weiträumige genannt wird, hat sich an diesem amphitheatralisch hinaufgezogen; zum Teil kann man noch die Spuren der alten Mauern verfolgen. Noch innerhalb der Stadt lagen, wie Pausanias berichtet, die Grabmale des Agamemnon und der Getreuen, die mit Agamemnon von Troja zurückkamen und von Ägisthos bei einem Mahle erschlagen wurden; und ebenso das Grab der Elektra. Höher hinauf liegt die Burg, rings umfesteigt von den gewaltigsten kyklopischen Mauern. Die Lage dieser Burg ist herrlich. Durch vorspringende Bergkuppen versteckt, beherrscht sie „sehend ungesehen“ die ganze argivische Ebene, Argos, mit der hochragenden Feste Larissa, Nauplia mit dem gewaltigen Palamidi (Taf. 38), die Ruinen von Tiryns, den schwungvoll gebogenen Golf mit dem blauschimmernden Spiegel des Meeres und die schroff aufsteigenden Berge Lakoniens. Noch stehen die gewaltigen Mauern der Burg, allen Stürmen der Zeit trotzend, im wesentlichen unverfehrt. Sie sind aus ungeheuren Felsblöcken zusammengetürmt, die mit großer Kunst ineinandergespaßt sind und fast das Ansehen und die Unzerstörbarkeit natürlicher Felsberge haben. Sie folgen allen Biegungen und Krümmungen des Bergrückens. Der Haupteingang ist auf der südwestlichen Seite; es ist das sogenannte Löwentor (Taf. 33). Zwei parallele, aus riesigen Felsblöcken aufgeführte Mauerarme bilden eine Torgasse, etwa 50 Fuß lang und 20 Fuß breit. Die Seitenpfeiler des

Tores neigen sich in alter Weise nach oben bedeutend zusammen; über ihnen lagert ein gewaltiger Steinbalken, 15 Fuß lang und mindestens $4\frac{1}{2}$ Fuß hoch. Darüber ein wunderbar geheimnisvolles Relief mit zwei gewaltigen Löwenkörpern, von denen das Tor feinen heutigen Namen führt.⁴¹ Innerhalb dieses Mauerverschlusses erhebt sich nun wieder auf neuer Erhöhung eine andere mächtige Mauerumschließung. Dies war der Wohnsitz des alten Königsgeschlechtes. Darf man von der Befestigung Mykenes einen Schluß ziehen auf die Befestigung von Ilion, wahrlich! da versteht man es, wie die Griechen zehn Jahre lang sich bemühten, die Burg von Ilion zu erobern und sich zuletzt ihrer nur durch List bemächtigen konnten.

Es ist ein ganz wunderbares Gefühl, mit dem wir unter den Trümmern dieses uralten Atridenhauses umherwandeln. Kein anderes Denkmal des Altertums hat auf mich diesen tiefergreifenden Eindruck gemacht, wie diese Mauern und dies Tor von Mykenä, durch das einst Perseus, Atreus und Thyestes, Agamemnon, Iphigenia, Aegisth und Klytämestra, Elektra und Orest aus und ein gingen. Jene alten sagenhaften Gestalten, die wir bisher nur im Zauberspiegel der epischen und tragischen Dichtung erblickten, werden uns hier plötzlich zu lebhaftig geschichtlicher Wahrheit. Wir sehen sie in der Not und Angst ihres wechselvollen Schicksals. Körperlich greifbar steht eine Zeit vor uns, die über alle Geschichte hinausreicht. Ernst Curtius sagt in seiner vortrefflichen Beschreibung Mykenäs: „Homers Gefänge sind es, die diesen stummen Mauern die Weihe des Ruhmes geben, und diese Mauern wiederum sind die wahrhaftigen Zeugen Homers; sie beweisen uns, daß es einen Agamemnon gegeben hat und viele Tapfere vor ihm.“

Weiter unten, außerhalb der Burg, im Bezirk der eigentlichen Stadt gelegen, ist jener großartige unterirdische Gewölbbau, den die Altertumsforscher bald als das Grab des Agamemnon, bald als das Schatzhaus des Atreus bezeichnen (Taf. 34). Ein acht Fuß breites Tor, in seiner ganzen Bauart dem Löwentore sehr ähnlich, führt in ein gewaltiges, kreisförmiges Gewölbe. Dies Gewölbe hat 49 Fuß Höhe und 48 Fuß Durchmesser und ist aus 34 übereinander geschichteten Mauerringen aufgeführt. Diese einzelnen Mauerringe, aus gewaltigen Steinschichten gebildet, verengen sich nach oben immer mehr und mehr; der oberste Ring wird zuletzt so eng, daß ihn ein einziger gewaltiger Steinblock als der Schlußstein des Ganzen ausfüllt. Man hat die Gestalt dieses Gewölbes nicht mit Unrecht mit der Gestalt eines Bienenkorbes oder eines umgestürzten Trichters verglichen. Die Kuppel ist so kühn und gewaltig, daß sie uns unwillkürlich an die Kuppel des römischen Pantheon erinnert.

Bei der herrlichsten Abendbeleuchtung ritten wir durch die schöne weite Ebene nach Argos; die hohen Burgen von Argos und Nauplia und dazwischen die unendliche Flut des Meeres immer im Angesicht. Wir kamen über die sagenberühmten

⁴¹ Die Aufnahme der Meßbildanlage, Taf. 33, bringt durch Senkrechthellen der Platte zum erstenmal die Verjüngung der Säule nach unten deutlich zum Ausdruck; der deckende Steinbalken (Türsturz) ist nach heutigen Maßen 5 m lang, $2\frac{1}{2}$ m tief und 1 m hoch. Sein Gewicht wird von Lepsius auf 30000 kg berechnet.

Flußbetten des Charadros und Inachos. Sie waren wasserlos, obgleich wir noch zeitig im Frühjahr find und in den letzten Wochen heftige Regengüsse hatten. Keine Ebene des wasserarmen Griechenlands ist so wasserarm wie die von dürrn Kalksteinbergen umgebene Ebene von Argos. Schon von Homer wird Argos das durstige Argos genannt. „Die vielen Schluchten und Spalten schlürfen“, wie E. Curtius schön sagt, „gierig den herabströmenden Regen auf, er strömt schnell über den harten Boden hinweg, und das dürstende Land lechzt immer von neuem nach Erquickung.“ Verstehst Du jetzt die sinnige Sage von den Töchtern des Danaos, die immer und immer Wasser in das Faß schöpfen und deren Arbeit nie endet, weil das Faß einen durchlöcherten Boden hat? Und so find unzählige Mythen lediglich aus der Natur des Landes erklärbar. Dort am westlichen Saume der Küste liegt Lerna, das den zuflömenden Bergbächen keinen Abfluß bietet und daher schon in der ältesten Zeit entsetzlich versumpft war. Hier haft du das Seitenstück zum nemeischen Löwen: Die lernäische Hydra ist der lernäische Sumpf. Herakles kämpfte mit der Hydra. Schlug er ihr einen Kopf ab, so wuchsen ihr immer zwei neue, und nur mit der entsetzlichsten Mühe gelang es, auch dies Ungetüm zu bewältigen. Und so ist es auch mit dem Stall des Augias.

Argos ist ein hübscher, freundlicher Ort, soweit niedrige Lehmhütten ein freundliches Ansehen gestatten. Im Khane, in dem wir schliefen, mußten wir oben die Ziegellücken mit Tüchern und Decken verstopfen, um uns nur einigermaßen vor dem Zugwinde zu schützen. Heute früh durchstreiften wir die Stadt und deren nächste Umgebung. In der Stadt selbst find noch einige Reste alter kyklopischer Mauern. Besonders schön aber, landschaftlich sowohl wie architektonisch, ist das Theater, dessen in drei Abteilungen gegliederte Sitzreihen am Fuße der dem Meer zugekehrten Seite der hohen Larissa in den natürlichen Fels gehauen find. Oben auf der Larissa selbst, der alten mächtigen, von den Pelasgern erbauten Akropolis, find noch gewaltige kyklopische Mauern und alte Zisternen. Lockender aber als alle Altertümer ist die unvergleichliche Landschaft; der Blick auf die mächtigen Berge von Nauplia und Lakonien, und auf die dämmernd hinschwindende Weite des unendlichen Meeres! —

Nach einem Ritt von anderthalb Stunden waren wir in Tiryns (Taf. 36. 37). Tiryns ist eine der allerältesten Städte Griechenlands, obschon nicht so alt wie die argivische Feste Larissa. Die Sage macht sie zur Wiege des Herakles. Die Akropolis, von der allein noch Reste vorhanden find, liegt auf einem Hügel, der schwerlich viel über dreißig Fuß hoch und nur wenige hundert Schritte von der offenen Seeküste entfernt ist. Diese unsichere Lage gebot also die höchste Kunst der Befestigung. Und wahrlich! Die Mauern von Tiryns find in dieser Hinsicht das Großartigste in der ganzen Welt. Selbst der sonst so trockene Pausanias wird hier begeistert und ärgert sich, daß die Griechen, gewohnt, mehr das Ausländische als das Heimische zu bewundern, immer nur von dem Wunderwerke der ägyptischen Pyramiden sprächen,

da doch das Schatzhaus von Orchomenos und die Tiryntischen Mauern durchaus dieselbe Bewunderung verdienten. Schon Homer legt Tiryns das preifende Beiwort *τειχιόεσσα* bei; ein Ausdruck, der nicht „mauerreich“, sondern „wohlummauert“ bedeutet. Kyklopisch nannten die späteren Griechen diese ältesten Mauern, weil sie selbst die Möglichkeit ihrer Entstehung nicht mehr begriffen und deshalb sie als das Wunderwerk eines dämonischen Riesengeschlechtes anstauten.

Arkadien. Messenien. Wer Arkadien nicht bloß aus den süßlichen Erfindungen einer veralteten Schäferpoesie, sondern aus den wirklichen Tatsachen der Geschichte und Geographie kennt, der weiß zur Genüge, daß Arkadien ein ziemlich rauhes Gebirgsland ist (Taf. 44. 45). Der Temperaturunterschied gegen die umliegenden Küstenlandschaften ist sehr bedeutend. In den Hochebenen von Tripolitza und Megalopolis, von denen freilich die erste beinahe zweitausend, die zweite vierzehnhundert Fuß über dem Meere liegt, war gegen Ende April eine Kälte zum Erfstarren; im Winter ist überall reichlicher Schneefall. Daher ist Arkadien, besonders mit dem durstigen Argos verglichen, sehr wasserreich. Die Vegetation ist eine fast nördliche. Im Altertum waren die Berge dicht bewaldet; wilde Tiere, besonders Wölfe und Bären hausten in diesen Wäldern, wie ja der arkadischen Artemis der Bär geweiht ist; und auch heut noch hat Arkadien wunderbar schöne uralte Eichen, Platanen und Tannen, blumenbedeckte grüne Wiesen und eine Fülle lieblich schmetternder Nachtigallen, wie deren nirgends anders so viele vorhanden sind. Als rauhes Gebirgsland galt Arkadien zwar schon im Altertum nicht für besonders fruchtbar, aber nichtsdestoweniger hegte es den Ackerbau mit der liebendsten Sorgfalt; überall sehen wir noch an den Berghalden alte Terrassen, die davon zeugen, wie emsig jedes kleinste Stück tragbaren Ackers benutzt ward. Philopömen, den man mit Recht in dieser Hinsicht den Cincinnatus der Griechen genannt hat, verband sein lebelang den Ackerbau mit den wichtigsten Staats- und Feldherrngeschäften. Jetzt aber ist Arkadien wieder vorwiegend Weideland. Man kann tagelang reiten und man sieht keinen einzigen Menschen, als hier und da einen einsamen Hirten. Eingehüllt in seinen kurzen, zottigen Schafpelz, den Kopf mit dem roten, von einem weißen Tuch turbanartig umwundenen Fes bedeckt, den langen, oben in kühner Schwingung gekrümmten Schäferstock, die sogenannte Mangura, in Händen, lebt er Tag und Nacht den größten Teil des Jahres mit seinen Hunden, Schafen und Ziegen in Wäldern und Feldern, von nichts lebend, als von selbstbereitetem Brote und Käse und dem frischen Bergquell.

Wie ganz unendlich blühender und lieblicher dagegen ist Messenien! Messenien ist unbedingt die lieblichste Landschaft Griechenlands. Sie hat am meisten südländisches Wesen. Und fast erscheint es mir für mehr als ein bloß zufälliges Spiel der Geschichte, daß gerade Aristomenes, der größte Held der großen, aber unglücklichen Messenier, unter allen griechischen Helden uns am meisten an die liederberühmte Romantik des mittelalterlichen Rittertums erinnert. Aristomenes ist der

Cid der Messenier. Der Gegensatz gegen Arkadien wird sogleich sehr fühlbar. Von Megalopolis kommend, haben wir eben die rauhen und unwegsamen Grenzgebirge der alten Kromitis überschritten, in denen die Sage den Orest, von den Eumeniden verfolgt, umherirren läßt. Da betreten wir plötzlich eine große, weite Ebene, die im Süden vom Ithome, im Osten vom Taygetos und im Nordwesten vom lykäischen Gebirge begrenzt ist. Sie ist das stenyklarische Gefilde der Alten, der nördliche Anfang Messeniens. Überall grüne üppige Getreidefelder, durch die unser Führer in acht griechischer Rücksichtslosigkeit mitten hindurch reitet. Diese Ebene und die rings liegenden Berge waren der hauptsächlichste Schauplatz der langen, messenischen Kriege. Andania, die uralte messenische Hauptstadt, erst zu Anfang der vierziger Jahre von E. Curtius wieder entdeckt, liegt ganz in der Nähe.

Nun geht es bergauf. Wir umreiten die nördliche Seite des Ithome, des großen messenischen Berggipfels. Links das herüberraagende, schneebedeckte Haupt des Taygetos. Muntere Bergbäche rieseln am Wege. Wir kommen in liebliche Gebüsche, in denen hundertjährige Eichen, blühende Mandeln, wilde Olivenbäume, Lorbeer, Myrten, Oleander und indianische Feigen sich bunt durcheinander verschlingen. Wir sind wie in eine andere Welt versetzt; die ganze südliche Fülle und Üppigkeit von Sizilien und Unteritalien umgibt uns (Taf. 41). Jetzt macht der Weg eine rasche Wendung. Wir sind an der Südseite des Ithome. Die gewaltigen Mauern des alten Messene stehen vor dem erstaunten Blicke; ein Eindruck, so überraschend großartig, daß ihn keiner vergißt, der ihn jemals erlebt hat. Eine weite, grüne Bergschlucht. Zur Linken der kahle, oben auf der Höhe tafelförmig abgeplattete Ithome, zwar nur 2500 Fuß hoch, aber, weil er steil aus der Ebene aufsteigt, von sehr gewaltigem Ansehen. Zur Rechten der Evan, niedriger als der Ithome; gegen dessen Kahlheit aber lieblich abstechend durch das saftige Grün der Bäume und Sträucher, mit denen er über und über bewaldet ist. Beide Berge stoßen unten am Fuße mit ihren Abhängen dicht aneinander. Und gerade in dieser Einsattelung liegt das gewaltige Haupttor von Messene (Taf. 42), dessen Mauern sich von hier aus bergauf und bergab über den Ithome und Evan hinziehen und die in der Mulde des Tales ausgebreitete Häusermasse der alten, weiträumigen Stadt fest umschlossen. Dieses Tor von Messene ist das schönste und mächtigste Festungswerk, das wir aus der geschichtlichen Zeit des griechischen Altertums haben. Es ist noch vortrefflich erhalten. Und wo etwa eine Lücke ist, da ist sie dem Auge kaum sichtbar. Das ganze Tor ist von dichtem Gesträuch und wuchernden Schlingpflanzen herrlich umwachsen. Es ist ein unendlicher Genuß, diesen Mauerwindungen eine Zeitlang über Tal und Höhe durch das dichteste Gestrüpp, von dem sie umwachsen sind, nachzugehen. Kommen wir etwas höher hinauf, auf den Rücken des Ithome oder des Evan, da ragt drohend das schneebedeckte Haupt des spartanischen Taygetos herüber. Gerade unter uns liegt der üppig grünende Talgrund, belebt von den Dächern von Mauromati und Kloster Burkano (Taf. 43), und in der Ferne blitzt der Wasserspiegel des Messenischen Golfs auf.

Baffä. Wie entzückend ist es auf deutschen Bergwanderungen, wenn wir oft ganz unerwartet mitten in stiller Waldeinsamkeit auf eine kleine versteckte Waldkapelle stoßen, oder auf ein altes, verfallenes Kloster. Die Frische und Lieblichkeit des grünen Waldes hat uns weich und träumerisch gestimmt; wir können es lebendig nachfühlen, warum hier der fromme Christ des Mittelalters andächtig sein Knie beugte, um dem allmächtigen Schöpfer für seine unendliche Güte zu danken.

Auch das griechische Altertum kannte den wunderbaren Reiz dieser weltabgeschiedenen Heiligtümer. Der Apollotempel zu Baffä bei Phigalia (Taf. 44) liegt in einer wilden Gebirgsschlucht, viertelhalbttausend Fuß über dem Meere, ganz und gar abge sondert von der bewegten Menschenwelt. Und diese einsame Wildnis ist nicht etwa erst in späterer Zeit durch die allmähliche Verödung des Landes entstanden; sie war hier vom Anbeginn. Der Name Baffä bezeichnet schon an sich nur ein Waldtal. Wenigstens konnte die alte Ortschaft, deren Reste man einige hundert Schritt vom Tempel entfernt am Abhang des Berges entdeckt hat, nur einige Häuser umfassen. Ich vergesse nie den gewaltigen Eindruck, den ich empfand, als plötzlich der schöne Tempel vor uns stand. Von Messene waren wir bergauf und bergab fast ununterbrochen die herrlichsten Waldlandschaften durchwandert. Hier am Fuße des lykäischen Gebirges ist Arkadien am schönsten. Griechenland, sonst so baumlos und wasserarm, hat hier lustig rieselnde Quellen und Bergbäche, die sich zuletzt in der klaren, rauschenden Neda vereinen; ja die oft stundenlangen Eichenwälder, die bei uns in Deutschland fast nur noch im Munde der Dichter leben, sind hier so dicht und so über und über mit wucherndem Strauchwerk umwachsen, daß es oft Mühe kostet, sich durch das undurchdringliche Dickicht hindurchzuwinden. Die Täler, die sich je zuweilen öffnen, sind wild und großartig. Sie bieten den umherschweifenden Hirten vortreffliches Weideland und würden auch gute Frucht tragen, wenn hinlängliche Arbeitskräfte vorhanden wären, sie zu bebauen. Auf der ganzen zweitägigen Reise hatten wir nur eine einzige Ortschaft berührt, Dragoi, das in der Nähe des alten Phigalia gelegen ist. Von dort nahmen wir die gerade Richtung auf Baffä. Man klimmt einen steilen Bergrücken hinan. Alle Vegetation hört auf. Der Boden wird immer nackter und felsiger; nur sehr vereinzelt steht an einer sickernden Quelle noch eine Platane. Soweit das Auge reicht, nirgends die leiseste Spur einer tätigen Menschenhand. Unversehens kommt man wieder in einen Eichenwald, der aber dürftig und kahl ist. Dann senkt sich der Weg ein wenig bergab. Und man steht in einem einsam öden Tale. Mitten aber in dieser kahlen Öde erhebt sich die heitere Säulenpracht und die blühende Schönheit des vortrefflich erhaltenen Tempels. Ringsum Totenstille. Nur ein paar alte, verwetternete Eichen strecken geisterhaft ihre laublosen Äste aus. Wer fühlt nicht das tief Ergreifende dieses kontrastvollen Eindrucks?

Dieser Tempel ist ein Tempel des Apollo Epikurios, ein Tempel des rettenden Heilgottes. Pausanias erzählt, daß die Phigalier dem Gotte dies prächtige Heiligtum

weihten, weil er sie gnädig vor jener furchtbaren Pest behütete, die im Anfange des Peloponnesischen Krieges Athen so entsetzlich verheerte und auch an einzelnen Orten des Peloponnes ihre Opfer verlangte. Es wird sich schwerlich gegen diese Erzählung des Pausanias etwas Gegründetes einwenden lassen; denn die vollendete Schönheit des Tempels bekundet unzweifelhaft, daß Pausanias recht hat, wenn er als den Erbauer desselben Iktinos bezeichnet, den attischen Baumeister des Parthenon. Einen eigenen Reiz empfängt dieser Tempel aus dem Gestein, aus dem er erbaut ist. Es ist der bläulichgraue Kalkstein der umliegenden Berge; kein Stuck hat die natürliche Farbe desselben überkleidet. So erscheint dieser Tempel im schönsten Sinne naturwüchsig, gleichsam als die höchste Spitze und die ideale Verklärung jener schöpferischen Naturbildung, die hier in der einsamen Wildnis die Berge und Felsen in kunstreichen Formen hervorrief. Nur die Decke der äußeren Säulenhallen und die Bildwerke des inneren Frieses waren von glänzendem Marmor, die einförmige Masse durch den farbigen Gegensatz heiter belebend. Schon Pausanias sagt, daß mit Ausnahme des Athenetempels zu Tegea, im ganzen Peloponnes kein schönerer Tempel sei als dieser Apollotempel zu Bassä.

Die Natur ist hier so groß und wild erhaben, daß kein Herz so verhärtet ist, daß es nicht tief im innersten Grund erbebt und erschrickt vor der Größe und Macht des Unendlichen. Vollends wenn, wie heute, der Himmel trüb und umwölkt ist und schwarze Schatten über den schweigenden Bergen lagern. Der kindliche Mensch fällt gerührt nieder und sehnt sich, zu Gott zu beten und ihm zu opfern. — Und siehe! er geht hin und baut seinem Gott einen Tempel. Und wenn dieser Tempel vollendet ist, wie tröstend und heiter beruhigend wirkt dessen milde und erhabene Schönheit! Die Säulen dort, die rastlos aufstreben und im Gegendruck des schützenden Daches doch so befriedigt und maßvoll in sich selber zurückkehren, wie bringen sie Ruhe und Klarheit in die arme klagende Seele des Menschen. Der Mensch gewinnt wieder Vertrauen zu sich selber. Er fühlt es, daß kein Leid so groß ist, das nicht die Götter zu heilen vermöchten, die ewig hilfreichen, die gnädig beschützenden.

SPARTA

VON EDUARD ENGEL⁴²

Müde in allen Knochen gelange ich nach Trypi (Taf. 47), am Ausgang der Langadaschlucht. Hier eröffnet sich der erste freie Blick auf die lakonische Ebene. Das Silberband des Eurotas (Taf. 48) wird sichtbar, und dort im Osten aufstürmt sich als Grenze des heutigen — nicht des alten — Lakonierlandes der dunkle Zug des Parnongebirges. Trypi ist wie eine Alpenommerfrische Spartas. Einst wahrscheinlich

⁴² Abdruck aus: Eduard Engel, Griechische Frühlingstage, Jena 1887, S. 232 ff. Ed. Engel, geboren 1851, lebt als Schriftsteller und Beamter in Berlin. Vgl. vorne S. 22.

eine Grenzfeste, ist es heute ein alpines Gartendorf mit reichlichem Schatten und fließenden Quellen. — Nein, keine Bank, keinen Stuhl will ich. Zu müde und zer-
schlagen, um zu sitzen, lege ich mich mitten in die Blumen der Alpenwiese, und
um mich weidet mein Pferd, weidet mehr als ein Halbdutzend gefattelter Maultiere
und Esel, die noch heute durch die Langada klettern sollen. Es weht hier oben, im
Schatten der überhängenden Felswände, ein kühler, fast zu kühler Wind, und die
Chaniwirtin, die doch bisher noch kein Lepton von mir erhalten, deckt mich mit
einem großen Wollteppich zu, wie eine sorgfame Mutter ihr Kind. Nicht einmal
Gerste liefert sie dem Pferd, denn das weidet ja auf der Herrgottswiese. In Trypi
herrscht weder „Weinzwang“ noch sonst irgendein Zwang. Das Aufstehen wird
einem nach solcher Ruhe sauer. Das Reiten noch saurer.

So gehe ich denn den zweistündigen sanfteren Weg nach Sparta zu Fuß hinab,
vorbei an dem mittelalterlichen, fränkischen Mistrá (Taf. 49—52), welches reichlich
1000 Fuß höher als Sparta an der Taygetoswand klebt. Die Sonne ist hinter den
Schneegipfeln verschwunden; Schatten fallen von den Bergen auf die spartanische
Ebene. Nur die eisigen Zinnen des „Fünffingerberges“, wie das lakonische Volk den
Taygetos (Taf. 46) nennt, leuchten im rosigen Widerschein der sinkenden Sonne.
Man hat in früher Jugend über Sparta immer nur Dinge gehört, die einem Land
und Menschen als düster, wild, grausam erscheinen lassen. „Lakonische Ebene“,
freilich, — aber ein Volk, welches seine schlechtgeratenen Kinder in den Schluchten
des Taygetos aussetzte, das denkt man sich unwillkürlich als ein Volk von Berg-
jägern; Sparta selbst als eine Bergstadt. Ginge es nach den neueren Modegeschichts-
schreibern und Völkerforschern, die mit rückwärts gewendeter Propheterei alles und
jedes aus dem „Milieu“, aus Bodenbeschaffenheit und Umgebung erklären, — d. h.
nachdem sie die Resultate, zu denen sie gelangen wollen, vorher als geschichtliche
Tatsachen erlernt haben, — ginge es nach jenen Neunmalweisen, so läge gar kein
Grund vor, warum die alten Spartiaten solch ein tapferes, genügsames, eisenhartes
Volk geworden. Denn das „Milieu“ der Spartiaten ist kaum ein anderes als das der
schwächlichen Messenier; die lakonische Ebene steht an Fruchtbarkeit nicht hinter
der messenischen zurück, übertrifft sie aber an Ausdehnung. Kein Mensch dürfte
sich wundern, wären die Lakedämonier ein weiches Ackerbau- oder selbst ein
Handelsvolk geworden. Ein immer wasserreicher Strom, der berühmte Eurotas,
durchteilt ihr Land in ganzer Länge, und auch an einem guten Hafen, Gythion,
fehlt es ihnen nicht. Aber es ist solch ein unschuldig Vergnügen und sieht oben-
drein wie tiefe Wissenschaft aus: von einem Volke zu beweisen, warum es so und
nicht anders werden konnte, wenn man einmal weiß, wie es denn in Wirklichkeit
gewesen ist.

Sparta, das alte wie das neue, ist eine Gartenstadt, umgeben von allen Segnungen
des Bodens und eines milden Klimas.

EPIDAUROS
VON THEODOR BIRT⁴³

Wie hübsch der Aufbruch (von Nauplia) um sechs Uhr in der Frühe! Acht oder zehn Wagen bevölkern sich und beginnen hintereinander herzurollen. Auch beim Kutscher oben sitzen junge Doktoren mit verwegenen Reifshüten. Die aufsteigende Chaussee ist wie ein Faden, an dem die Wagen sich aufreihen und langsam weiterrutschen, wie die Perlen am Rosenkranz des Orientalen. Wie beglückend die Morgenstimmung! Wie strahlt von unten das Meer herauf! Landleute in langen Zügen, zu Fuß oder auf Tieren, tragen ein Zicklein im Arm mit sich oder auch in bunten Tragbeuteln ein Bukett von Lämmern. Die Lämmer sollen in ein paar Tagen, wenn Ostern ist, verspeist werden. Aber die Tiere leiden; ihre Köpfe hängen wie geknickte Blumen aus den Säcken. „Aber so süß!“ sagte eine Frauenstimme.

Erst um elf Uhr sind wir in Alt-Epidauros. Die Gegend hat sich indes nicht verschönt. Denn der Mensch fehlt hier und die Menschenpflege. Auch kein Seeblick! Von monotonen Bergen eingeschlossen liegt hier das Ruinenfeld, die sonnen-erhitzte Hochebene des Heilgottes Asklepios. Denn dies war der Hauptkurort des Altertums, des Gottes Asklepios berühmteste und gefuchteste Kultstätte, und zahllose Kranke pilgerten zu ihm hierher. Tempel und Altar, gedeckte Promenaden, Turnhalle, Rennbahn, Theater und Tholos, alles diente dem Gott, seiner nützlichen Priesterschaft und den Patienten. Die Führung und Erläuterung, die das deutsche Institut der Jugend gewährte, war meisterhaft, insonderheit im großen Theater (Taf. 56. 57), von dem man sich schwer losreißt. Das Theater von Taormina hat wohl die berauschendste Lage, das von Athen ist das erinnerungsreichste, das von Epidaurós ist das deutlichste für den, der den alten Theaterbau verstehen lernen will. Aber ob wir ihn verstehen oder nicht, das ästhetische Moment wiegt vor, und uns überwältigt vor allem die kühne Schönheit seiner Struktur und dieser scharf gemessenen Kreise, die fünfzig-, sechzigfach übereinander ins harte Gebirge geschlagen sind: der großmächtigste und reizendste Trichter, den ich sah. Ein Trichter hat überhaupt Talent zum Schönen, wie ein gewendeter Kegel: ich meine fürs Auge dessen, der im Trichter sitzt. Und nun in diesen Verhältnissen! Der weit ausgespannte Zuschauerraum zerfällt in Keile, in „cunei“, und wundervoll ist die Wirkung der Gleichmäßigkeit, wie diese Cunei in die Orchesteratiefe konzentrisch zusammenstürzen. Aber auch ein flach und eben ausgeglätteter Kreis im Gebirgsschoß hat seine eigne Schönheit. So ruht in der Mitte des großen Ganzen der Orchesterkreis, wie ein winziger Edelstein in einer Riesenfassung. Und auf dieser Orchestra wurde nun Theater gespielt; der Edelstein trug ein Bild, so wie eine Gemme ein Bild trägt. Es wurde gespielt: wie aber? und wo? und gab es schon eine Bühne? Das wissen die Götter und die Gelehrten. Und was wurde gespielt? Ja, was? Hierauf gibt schon

⁴³ Vollständiger Abdruck aus: Th. Birt, Griechische Erinnerungen eines Reisenden, S. 154 ff. Vgl. S. 50, Anm. 39.

der Ort selbst die Antwort: Orest und Elektra! Der Fluch der Atriden! Die Geschichte Mykenäs! Wenn nicht Aeschylus, so muß doch Euripides hier in Epidaurus wirklich agiert worden sein. Epidaurus lag von Mykenä so nah; und Euripides selbst kannte nachweislich Mykenä! Wie mußte da alles an Unmittelbarkeit gewinnen! „Ha! götterverhaßtes Haus! das von unzähliger Schuld Zeuge, von Strick, von Wechself mord, von Mannes Opferbecken, o Boden blutbespritzt!“

OLYMPIA

VON GERHART HAUPTMANN⁴⁴

Wir find in Olympia (Taf. 53—55). Auf diesem verlassenem Festplatz ist kaum etwas anderes, als das sanfte und weiche Rauschen der Aleppokiefer vernehmlich, die den niedrigen Kronoshügel bedeckt und hie und da in den Ruinen des alten Tempelbezirks ihre niedrigen Wipfel ausbreitet. Dieses freundliche Tal des Alpheios ist dermaßen unscheinbar, daß man, den ungeheuren Klang seines Ruhmes im Herzen, bei seinem Anblick in eigentümlicher Weise ergriffen ist. Aber es ist auch von einer bestrickenden Lieblichkeit. Es ist ein Versteck, durch einen niedrigen Höhenzug jenseits des Flusses — und diesseits durch niedrige Berge getrennt von der Welt. Und jemand, der sich von dieser Welt ohne Haß zu verschließen gedächte, könnte nirgends geborgener sein. Ein kleines, idyllisches Tal für Hirten — eine schlichte, beschränkte Wirklichkeit! — mit einem versandeten Flußlauf, Kiefern und kärglichem Weideland, und doch: es mag hier gewesen sein, esweigert nichts in dem Pilger, für wahr hinzunehmen, daß hier der Kronide, der Ägiserfchütterer Zeus, mit Kronos um die Herrschaft der Welt gerungen hat. — Das ist das Wunderbare und Seltfame.

Die Abhänge jenseits des Alpheios färben sich braun. Die Sonne eines warmen und reinen Frühlingstages dringt nicht mehr mit ihren Strahlen bis an die Ruinen zu mir. Zwei Elstern fliegen von Baum zu Baum, von Säulentrommel zu Säulentrommel. Sie gebärden sich hier wie in einem unbestrittenen Bereich. Ein Kuckuck ruft fortwährend aus den Wipfeln des Kronoshügels herab. — Ich werde diesen olympischen Kuckuck vom zwölften April des Jahres Neunzehnhundertfieben nicht vergessen. Die Dunkelheit und die Kühle bricht herein. Noch immer ist das Rauschen des sanften Windes in den Wipfeln die leise und tiefe Musik der Stille. Es ist ein ewiges, flüsterndes Aufatmen, traumhaftes Aufrauschen, gleichsam Aufwachen, von etwas, das zugleich in einem schweren, unerwecklichen Schlaf gebunden ist. Das Leben von einst scheint ins Innere dieses Schlafes gesunken. Wer nie diesen Boden betreten hat, dem ist es schwer begreiflich zu machen, bis zu wel-

⁴⁴ Abdruck aus: Gerhart Hauptmann, Griechischer Frühling, Verlag S. Fischer, Berlin 1908, S. 70ff. — G. Hauptmann, geboren 1862, lebt in Berlin; er bereiste Teile Griechenlands im Jahre 1907. Vgl. vorne S. 22.

chem Grade Rauschen und Rauschen verschieden ist. Es ist ganz dunkel geworden. Ich unterliege mehr und mehr wieder inneren Eindrücken gespenstischer Wettspiele. Es ist mir, als fielen da und dorthier Schreie von Läufern und Ringern aus der nächtlichen Luft. Ich empfinde Getümmel und wilde Bewegungen; und diese hastig fliehenden Dinge begleiten mich wie irgendein Rhythmus, eine Melodie, dergleichen sich manchmal einnistet und nicht zu tilgen ist. Plötzlich wird, von irgendeinem Hirtenjungen gespielt, der kunstlose Klang einer Rohrflöte laut: er begleitet mich auf dem Heimwege.

Der Morgen duftet nach frischen Saaten und allerlei Feldblumen. Sperlinge lärmten um unsere Herberge. Ich stehe auf dem Vorplatz des hübschen, luftigen Hauses und überblicke von hier aus das enge, freundliche Tal, das die olympischen Trümmer birgt. Hähne krähen in den Höfen verschiedener kleiner Anwesen in der Nähe, von denen jedoch hier nur eines, ein Hüttchen, am Fuße des Kronoshügels, sichtbar ist. Man müßte ein Tälchen von ähnlichem Reiz, ähnlicher Intimität vielleicht in Thüringen suchen. Wenn man es aber so eng, so niedlich und voller idyllischer Anmut gefunden hätte, so würde man doch nicht, wie hier, so tiefe und göttliche Atemzüge tun. Mich durchdringt eine staunende Heiterkeit. Der harzige Kiefernadelduft, die heimisch-ländliche Morgenmusik beleben mich. Wie so ganz nah und natürlich berührt nun auf einmal das Griechentum, das durchaus nicht nur im Sinne Homers oder gar im Sinne der Tragiker zu begreifen ist. Viel näher in diesem Augenblick ist mir die Seele des Aristophanes, dessen „Frösche“ ich von den Alpheiosümpfen herüber quaken höre. So laut und energisch quakt der griechische Frosch — ich konnte das während der gestrigen Fahrt wiederholt bemerken! —, daß er literarisch durchaus nicht zu übersehen, noch weniger zu überhören war. Überall schlängeln sich schmale Pfade über die Hügel und zwischen den Hügeln hindurch. Sie sind wie Bänder durch einen Flußlauf gelegt, der zum Alpheios fließt. Kleine Karawanen, Trupps von Eseln und Mauleseln tauchen auf und verschwinden wieder. Man hört ihre Glöckchen, bevor man die Tiere sieht und nachdem sie den Gesichtskreis verlassen haben. Am Himmel zeigen sich streifige Windwolken. In der braunen Niederung des Alpheios weiden Schafherden. Man wird an ein großartiges Idyll zu denken haben, das in diesem Tälchen geblüht hat. Es lebte hier eine Priestergemeinschaft nahe den Göttern; aber diese, Götter und Halbgötter, waren die eigentlichen Bewohner des Ortes. Wie wurde doch gerade dieses anspruchslose Stückchen Natur so von ihnen begnadet, daß es gleich einem entfernten Fixstern — einer vor tausend Jahren erloschenen Sonne gleich — noch mit seinem vollen, ruhmstrahlenden Lichte in uns ist? Diese bescheidenen Wiesen und Anhöhen lockten ein Gedränge von Göttern an, dazu Scharen glanzbegieriger Menschen, die von hier einen Platz unter den Sternen suchten. Nicht alle fanden ihn, aber es lag doch in der Macht des olympischen Zweiges, von einem schlichten Ölbaum dieser Flur gebrochen, Auserwählten Unsterblichkeit zu gewähren.

CHÄRONEIA UND DELPHI

VON HERMANN HETTNER ⁴⁵

Nach der unglücklichen Schlacht von Chäronea brachten die Athener ihre Toten nach Athen und bestatteten sie, wie es seit dem zweiten Perseerkriege bei ihnen Gesetz und Brauch war, in der Gräberstraße des äußeren Keramikus. Eine einfache Inschrift pries die Tapferkeit der Gefallenen. Wir kennen diese Inschrift aus der Rede des Demosthenes über die Krone. Die Thebaner aber begruben die Toten auf dem Schlachtfelde selbst. Und nicht eine Inschrift stellten sie auf das Grabmal, sondern das Kolossalbild eines sterbenden Löwen (Taf. 75)⁴⁶. Im Jahre 1818 ist dieser Löwe wieder aufgefunden. Das Erdreich hatte sich unter seiner Last gesenkt; vom Anfang an schon aus mehreren Teilen zusammengesetzt, ist er in neun verschiedene Stücke auseinander geborsten. Der Leib ist innen hohl; nicht aber auch der Kopf. Dadurch widerlegt sich von selbst die Vermutung Göttlings, als habe dieser Löwe vielleicht zugleich als Brunnenleitung gedient. Wie erschütternd ist die Sprache dieses stummen Denksteins! — Die Formen dieses gewaltigen Leibes sind so kräftig und stolz und edel; man sieht, der Löwe, wenn er nicht fliegen kann, ist ein Held auch noch in seinem Untergange. Vom Kampf bis zum Tod ermattet, hat er sich niedergekauert, den Schweif tief eingezogen; aber noch rafft er die letzte Kraft zusammen und stellt sich trotzig auf die Vordertatzen. Vergebens! das Auge bricht ersterbend. Die Mundwinkel öffnen sich zu lautem Schmerzschrei; der Löwe preßt jedoch die Lippen fest zusammen; er will nicht, daß man von ihm eine Klage höre.

Der sterbende Löwe! Es ist ein stolzes Sinnbild; und neuere Bildhauer haben es nur allzuoft bei recht unpassender Gelegenheit nachgebildet. Griechenland aber hatte ein Recht dazu, sich die Trauer über den Fall seiner Freiheit durch selbstbewußten Stolz zu mildern. Hier bei Chäronea flammte noch einmal die alte politische Tatkraft auf; alle inneren Feindseligkeiten verstummten der von außen drohenden Gefahr gegenüber. Mehr als tausend Athener fielen; fast ebensoviele Thebaner, und unter diesen Thebanern war die heilige Schar jener dreihundert Jünglinge, die noch keine Schlacht besiegt hatte und die auch hier, ihrem Eide getreu, nicht von der Stelle wich. Dieser Untergang Griechenlands ist eine Tragödie im höchsten Sinne des Wortes. Der Held geht unter; aber das Große und Schöne, was in ihm lag, bleibt unverloren und keimt zu neuer Lebenskraft.

Delphi. Man sieht Delphi (Taf. 64–69) nicht früher, als bis man unmittelbar an Ort und Stelle ist. Wahrlich, dieser erste Blick auf dies umschlossene, heilige, friedvolle Tal von Delphi muß im Altertum von einer wahrhaft dämonischen Macht gewesen

⁴⁵ Abdruck aus: H. Hettner, Griechische Reiseskizzen. Vgl. S. 46, Anm. 38.

⁴⁶ Das Denkmal wurde in seiner jetzigen Gestalt in den Jahren 1902/3 von dem griechischen Archäologen Soteriades wiederhergestellt.

fein! So gewaltig und unerwartet ist er! Sogar jetzt noch, da doch die alte Pracht und die religiöse Weihe des Ortes für immer entschwunden sind, ist er noch tief-ergreifend. Denke Dir ein enges Felstal, das in seiner Ferne auffallend an das Halbrund eines alten Theaters erinnert. Die Rundung wird gebildet durch eine sanft eingeschweifte Berglehne des Parnas. Sie ist die Nordseite des Tals. Auf der Ostseite springen schroff zwei riesige Felswände, die sogenannten Phädiaden, vor, und auch die Westseite ist durch einen vorspringenden Felsrücken geschlossen, der zwar niedriger ist als die östlichen Felsen, aber dessen Wirkung verstärkt wird durch die herüberragenden Gipfel der lokrischen und ätolischen Berge. Und auf der Südseite schließt den Halbkreis geradlinig der Zug der Kirphis, an deren Fuß sich der Pleistos durch eine tiefe Schlucht hindurchwindet. Zur Zeit der alten Pracht und Herrlichkeit erhoben sich nun auf der oberen Hälfte des Kreises die Häuser und die heiter strahlenden Tempel stufenweis übereinander wie die Sitzreihen eines Theaters, teils auf natürlichen, teils auf künstlichen Terrassen, von denen einige noch heute zu sehen sind. Auf einer der letzten Stufenreihen lag das alte gottgeheilte Orakel, das der Stadt Dasein und Ruhm gab, überdeckt von dem kunstreichen Gotteshaus des Apollo, das rings die grünen Bäume des Tempelhaines und hochragende Bildsäulen umgeben.

Der Menschen Werk, war es auch noch so herrlich und kunstreich, ist zertrümmert und zerfallen. Aber die landschaftliche Natur ist in allen Stürmen unverändert dieselbe geblieben. Noch sind oben auf der höchsten Spitze des delphischen Berges die in den natürlichen Fels gehauenen Sitzstufen der Rennbahn (Taf. 68), und nicht weit von ihr entfernt, dicht unter schroffer Felswand, sprudelt nach wie vor jene hellperlende Quelle, die der ortskundige Ulrichs als den alten Stadtbrunnen der Delphier, als die Delphusa sicher erkannt hat. Noch sehen wir etwa hundert Schritt unter dieser eine andere Quelle, die Kassotis, deren heiliger „immerströmender Born den pythischen Lorbeer tränkte und das heilige Myrtengebüsch des ewigen Götterhaines.“ Und noch sehen wir auch die liedergepriesene Quelle der Kastalia (Taf. 67), in deren silberklarem Weihwasser sich die Priester des Gottes und alle, die von dem Gotte Rat oder Sühnung verlangten, sich baden und reinigen mußten. Und dicht über dieser Kastalischen Quelle erheben sich steil die nackten, neunhundert Fuß hohen Felswände der Phädiaden, von denen man in den älteren Zeiten alle Frevler herabstürzte, die schwere Verbrechen am delphischen Heiligtum verübt hatten. Eine tief eingegrabene Schlucht, durch die ein Gießbach herabfällt, trennt sie so malerisch kühn in zwei gefonderte Massen, daß sie zumeist der Grund waren, warum die römischen Dichter den vielgipfligen Parnas fast nur als den biceps Parnassus, d. h. als den zweigipfligen, zu bezeichnen pflegten. Sage man aber, was man wolle, der Eindruck solcher althehrwürdiger geheiligter Stätten hat etwas tief Magisches in sich. Diese klare Flut der Kastalia, die Steinstufen, die in sie hinabführen, die kleinen Nischen dort an den Felswänden, zur Aufnahme frommer

Weihebilder bestimmt, beschäftigen die Phantasie unaufhörlich und reizen sie, die große Vergangenheit aus dem Schutt und Trümmer, unter dem sie begraben liegt, wieder wachzurufen.

RITT DURCH PHOKIS. DAS KLOSTER DES HEILIGEN LUKAS

VON HUGO VON HOFMANNSTHAL⁴⁷

Wir waren an diesem Tag neun oder zehn Stunden geritten. Als die Sonne sehr hoch stand, hatten wir gelagert vor einem kleinen Khan, bei dem eine reine Quelle war und eine schöne große Platane. Später hatten wir noch einmal mit den Maultieren aus einem Faden fließenden Wassers getrunken, flach auf dem Boden liegend. Unser Weg war zuerst an einem Abhang des Parnass eingeschnitten, dann in einem urzeitigen, versteinten Flußbett, dann in einer Einfenkung zwischen zwei kegelförmigen Bergen; dann lief er über eine fruchtbare Hochebene hin inmitten grüner Kornfelder. Manche Strecken waren öde mit der Öde von Jahrtausenden und nichts als einer raschelnden Eidechse überm Weg und einem kreisenden Sperber hoch oben in der Luft; manche waren belebt von dem Leben der Herden. Dann kamen die wolfsähnlichen Hunde, bellend und die Zähne weisend, bis nahe an die Maultiere, und man mußte sie mit Steinen zurückjagen. Schafe, schwer in der Wolle, standen zusammengedrängt im Schatten eines Felsblockes, und ihr erhitztes Atmen schüttelte sie. Zwei schwarze Böcke stießen einander mit den Hörnern. Ein junger hübscher Hirt trug ein kleines Lamm auf dem Nacken. Wieder kamen ganz einsame Strecken. Auf einer flachen, steinichten Landschaft verharrte regungslos der Schatten einer Wolke. In einer sonderbar geformten Mulde, wo Tausende von einzelnen großen Steinen lagen und dazwischen Tausende von kleinen, stark duftenden Sträuchern wuchsen, zog sich eine große Schildkröte über den Weg. Dann, gegen Abend, zeigte sich in der Ferne ein Dorf, aber wir ließen es zur Seite. An unserem Weg war eine Zisterne, in die tief unten der Quell eingefangen war. Neben dem Brunnen standen zwei Zypressen. Frauen zogen das klare Wasser empor und gaben unseren Tieren zu trinken. An dem Abendhimmel segelten kleine Wolken hin, zu zweien und dreien. Geläute von Herden kam aus der Nähe und Ferne. Von diesem Brunnen an bekam die Gegend etwas Weiches und zart Geheimnisvolles. Die Maultiere gingen lebhafter und sogten die Luft, die aus dem Tal entgegenkam. Ein Geruch von Akazien, von Erdbeeren und von Thymian schwebte über den Weg. Man fühlte, wie die bläulichen Berge sich schlossen und wie dieses Tal das Ende des ganzen Weges war. Wir ritten lange zwischen zwei Hecken von wilden Rosen. Ein kleiner Vogel flog vor uns hin, nicht größer als das Fleckchen Schatten unter einer dieser

⁴⁷ Vollständiger Abdruck aus: Infel-Almanach auf das Jahr 1912, Leipzig 1912, S. 94 ff. — Hugo von Hofmannsthal, geboren 1874, lebt in Wien; er bereifte Teile Griechenlands im Jahre 1908. Vgl. vorne S. 22.

blühenden Rosen. Die Hecke zur Linken, wo die Talseite war, hörte auf, und man schaute hinab und hinüber wie von einem Altan. Bis hinunter an die Sohle des kleinen, bogenförmig gekrümmten Tales und an den gegenüberliegenden Hang bis zur Mitte der Berge standen Fruchtbäume in Gruppen, mit dunklen Zypressen vermischt. Zwischen den Bäumen waren blühende Hecken. Dazwischen bewegten sich Herden, und in den Bäumen fangen Vögel. Unterhalb unseres Weges liefen andere Wege. Man sah, daß sie zur Luft angelegt waren, nicht für Wanderer oder Hirten. Sie liefen in sanften Windungen immer gleich hoch über dem Tal. In der Mitte des Abhangs stand eine einzelne Pinie, ein einsamer, königlicher Baum. Sie war der einzige wirklich große Baum in dem ganzen Tal. Sie mochte uralte sein, aber die Anmut, mit der sie emporstieg und ihre drei Wipfel in einer leichten Biegung dem Himmel entgegenhielt, hatte etwas von ewiger Jugend. Nun faßten niedrige Mauern den Weg links und rechts ein. Dahinter waren Fruchtgärten. Eine schwarze Ziege stand an einem alten Ölbaum mit aufgestemmtten Vorderbeinen, als ob sie hinaufklettern wollte. Ein alter Mann, mit einem Gartenmesser in der Hand, watete bis an die Brust in blühenden Heckenrosen. Das Kloster mußte ganz nahe sein, auf hundert Schritte oder noch weniger, und man wunderte sich, es nicht zu sehen. In der Mauer zur Linken war eine kleine offene Tür; in der Tür lehnte ein Mönch. Das schwarze lange Gewand, die schwarze hohe Kopfbedeckung, das lässige Dastehen mit dem Blick auf die Ankommenden, in dieser paradiesischen Einsamkeit, das alles hatte etwas vom Magier an sich. Er war jung, hatte einen langen, rötlichblonden Bart, von einem Schnitt, der an byzantinische Bildnisse erinnerte, eine Adlernase, ein unruhiges, fast zudringliches blaues Auge. Er begrüßte uns mit einer Neigung und einem Ausbreiten beider Arme, darin etwas Gewolltes war. Wir saßen ab, und er ging uns voran. Durch einen ganz kleinen, von Mauern umschlossenen Garten traten wir in ein Zimmer, in dem er uns allein ließ. Das Zimmer hatte die nötigsten Möbel. Unter einem byzantinischen Muttergottesbild brannte ein ewiges Licht. Gegenüber der Eingangstür war eine offene Tür auf einen Balkon. Wir traten hinaus und sahen, daß wir mitten im Kloster waren. Das Kloster (Taf. 70. 71) war in den Berg hineingebaut. Unser Zimmer, das vom Garten aus zu ebener Erde war, lag hier zwei Stock hoch im Klosterhof. Die alte Kirche, mit dem Glanz des Abends auf ihren tausendjährigen, rötlichen Mauern und Kuppeln, schloß eine Seite ab; die drei andern waren von solchen Häusern gebildet, wie wir in einem standen, mit solchen kleinen hölzernen Balkonen, wie wir auf einem lehnten. Es waren unregelmäßige Häuser von verschiedenen Farben, und die kleinen Balkone waren hellblau oder gelblich oder blaßgrün. Aus dem Haus, das die Ecke bildete, lief zur Kirche hinüber wie eine Zugbrücke eine Art Loggia. Manches schien unmeßbar alt, manches nicht eben älter als ein Menschenalter. Alles atmete Frieden und eine von Duft durchstufte Freudigkeit. Unten rauschte ein Brunnen. Auf einer Bank saßen zwei ältere Mönche mit ebenholzschwarzen Bärten. Ein anderer von unbestimmbarem Alter

lehnte jenen gegenüber auf einem Balkon des ersten Stockwerks, den Kopf auf die Hand gestützt. Kleine Wolken segelten am Himmel hin. Die beiden waren aufgestanden und gingen in die Kirche. Zwei andere kamen eine Treppe herab. Auch sie hatten das lange schwarze Gewand, aber die schwarze Mütze auf ihrem Kopf war nicht so hoch, und ihre Gesichter waren bartlos. In ihrem Gang war der gleiche undefinierbare Rhythmus: gleich weit von Hast und von Langsamkeit. Sie verschwanden gleichzeitig in der Kirchentür, wie ein Segel, das hinter einem Felsen verschwindet, wie ein großes unbelauchtes Tier, das durch den Wald schreitet, hinter Bäumen unsichtbar wird, nicht wie Menschen, die in ein Haus treten. In der Kirche fingen halblaute Stimmen an Psalmen zu fingen, nach einer uralten Melodik. Die Stimmen hoben und senkten sich, es war etwas Endloses, gleich weit von Klage und von Lust, etwas Feierliches, das von Ewigkeit her und weit in die Ewigkeit so fortönen mochte. Über dem Hof aus einem offenen Fenster sang jemand die Melodie nach, von Absatz zu Absatz: eine Frauenstimme. Dies war so seltsam, es schien wie eine Einbildung. Aber es setzte wieder ein, und es war eine weibliche Stimme. Und doch wieder nicht. Das Echohafte, der völlig getreue jenem feierlichen kaum noch menschliche Klang, das Willenlose, fast Bewußtlose schien nicht aus der Brust einer Frau zu kommen. Es schien, als fänge dort das Geheimnis selber, ein Wesenloses. Nun schwieg es. Aus der Kirche drang mit den dunklen, weichen tremolierenden Männerstimmen ein gemischter Duft von Wachs, Honig und Weihrauch, der wie der Geruch dieses Gefanges war. Nun fing die frauenhafte Stimme wieder an, absatzweise nachzufingen. Aber andere ähnliche Stimmen aus dem gleichen offenen Fenster, nicht weit von meinem Balkon, fielen ein, halblaut und nicht ernsthaft, es wurde ein Scherz daraus, die schöne Stimme brach ab, und nun wußte ich, daß es Knaben waren. Zugleich kamen ihre Köpfe ans Fenster. Einer war darunter, sanft und schön wie ein Mädchen, und das blonde Haar fiel ihm über die Schultern bis an den Gürtel. Andere von den Klosterknaben standen unten im Hof und sprachen hinauf: „Der Bruder!“ riefen sie, „der Bruder! Der Hirt! Der Hirt!“

Später kam ich dazu, wie die Brüder voneinander Abschied nahmen. Der junge Hirt stand im Licht der untergehenden Sonne, dunkel, schlank und kriegerisch; hinter ihm die Herde und die Hunde. Er hielt in der starken dunklen Hand die kleine Hand des Knaben mit den langen Haaren. Ein Mönch im schwarzen Talar, aber ein noch junger, bartlos, ein Novize, ein zwanzigjähriger Schöner mit einem Lächeln, das um den jungen Mund und die glatten Wangen gedankenlos und eitel, aber in der Nähe der schönen dunklen Augen ergebungsvoll und wissend war, trat ins halb offene Tor. Er rief den Knaben nicht an, er winkte nur. Die Gebärde seiner erhobenen Hand war ohne Ungeduld. Er war nicht der Befehlende, es war der Übermittler des Befehls, der Bote. Auf einen kleinen Altan über dem Torweg trat ein älterer Mönch heraus, er stützte den Ellenbogen aufs Geländer, den Kopf auf die

Hand, und sah gelassen zu, wie der Befehl überbracht und wie er befolgt wurde. Der Novize neigte sich für ihn kaum merklich oder lächelte auch nur um ein kleines ergebener und glänzender. Der schöne Knabe ließ die Hand des Bruders los und lief zu dem Novizen hin. Der Hirt wandte sich und ging sogleich mit großen, ruhigen Schritten landein, bergab. Die Herde, als wäre sie ein Teil von ihm, war schon in Bewegung, flutete schon die Straße hinab, eingeeengt von den Hunden. In der Kirche fangen sie stärker. Zum Dienst dieser abendlichen Stunde lagen alle in den dämmernden Kapellen auf den Knien oder ausgestreckt auf dem Steinboden, oder in tiefer Versunkenheit stehend an dem hohen Pult lag ihr Antlitz über gekreuzten Armen auf dem heiligen Buch. In der erhabenen Gelassenheit ihres Gefanges zitterte eine nach alten Regeln gebändigte Inbrunst. Die ewigen Lichter schlangen leise in der von Weihrauch und Honig beschwerten Luft. Es vollzog sich, was sich seit einem Jahrtausend Abend für Abend an der gleichen Stätte zur gleichen Stunde vollzieht. Welches stürzende Wasser ist so ehrwürdig, daß es seit zehnmal hundert Jahren den gleichen Weg rauschte? Welcher uralte Ölbaum murmelt seit zehnmal hundert Jahren mit gleicher Krone im Winde? Nichts ist hier zu nennen als das ewige Meer drunten in den Buchten und die ewigen Gipfelkronen des schneeleuchtenden Parnaß unter den ewigen Sternen.

Die Sterne entzündeten sich über den dunkelnden Wänden des Tales. Der Abendstern war von einem seltenen Glanz; war irgendwo ein Wasser, nur ein Quell und Tümpel vielleicht zwischen zwei Feigenbäumen, so mußte dort ein Streifen von feinem Licht liegen wie vom Mond. Nun entbrannten unter ihm, am nahen irdisch schweren Horizont, in der Menschensphäre andere starke Sterne, da und dort: das waren die Hirtenfeuer, höher und tiefer an den Hängen der dunklen Berge, die das bogenförmige Tal umschlossen. Bei jeder Flamme lag ein einsamer Mann mit seinen Tieren. Im weiten Bogen um das Kloster, in dem die ewigen Lichter brannten, war der Reichtum des Klosters gelagert. Die Hunde schlugen an, und die Hunde antworteten ihnen. Der Feuer waren mehr als dreißig, die Berghänge lebten von Schlafenden. Hie und da blökte ein Lamm aus unterbrochenem Schlummer. Die Käuzchen riefen, die Zikaden waren laut, und doch herrschte die stille ewige Nacht.

Wo der Abendstern stand, dort glänzte unsichtbar hinter dunklen Bergen der Parnaß. Dort, in der Flanke des Berges, lag Delphi. Wo die heilige Stadt war, unter dem Tempel des Gottes, da ist heute ein tausendjähriger Ölwald, und Trümmer von Säulen liegen zwischen den uralten Stämmen. Und diese tausendjährigen Bäume sind zu jung, diese Uralten sind zu jung, sie reichen nicht zurück, sie haben Delphi und das Haus des Gottes nicht mehr gesehen. Man blickt ihre Jahrhunderte hinab wie in eine unmeßbare tiefe Zisterne, und in Traumtiefen unten liegt das Unerreichliche. Aber hier ist es nah. Unter diesen Sternen, in diesem Tal, wo Hirten und Herden schlafen, hier ist es nah, wie nie. Der gleiche Boden, die

gleichen Lüfte, das gleiche Tun, das gleiche Ruhn. Ein Unnennbares ist gegenwärtig, nicht entblößt, nicht verschleiert, nicht faßbar und auch nicht sich entziehend: genug, es ist nahe. Das hesiodische Gedicht, das pindarische Gedicht schwebt gelöst in der Luft. Hier ist Delphi und die delphische Flur, Heiligtum und Hirten, hier ist das Arkadien vieler Träume, und es ist kein Traum. Langsam tragen uns die Füße ins Kloster zurück. Ganz nahe von uns knurren große Hunde. Auf dem Altan lehnt eine Gestalt. Ein anderer, ein Dienender, tritt seitwärts aus den Hecken hervor, dort wo die Hunde knurren. „Athanasios!“ ruft der Mönch vom Altan, „Athanasios!“ Er sagt es mehr, als er es ruft, gelassen und sanft befehlend. „Athanasios, was gibt es da?“ „Es sind die Gäste, die beiden Fremden, die herumgehen.“ „Gut. Gib acht auf die Hunde.“ Diese Worte sind wenige. Dies Zwiegespräch ist klein zwischen dem Priester und dem dienenden Mann. Aber der Ton war aus den Zeiten der Patriarchen. Aus wenigen Elementen setzt sich dies zusammen. Gelassenes Ausüben priesterlicher Herrschaft, ein sanfter Ton unwidersprochener Gewalt, Gastlichkeit, gelassen und selbstverständlich ausgeübt, das Haus, das Heiligtum bewacht von vielen Hunden. Und dennoch, dies Unscheinbare, diese wenigen Worte, gewechselt in der Nacht, dies hat einen Rhythmus in sich, der von Ewigkeit her ist. Dies reicht zurück, dies Lebendige, wohin die uralten Ölbäume nicht reichen. Homer ist noch ungeboren, und solche Worte, in diesem Ton gesprochen, gehen zwischen dem Priester und dem Knecht von Lippe zu Lippe. Fiele von einem fernen Stern nur ein unscheinbares aber lebendiges Gebilde, der Teil einer Blume, wenig von der Rinde eines Baumes, es wäre dies dennoch eine Botschaft, die uns durchschauert. So klang dieses Zwiegespräch. Stunde, Luft und Ort machen alles.

OLYMP, TEMPETAL UND METÉORA

VON OTTO KERN⁴⁸

Wenn man den Olym p von ferne sieht, glaubt man, es sei ein riesiger Bergklotz, der sich mit einem Ansatze vom Erdboden in den Himmel erhebt. Aber weit gefehlt! Viele Höhenzüge sind der eigentlichen Kuppe, auf der der Wolkenfammer Zeus seinen Palaß hat, vorgelagert; viele Schlüfte täuschen den Wanderer, der sich am Ziel wähnt. Die Olym pgegend ist die ärmste, die ich in Griechenland gesehen habe. Die Bewohner der Dörfer leben in elenden Steinhütten und können dem Fremden nicht einmal Wein und Eier geben. Ich war gerade an unserem Ostermorgen, am 1. April 1899, in Dukliffa, einem elenden Olymposdorf. Starken Schneefall hatte es in der Nacht gegeben, und vor Kälte konnten wir nicht schlafen. Ich wollte noch höher hinauf in das Vlachendorf Vlacholivadi; aber der

⁴⁸ Abdruck aus: Otto Kern, Nordgriechische Skizzen, Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1912, S. 15 ff. — O. Kern, geboren 1863, lebt als Professor der klassischen Philologie in Halle a. S.; er bereiste Griechenland, besonders Thessalien lange und wiederholt. Vgl. vorne S. 22.

Schnee gestattete ein weiteres Vordringen nicht, und an eine Besteigung des Gipfels des Olympos war überhaupt nicht zu denken. Der Olympos ist überhaupt sehr selten bestiegen worden, und nur im Juli oder August kann man die Besteigung des eigentlichen Gipfels wagen. Ohne größere Vorbereitung ist sie nicht auszuführen, und vor allem bedarf es eines zuverlässigen Führers. Alle Vlach, die ich fragte, hatten den Berg noch nie bestiegen. Abgesehen von der Unwegsamkeit des wilden Bergriesen ist auch die Räuber Gefahr nicht gering anzuschlagen. Das südliche Mazedonien ist, wie man aus den Blättern weiß, das Zentrum des Räuberunwesens auf der Balkanhalbinsel, und die Schlüfte des Olympos gelten als die Schlupfwinkel des Gefindels. Ich wurde denn auch in der Nacht von meiner militärischen Begleitung stark bewacht und während dieser Reisetage in der Olymposgegend nicht einen Augenblick allein gelassen.

Wie anders nun das Tempetal (Taf. 80), das am Fuß des Olympos gelegen ist, der giebelförmigen Ossa gegenüber. Ich habe es innerhalb eines Monats viermal besucht, und ich wünschte, ich könnte noch oft dieses Weges ziehen. Das Tempetal ist ein Engpaß zwischen Ossa und Olympos, durch den sich der Peneios seinen Weg zum Meer gebahnt hat. Schon den Alten, z. B. Herodot war bekannt, daß die große Ebene Thessaliens, die an drei Seiten von den Gebirgen der Othrys, des Pindos, der Kambunischen Berge, des Olympos, der Ossa, des Pelions begrenzt wird, ursprünglich ein Meeresboden war, von dem die kleinen Seen im Westen, die Neffonis und die Boibeis die letzten Reste sind. Auf dieser richtigen Naturbeobachtung beruht die übrigens verhältnismäßig junge Sage von der Deukalionischen Flut. Auf der Othrys hat Deukalion seine Zuflucht gefunden; von ihrer Spitze stieg er mit Pyrrha nach Thessalien hinunter, als sich die Wasser verlaufen hatten. Heute ist es nur der Peneios, den die Einheimischen Salámvria nennen, der Thessalien mit größeren Wassermengen versorgt. Die anderen Flüsse des nördlichen Thessalien sind sämtlich Nebenflüsse des Peneios. Man fährt von Larisa in einem Wagen ungefähr vier Stunden, bis man den Tempepaß bei dem Dorfe Baba erreicht, wo ein Grieche eine kümmerliche Gastwirtschaft unterhält, um namentlich die den Tempepaß oft besuchenden Engländer gehörig auszuplündern. Es war am 14. April, als ich den Tempepaß mit meinem Freunde F. Hiller von Gaertringen zum ersten Male durchritt. Die Natur strahlte in schönster Frühlingspracht. Ernste Zypressen an der zerfallenen Moschee (Taf. 81) geleiteten uns aus dem Dorf heraus. Links unter uns fließt der grünliche Peneios. Hohe Berge rechts und links in mannigfaltiger Färbung, zum Teil in phantastischer Gestalt, darüber der blaue Himmel Griechenlands. Zuerst ist das Tal noch weit: grüne Matten liegen über den mächtigen Platanen, die unten den Peneios bekränzen. Aber immer enger wird der Paß und immer herrlicher die Vegetation. Alle Bäume, alle Blumen des Südens scheinen hier ihr Stelldichein zu haben. Neben der glühend roten Anemone pflücken wir Kornblumen und Mohn. Nur den Lorbeer suchten wir vergebens, den Lorbeer, der einst des

pythischen Apolls Schläfe bekränzt hat. Es scheint, als ob mit Apoll nun auch sein heiliger Lorbeer hier für immer verschwunden ist. Zwei Stunden lang reitet oder fährt oder geht man so in dem an Abwechselungen reichen Tal, bis sich dann plötzlich der Ausblick auf das Meer öffnet, und vor uns liegt eine mit Eichen und Platanen und Feigenbäumen bestandene weite Ebene, die wir drei Stunden lang dann in fröhlichem Trab durchritten bis zu dem kleinen Hafenplatz Tchaiese, wo wir ein sehr mäßiges Nachtquartier fanden.

Unter *Metéora* (Taf. 77–79) versteht man die Felsen, die sich nördlich von der Stadt Kalabáka, der Endstation der westlichen Eisenbahnlinie Thessaliens, in Kegelform erheben. Man wird an die Basaltfelsen der Sächsischen Schweiz erinnert, wenn man die schwarzen Felsen aus der Erde als die Vorläufer der gewaltigen Pindoskette sich erheben sieht. In der Nähe dieser Felsen, nicht weit von der heutigen Stadt Kalabáka, lag die alte Stadt Aiginion, bei der Cäsar zuerst thessalische Boden betrat, um den Entscheidungskampf mit Pompejus auszufechten. Die Stadt Kalabáka erhebt sich amphitheatralisch dicht vor den *Metéora*felsen, die man schon ganz von weitem aus der Ebene sich erheben sieht. *Metéora* *petra* heißen die in der Luft schwebenden Felsen; es ist eine Gruppe von mächtigen Bergkegeln. Längst haben die Geologen festgestellt, daß diese merkwürdigen Gebilde ihre Form dem Wirken eines wilden Bergstroms verdanken, der hier in der Urzeit einmündete, als die thessalische Ebene noch Meeresboden war. Aus dem Altertum besitzen wir, soviel ich weiß, keine Nachrichten über die *Metéora*. Ihre geschichtliche Bedeutung erhalten die Felsen erst vom vierzehnten Jahrhundert an, als fromme griechische Mönche in wilden Kriegszeiten hier eine Zuflucht suchten. Es scheint uns unbegreiflich, wie je hier auf diesen steilen, oft über 500 Meter hohen Kegeln Klöster gegründet werden konnten. Denn abgesehen von dem Kloster des heiligen Stephanos, zu dem man auf einer schmalen, über einen tiefen Abgrund führenden Brücke gelangen kann, sind die Klöster auch heute nur noch auf zwei Weisen zugänglich: entweder klettert man die beweglichen, schwindlichten Leitern herauf, die das Auge mühsam an dem grauen Gestein hängen sieht, oder man läßt sich von den oben befindlichen Mönchen das Netz herunterwerfen, in dem man in hockender Stellung — *à la turca* — heraufgezogen wird. Im ganzen kann man auf diesen Felsen dreiundzwanzig Klosteransiedlungen konstatieren, von denen aber schon während des achtzehnten Jahrhunderts eine ganze Reihe eingegangen ist. Heute bestehen nur noch sieben Klöster, von denen vier nur noch von ungefähr dreißig Mönchen insgesamt bewohnt sind. Ich habe zwei besucht, das leicht zugängliche Stephanoskloster (Taf. 79), in dem wir bei einem herrlichen Ausblick auf die thessalische Ebene frühstückten. Man hat hier einen großen Teil der Pindoskette vor sich und sieht den Zygospaß, der noch heute die gangbarste Verbindung von Thessalien nach Epiros darstellt. In dem Kloster waren nur wenige Mönche vorhanden. Der Prior saß im Gefängnis in Trikkala unter dem dringenden Verdacht, einige alte Handschriften des Klosters an

Engländer verkauft zu haben. Noch schöner ist die Aussicht von dem höchst gelegenen Kloster, dem eigentlichen *Metéoron* (Taf. 77. 78), das sich auf dem 554 Meter hohen Bergkegel befindet. Es ist von den jetzt noch vorhandenen das älteste Kloster und ausgezeichnet durch eine schöne Kirche mit alten Gemälden und Inschriften. Die Mönche zogen mich an der Felswand in dem Netze herauf und herunter; so schwebte ich mehrere Minuten in des Wortes verwegenster Bedeutung zwischen Himmel und Erde. Wunderbar ist namentlich das Gefühl, wenn man von oben aus dem Raum, wo sich die Winde befindet, die die Mönche drehen, um das Netz nach oben oder unten zu befördern, gleichsam hinausgeworfen und dem Luftraum anvertraut wird, und sehr unbehaglich ist es, wenn dann und wann das Netz mit seiner Last an den Felsen anprallt. Unglücksfälle, also namentlich Zerreißen der Stricke, sollen hier nie vorgekommen sein. Wenigstens leugnen sie die Mönche. Aus der Literatur kenne ich aber folgende Geschichte, die der berühmte dänische Gelehrte Uffing erzählt hat, der vor mehr denn fünfzig Jahren Thessalien bereist und das hübscheste Buch über diese Landschaft geschrieben hat.* In dem Kloster Baarlaam hatte eine verkleidete Frau Einlaß gefunden, und als sie nach ihrem Besuche wieder heruntergeholt werden sollte, gab sie den Mönchen ein Geschenk, das diese annahmen. Als sie aber nun halb unten war und in dem Netz zwischen Himmel und Erde schwebte, blieb sie auf der Mitte des Weges hangen und konnte trotz allem Beten der Mönche weder vor- noch rückwärts kommen. Drei Tage lang beteten sie unablässig; dann stürzte sie in dem Netz zwischen die Felsen hinab und starb in 24 Stunden. Das war Anno 1813. Uffing fügt hinzu, daß man seitdem keine Geschenke mehr in den Klöstern annehme. Heute ist diese Sitte aber wieder vergessen, wie ich aus eigener Erfahrung berichten kann. Uffing erzählt dann auch von seinem Diener Dimitri, der seinen Herrn nicht mit in die Höhe begleitete. Auch mir ist mit meinem sonst so wackeren Diener Vassili, einem starken Jüngling von 20 Jahren, daselbe passiert. Er war schon eingebunden in seinem Netz, der Haken war schon oben angelegt, als er mich dringend bat, unten bleiben zu dürfen. Ich dachte an eine andere Geschichte, die Uffing erzählt, von einem Schneiderlein, welches einmal mit zugebundenen Augen sich hatte hinaufhissen lassen, sich aber dann 12 Tage besann, ehe es den Mut bekam, sich wieder hinunterhissen zu lassen. Denn 12 Tage da oben zuzubringen, dazu reichte meine knapp bemessene Zeit nicht aus. So blieb Vassili unten, während mein Freund Hiller von Gaertringen, der mich auch auf dieser Tour begleitete, es wagte, die Leitern heraufzuklettern und ich mich im Netze heraufziehen ließ. Beim Rückweg wählten wir dann beide denselben Weg des Netzes, erst er, dann ich — und als ich in halber Höhe schwebte, da sang mir mein Freund in der grandiosen Einsamkeit das deutsche Studentenlied entgegen: „Was kommt dort von der Höh“ — — in einem Moment, als mein Rücken an die Felswand anprallte und ich ihm ein ängstliches Gesicht zu machen schien. —

* J. L. Uffing, Griechische Reisen und Studien. Kopenhagen 1857.

ÄGINA

VON ISOLDE KURZ⁴⁹

Alle leben sie noch, die Heroenmütter, die Inseln“, aber der des Äakos, zu der ich noch ein besonderes persönliches Verhältnis habe, gilt mein erster Besuch.

Ein strahlender Ostermontag ist angebrochen. Ganz frühe fahren wir nach dem Piräus, wo uns der nach Ägina bestimmte Vergnügungsdampfer erwartet. Wir sind eine kleine Anzahl Reisender aus aller Herren Ländern, die der Zufall zusammengeweht hat und die jetzt durch den Gjolmanschen Agenten gemeinsam eingebootet werden; lauter gute Gesellschaft, denn der gewöhnliche Reisepöbel verirrt sich zum Glück noch nicht nach Griechenland. Indessen hat man wenig Zeit, sich miteinander zu beschäftigen; kaum vermag das Auge allen den wechselnden Bildern der Küste zu folgen. Neben dem Leuchtturm auf der „Akte“, Salamis gegenüber, wird die Stelle gezeigt, wo nach den Versen des Komikers Platon die aus der Verbannung zurückgeholten Reste des Themistokles ruhen sollen:

Schön ragt am Ufer dir das Grab empor,
Daß es des Seglers ersten Gruß von fern
Empfange, der mit Waren heimwärts zieht,
Was aus- und einfährt schaue, und wenn wettend
Die Schiffe kämpfen, Zeuge sei des Spiels.

Schon ist der Ägaleos mit Hymettos und Pentelikon zurückgeblieben, die rauhen Höhen von Salamis mit dem Mavro Wuno zeichnen sich im Morgenlicht scharf an den Himmel, während links die lange buchtenreiche Küste von Attika sich bis zum Kap Sunion hinunterzieht, das in blauem Duft verdämmert. Wie Ägina näherückt, tauchen immer neue Bergzüge über den vorderen auf, und die runde Schneekuppe, die sich in fernster Ferne über alle erhebt, ist nichts anderes als das Haupt des erhabenen Parnassos. Ein so wolkenloser Tag wie dieser, ist in Attika eine Seltenheit. Man atmet Äther. Die See ist völlig glatt, und die kleinen Wellchen, die unser Dampfer aufwirft, sind so fein gerippt, daß sie das Ansehen flüssiger Muscheln haben.

Wo wir in Sicht von Ägina halten, um ausgebootet zu werden, ist das tiefe, stille Wasser durchsichtig bis zum Grund, daß man durch blauen Kristall zu blicken glaubte, und gegen das Ufer lichtgrün wie der schönste Edelstein. Was ist das für ein Gedränge buntgekleideter Menschen dort auf dem Klippenstrand um eine Schar gefattelter Vierfüßler her? Wird dort ein Volksfest gefeiert? Sobald wir landen, löst sich die Gruppe auf, und eine Woge jugendlicher Ägineten, Jünglinge und Mägdlein,

⁴⁹ Vollständiger Abdruck aus: Isolde Kurz, Wandertage in Hellas, Verlag Georg Müller, München, 1913, S. 57 ff. — Isolde Kurz, geboren 1853, lebt in München; sie bereiste Teile Griechenlands im Jahre 1912. Vgl. vorne S. 22.

ergießt sich über die Ankömmlinge, faßt sie, zieht sie, schleppt sie, daß sie nicht wissen, wie ihnen geschieht. Von allen Seiten tönt es mir mit Schmeichelftimmen in die Ohren: *Kyría! Kyría!* Und: *Gaidhúri!* (Esel) *Kaló! Kaló!* (Gut, gut). Ein brauner Bursch hatte zuerst meine Hand gefaßt, um mich zu seinem Grautier zu führen. Aber ein flinkes, kleines Mädchen stößt ihn zurück, mit runder Patschhand umklammert sie meine Rechte und entreißt mich gewaltsam dem Andrang, indem sie mir aufs wärmste die Vorzüge ihres hochbeinigen, weißgrauen Esels anpreift. Auf seinem Rücken liegt ein breites Holzgestell ohne Decke, das sich einen Sattel nennt. Steigbügel gibt es keine, statt ihrer dient ein Strick, der um beide Flanken des Tieres gespannt ist. An diesem ersteige ich den harten Sattel, die Führerin ergreift den zweiten Strick, womit das Tier gezäumt ist, und rasch geht es die steilen Felsenstufen hinan. Der Kyrios ist unterdessen gleichfalls von weichen Händen erfaßt und in den Sattel befördert worden; der Gewichtige hat eins der allerkleinsten Eselchen erwischt, und seine Füße streifen im Reiten fast die Erde, während ich in steiler Höhe throne. Eine kleine schwarzäugige Schönheit, die den holden Namen Kalliópe führt und höchstens dreizehn Jahre alt sein kann, leitet sein Tier am Strick, und schon hört man beide sich laut und eifrig unterhalten. Eine unbeschreibliche Silhouette zeichnet sich da vor mir in die blaue Luft wie ein phantastisches Naturspiel: der große, weit ausladende Mann, unter dessen gewaltigem Oberkörper vier winzige dünne Beinchen trippeln, während der Rumpf des Tieres unter seinen Rockschößen verschwindet. Ein Teil der Gesellschaft zerstreut sich, um im Walde zu lagern, andere, gleichfalls beritten, traben vorauf oder hinter uns her, je nach dem Feuer, das ihre Gaidhúris befehlt. Der meinige knickt zuweilen auf seinen viel zu langen und darum schwachen Vorderbeinen ein; dann reißt ihn die Führerin am Strick in die Höhe, drückt mir liebevoll den Fuß, weil sie bis zur Hand nicht hinaufreicht, und ermuntert mich mit schmeichelnder Stimme: *Mì phobás! Mì phobás!* (Fürchte dich nicht, fürchte dich nicht!) Denn sie sagt zu mir du, nach antikem Brauch, der noch jetzt beim Landvolk im Schwange ist. Schön wie ihre Gefährtin Kalliópe ist meine Führerin nicht. Sie hat eine untergesetzte Gestalt und ein breites Slawengesicht; aber eine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit lächelt aus ihrem lebhaften Mienenspiel und aus den glänzenden Augen, und sie heißt Eléne, ein Name, der, von griechischen Lippen gesprochen, seine Trägerin mit einem Schimmer von dem göttlichen Liebreiz der Ledatochter umgießt. Keine fremde Zunge wird es je vollkommen nachsprechen können, das schmeichelnde griechische l in dem Namen Eléne. Ein treuerzigeres Geschöpf habe ich nie gesehen als dieses Äginetenkind. Sie glüht vor Diensteyer und kann sich in Aufmerksamkeiten nicht genügen, augenscheinlich nicht des Lohnes wegen, sondern aus jenem starken Gefühl der Verpflichtung, das alle Griechen gegen die fremden Reisenden befehlt. Jeden Augenblick läßt sie den Strick des Gaidhúri fahren und springt ins Feld, um mir eine der wundervollen wilden Blumen zu pflücken, deren Namen sie mich nachsprechen lehrt. Jetzt kommt eine Rebenpflanzung in

Sicht; mit einem Sprung ist sie drinnen, reißt einen Schößling ab und reicht ihn mir herauf, um mir begreiflich zu machen, was man aus der Frucht dieses Gewächses für einen Trank bereitet, wie sie mich auch zuvor schon über den Nutzen der Kornnähre aufgeklärt hat. *Máhlsta* (ganz recht), *Krafi*, *Krafi* (Wein), ist meine Antwort, und sie drückt mir ihre Freude über meine Fassungskraft aufs lebhafteste aus, indem sie meinen Fuß streichelt und mir strahlend zunickt wie einem hoffnungsvollen Kinde. Auch der Kyrios, der vor mir herreitet, hat bereits einen gewaltigen Strauß von Pinienzweigen und Blumen im Arm, die Kalliópe ihm mit glühenden Wangen zusammenträgt. Ich vergehe fast vor Neid, da ich höre, wie zwischen den beiden das Gespräch keinen Augenblick stockt, während mein Wortschatz noch so arm ist, daß ich der guten Eléne meine Zufriedenheit nur von Zeit zu Zeit durch das Wörtchen *kaló* (schön) kundgeben kann. Doch gelangen auch die zwei vor uns trotz ihres eifrigen Austausches nicht zur völligen gegenseitigen Durchdringung ihrer Gedankenwelt. Die kleine Kalliópe staunt zu seinem großen erhobenen Zeigefinger hinauf, während er ihr mit eindringlicher Langsamkeit von den Osterfeierlichkeiten in Athen erzählt und so einem Wanderprediger gleicht, der das Wort verkündet. Was sie aus seinen Reden für Erkenntnisse gesogen hat, wird sich erst später offenbaren. Aber sie ihrerseits verursacht ihm auch kein kleines Kopfzerbrechen, denn es strömen von ihren reizenden Lippen zuweilen ganz rätselhafte Wortgebilde, an denen sein philologischer Schlüssel verfaßt. Ab und zu teilt er mir seine Zweifel mit, ich enthalte mich aber aus guten Gründen jeder Meinung.

So reiten wir, von glühender Sonne bestrahlt, aber zugleich vom Seewind umschmeichelt, den harzduftenden Gebirgskamm hinauf nach dem Aphaia-tempel, der schon vom Meere sichtbar war. Zur Rechten und zur Linken schimmert die tiefblaue Flut durch die schwärzlichen Pinienzweige, denn in Attika ist die Pinie schwärzlich und dürr, wie verbrannt; auch steht sie an Höhe des Wuchses und schön stilisierter Form hinter ihrer italienischen Schwester weit zurück, aber sie hat in ihrer edlen Armut eine ergreifende Würde. Plötzlich rollt ein Donnerschlag über unsere Häupter. — Ich erhebe erstaunt die Augen zu dem dunkelblauen, völlig wolkenlosen Himmel. Aber Eléne drückt mit Inbrunst meinen Fuß: *Mi phobás!* Es ist kein Gewitter, es sind die Kanonen von Athen, und sie weist mit dem Finger in die Richtung der Hauptstadt. — Nun springt sie wieder nach einer Blume über den Wegrand. Diese Gelegenheit benützt mein Gaídhúri, um stehen zu bleiben. Ich bearbeite ihn mit Fersen und Händen in Ermangelung einer Gerte, umsonst, er geht nicht weiter, bis ein fürwitziger Junge, um sein eigenes Grautier schneller vorbeizubringen, ihm von hinten einen derben Stockschlag versetzt, daß er hoch auffährt und sich mit mir in die Büsche schlägt. Die Zweige zerkratzen mir das Gesicht und verhaken sich in meinen Hut und Schleier, ich will mich befreien, verliere dabei noch die prähistorischen Steigbügel, und indem mein Weißer sich gleichmütig weiter durchs Gestrüpp reißt, wird meine Lage bedenklich. Unmöglich, mich in

meiner Not verständlich zu machen, ich fühle mich hilflos wie ein lallendes Kind und vermag nur durchdringend zu rufen: *Ochi kaló, Eléne, óchi kaló!* (Nicht schön, Eléne, nicht schön!) Da ist sie auch schon zur Stelle, sie zieht den Esel aus dem Gebüsch, befestigt den Strick wieder an meinem Fuß oder meinen Fuß am Strick und beschwichtigt mich mit Schmeicheltönen: *Kaló, kaló!* — Ja, Eléne, wo du bist, da ist das Dasein wieder *kaló* und die Welt vollkommen.

Jetzt schimmert es weiß durch die Zweige, wir haben die Anhöhe erreicht, auf der der Aphaia Tempel steht (Taf. 82). Ein grüner Hain umschließt das Heiligtum, dessen majestätische Reste sich auf hohen Stufen luftig gegen den Himmel heben. Ein Teil der Säulen liegt, Dach und Wände fehlen, daß der tiefe Äther in die gestürzte Zella hereinklickt und das blaue Meer noch blauer zwischen den Säulen durchscheint. Das Gebälk liegt ringsum am Boden verstreut, und Gras wächst zwischen Gefimfen und Architraven. Waldeschatten ringsum, der würzige, wundervolle Wohlgerüche aushaucht, und Blumen, Blumen, wohin das Auge fällt. Nicht nur den Wiesenrund färben sie mit ihrer dunklen Glut, auch zwischen den geborstenen Steinen des Pronaos dringen sie hervor, vor allem der rote Mohn und in Büschen, aber schon verblühend, der Asphodelos mit dem scharfen Geruch und den breiten, schilfähnlichen Blättern. Vor dem Tempel hat sich schon wieder ein Haufen Kinder gefammelt, die vorausgerannt sind, um Sträube zu überreichen. Aber des Kyrios wartet noch eine besondere Überraschung: ein paar Frauen sind herbeigeeilt, knien vor ihm nieder und küssen ehrfurchtsvoll seine Hand. Die kleine Kalliópe hatte aus seinen Worten über die Osterfeier geschlossen, daß ein erwarteter geistlicher Würdenträger, den sie *Patéras Júlu* (Vater Julu) nennt, in seiner Person erschienen sei, und hat von diesem Glück sogleich die Umstehenden verständigt, die sich auch den Irrtum nicht mehr nehmen lassen und eifrig bestrebt sind, Patéras Júlu zu ehren. Ein Glas frischgemolkener Ziegenmilch, womit der Aufgelöste von der Familie des Wächters erquickt wird, dürfte gleichfalls auf Rechnung dieses Mißverständnisses kommen. Unterdessen sind die Wallfahrer abgestiegen, die Tiere und ihre Treiber gruppieren sich am Waldsaum, und die Fremdlinge erklimmen die Stufen, die zum Pronaos führen. Heute bringen dir die neuen Völker ihre Huldigung; von germanischen, britischen, gallischen Zungen ertönt dein Name, Aphaia!

Aber Eléne und Kalliópe sind noch nicht zufrieden, sie haben uns noch etwas Besonderes mitzuteilen. Patéras Júlu ist schon an Kalliópes Hand verschwunden, die meine ergreift Eléne und zieht mich noch über den Felshang hinunter, um mir an heimlicher Stelle einen unterirdischen Brunnenschacht zu zeigen. Zu dem wenigen, schwärzlichen Wasser, das darin steht, beugt sie sich hinab und schlürft es andächtig aus der hohlen Hand. Man versteht erst in dem wasserarmen Lande, wie es kam, daß den Alten jeder Fluß ein Gott und jede Quelle heilig war.

Auf Säulentrommeln außerhalb des Tempels lassen wir uns nieder, wo eine Piniengruppe im Halbrund zusammentritt; ein dorisches Kapitell dient als Tisch,

auf dem wir unsere Vorräte ausbreiten. Ich horche noch mit einem Ohr auf die Vögel, die unsichtbar in den Zweigen singen, mit dem andern auf das Gespräch eines jungen Parisers von griechischer Abkunft, der sich mit seinem kleinen Eseltreiber über den neuen Landesheros, den vergötterten Venizelos, unterhält; aber nun kommt der Augenblick, wo Vogelgefang und Ministerpräsident in Vergessenheit sinken vor den roten Ostereiern, den Hühnerschenkelchen, den köstlichen, saftreichen portokalia (Orangen) und einer kleinen Flasche weißen Landweins. Der Nymphe Aphaia, der Herrin des Heiligtums, werde der erste Weihetrunk gesprengt. Im Leben hieß sie Britomartis und war eine Lieblingsgespielin der Artemis, von der Kreterin Karme dem Zeus geboren. Da der König Minos sie mit seiner Liebe verfolgte, entfloh sie vor ihm und kam durch ausgestellte Fischernetze, in die sie sich verwickelte, ums Leben. Artemis verlieh ihr die Unsterblichkeit, und sie wurde nicht nur auf Kreta, sondern auch bei den Ägineten, denen sie auf ihrer Insel jagend zu erscheinen pflegte, als Göttin verehrt; auch hat ihr Pindar einen Hymnus gedichtet. So erzählt uns der alte Pausanias in seinem Buche über Korinth. Danach aber denken wir dessen, der zuerst in der Neuzeit die Rechte der Aphaia auf diesen Tempel dartat. Es war der deutsche Dichter Hermann Kurz, der aus einem Schreibfehler im Herodot mit glücklicher Eingebung ihren Namen herauslas, aber bei der Wissenschaft keinen Glauben fand, weil er ja kein Fachmann, sondern nur ein Dichter war. Seinen Manen gelte die zweite Trankspende, von der Hand seiner Tochter dargebracht. Mehr als dreißig Jahre nach seinem Tode bestätigte der kundigste Forscher seinen Fund und gab dem ersten Entdecker die gebührende Ehre. Sei darum auch seiner dankbar hier gedacht: dem Andenken Adolf Furtwänglers gelte der dritte Weiheguß.

Der Wächter des Tempels tritt hinzu und füllt unsere Gläser mit seinem roten Retfinato nach, einem schauderhaften Harzwein, der schmeckt wie verdünnter Terpentin. Es bedarf all unserer Ehrfurcht vor dem Gott mit dem Weinlaub und dem Pinienapfel und unseres ganzen Durstes, um dieses Getränk genießbar zu finden. Aber mag es schmecken, wie es will, sicher hat ein wohltätiger Gott ihm von dem Wundersaft beigemischt, mit dem die Sparterin Helena ihren Gästen die Erinnerung jedes Leides tilgte, und hat es uns verliehen, an diesem Tage so schickfallos, so von ambrosischer Jugend durchdrungen einherzugehen wie die Himmlichen selber.

Wie die Waldung duftet! Wie der blaue Saronische Busen heraufleuchtet, von zerklüfteten Inseln und kühnen Vorgebirgen eingengt. Da ist ein kleines Felsen-eiland, das so unwahrscheinlich bildhaft, so überirdisch auf den Wassern schwimmt, als hätte es der Traumgott hingedichtet. Ich nehme all mein Griechisch zusammen, um den Kustoden nach dem Namen des Inselchens zu fragen. *Ajos Jōijos* (Hagios Georgios) kommt es mit den wunderbar zerfchmelzenden griechischen Konsonanten von feinen Lippen. Ich versuche so schmelzend ich irgend kann, ihm nachzu-

sprechen: *Ajos Jöijos*. Ein langgezogenes *Nä* ist seine Antwort, der er nochmals hinzufügt: *Ajos Jöijos*. Da ich glaubte, ihm nicht genug getan zu haben, artikulierte ich noch zerfließender: *Ajos Jöijos*. Aber zu meinem Erstaunen vernahm ich abermals: *Nä!* — *Ajos Jöijos!* und so ging das noch eine ganze Weile mit immer dem gleichen Erfolge fort, bis ich in den höflich lächelnden Mienen einen Ausdruck von Verwunderung wahrzunehmen glaubte und es mir plötzlich einfiel, daß *nä* im Neugriechischen Ja bedeutet. Ich hatte also den Guten ohne alle Not mit meiner Liebesmühe aufgehalten, weil mir bisher als Bejahung nur das Wort *máliſta* vorgekommen war, aus dem das Ohr noch etwas Verbindliches heraushört, das etwa unserem „Sehr wohl“ entspricht. Von jetzt an werde ich mir auch das einfachere *nä* zu eigen machen. Solch ein neues Wort ist jedesmal ein köstlicher Schatz, der mit habfüchtiger Freude den anderen Schätzen hinzugefügt wird.

Noch einen Rundgang durch die gestürzte Pracht des Tempels. Die Phantasie versucht es gar nicht, sich diese Säulen und Gebälke aufzurichten und den Giebeln die kämpfenden Krieger mit dem rätselhaften Todeslächeln wieder einzufügen; ihr sinken die Flügel vor der gegenwärtigen Schönheit. Aber allmählich halten es auch die Sinne nicht mehr aus, man müßte fein wie die seligen Götter, um solchen Überschwang auf die Länge zu ertragen. Gerade rechtzeitig mahnt der Führer, den Gjolman uns mitgegeben hat, zum Aufbruch, damit wir unsern Dampfer nicht verfehlen. Die Esel werden wieder bestiegen. Nur der Kyrios, der immer noch *Patéras Júlu* heißt, verzichtet auf den feinigen, er hat von dem griechischen Sattel genug und versichert, daß das Tier noch besser daran gewesen sei als der Reiter, worüber man freilich auch die Meinung des anderen Beteiligten einholen müßte. Statt seiner schwingt sich die leichte Kalliópe in den Sattel und reitet lustig mit baumelnden Beinchen bergab. Ich folge dem Beispiel der Kleinen und setze mich diesmal gleichfalls seitlich mit hängenden Füßen, wie es in Griechenland von Weiblein und Männlein gehalten wird, und entdecke so das bessere Geheimnis des Eselritts. Als wir uns dem Strande näherten, stelzte unser langbeiniger Führer wie ein Storch durch das Feld und pflückte für jede Kyria noch ein würziges Kräutlein, das er mit einer stummen Verbeugung überreichte. Das war der Abschiedsgruß von Ägina. Eléne und Kalliópe erhalten für ihre Blumen und ihr holdes Lächeln noch einen besonderen Dank, dann geht es in Eile zum Strand und durch die Wasserlachen der Klippenbank, auf der ein Fischer soeben einen mächtigen Polypen bearbeitet, in unser Boot, das uns rasch zum Dampfer trägt.

Lebwohl, Insel des Äakos, dich möchte ich nicht zum zweitenmal sehen. Du könntest ja doch nicht wieder glänzen, wie du heute gegläntzt hast. Denn schwerlich würde ich Eléne und Kalliópe mit ihren Gäidhúris wieder am Strande finden, und fände ich sie, so weiß ich nicht, ob das Bild, das ich von ihnen bewahre, die Sonne eines zweiten Tages ertragen würde. —

INSELFABRT IM ÄGÄISCHEN MEER

VON THEODOR BIRT⁵⁰

Die Zykladen, die getrennten Gipfel eines submarinen Gebirges von Gneis, Glimmerschiefer und Granit! Auf der Karte sehen sie wie Spritzflecken aus und als sei die Feder des Kartographen gestrauchelt. Wer dagegen auf wogendem Schiff daherkfährt, und die mächtigen Felsenleiber bäumen sich im Meer jäh vor ihm auf, der staunt über diese Wirklichkeit und bekommt Respekt: lauter isolierte Zentren stiller menschlicher Kultur! Solange das Griechentum blühte, hat es auch auf den meisten von ihnen geblüht. Sie liegen einander so nah, daß selbst die primitivste Schifffahrt sich von Strand zu Strand wagt: wie Schrittsteine im Wasser, über die der Verkehr nach Kleinasien springt. Auch Kleinasiens Küste wurde von früh an griechisch, dies Inselmeer ein hellenischer Binnensee. Im reinen Morgenlicht erkennt man alles. Aber Häuser und Gärten verstecken sich in den Inselfalten; und der Blick streift nur mit Wonne die leeren Gebirge hinan und klettert, wie die Ziege, von Kahlheit zu Kahlheit. Unser Auge hat diese enthüllte Nacktheit der Ge liebten gelernt. So nackt ist auch der Gebirgskranz Attikas, so nackt ist Kyllene und die Musenberge Böotiens.

Der deutschen Landschaft wächst dickes Gras, borstiges Gebüsch und Wald aus allen Poren: sie ist wie ein behaarter Waldmensch, der sich nie rasiert. Die griechische Insel steht wie Apoll oder wie Venus, die meerentstiegene, da, und ihr Leib wagt es, und er darf es wagen, die reine Form rein zu zeigen. Die grüne Farbe aber verlernt man hier gründlich, und ich möchte wissen, ob nicht auch der griechische Regenbogen sich zu den Landesfarben bekennt und das Grün ausläßt. Für Kornbau ist fast nirgends Raum; der Anblick der Gorgo habe die Eilande versteinert, so meinten schon die Alten. Athen aber beherrschte den Kornhandel, und so kam es, daß diese Inseln alle dem athenischen Machtbereich von selbst anheimfielen.

Wie hübsch unser Schiff das Wasser durchschneidet! Sein Bug ist zwar von bescheidener Höhe. Aber er reißt tapfer und gradweg wie ein Stahlmesser das weite Meer in zwei Halbkreise auseinander und wirft beide Hälften der Welt weit hinter sich. Auf See gibt es zum Glück keine Panoramen, wie man sie auf den Bergspitzen hat, von wo die ganze schöne Welt unter uns zur flachen Landkarte und zum banalen Plakat wird. Auf See hat man vielmehr Rundblick auf Rundblick; man kann es Kyklorama nennen. Wie sich da der Sehnerv ergötzt und weidet! Ein gestaltenreicher Horizont stützt ringsum den fernen Himmel, und der Rundblick ist wie ein wogender Fries: Odyseelandschaften! Bild hängt an Bild, und die Rundkulisfe schiebt sich wundervoll um uns her! Da kommt ein Ufer uns ganz nah. Wir sind schon um die Nordspitze Syras gebogen. Ein Berg schiebt sich weg, und eine Märchenstadt

⁵⁰ Abdruck aus: Th. Birt, Griechische Erinnerungen eines Reisenden, S. 198 ff. Vgl. S. 50, Anm. 39.

liegt plötzlich vor uns: Hermupolis! Griechischer Orient! Das Bild ist frappierend wie kein zweites. Wie soll ich es beschreiben? Eine schimmernde, himmelfarbene Hafenbucht, darin acht bis zehn Dampfer liegen; auch größere Hafenbauten fehlen nicht. Unmittelbar darüber klimmt auf zwei engverwachsenen Bergen, überraschend hoch und bunt, die Stadt von 19000 Einwohnern empor.

Alles dies war einst venezianisch, daher die römisch-katholische Kirche auf diesen Inseln sehr verbreitet ist; daher aber auch der Häuserbau an den Italiens gemahnt. Lauter kleine flache Würfelhäuser, schreiend weiß gekalkt; dazwischen aber ganz blaue oder ganz rosafarbene. Oft sind aber auch nur die Türen blau, oder der weiße Kasten hat nur oben einen blauen Streifen. So stehen sie neugierig übereinander, und jedes lugt mit seinen ausgetieften Fensterlöchern über das vorige hinweg in die blaue, blaue Ferne. Man denkt unwillkürlich an die eigene Kindheit. Da durften wir uns selbst Städte bauen und bekamen kleine Häuser in Schachteln aus dem Spielzeugladen. Solche Schachteln sind hier über die Berge ausgeschüttet, von obenher; und die Häuser blinken fidel in der Sonne, als freuten sie sich, daß sie gerade stehen und kein böser Bube kommt, der das Spielzeug durcheinander wirft. Den einen der Berge krönt die orthodoxe, den andern die römisch-katholische Kirche. Der letztere Berg ist weit höher. Da wohnt die ältere Bevölkerung. Erst durch junge Zuwanderung aus den Jahren 1812 bis 1830 ist der griechisch-orthodoxe Berg hinzugekommen. Was ist von Hermupolis zu erzählen? Etwa, daß es zwar eine Druckerei, aber keine Ansichtspostkarten besitzt? Man bekommt hier Luft, auf einer Topfscherbe zu schreiben, wie die Alten; das wäre echt, das wäre stimmungsvoll; und die Post müßte so viel historische Bildung haben, endlich auch solche Ostraka abzustempeln. Altertümer scheinen hier wenig vorhanden. Und doch findet, wer hier sucht, sein Ziel. Man steige nur zum höchsten Punkt der Stadt, zur katholischen Kirche. Da besuchte ich den Jesuitenpater Romano in seinem Kloster, einen weltgewandten Italiener, der uns in anmutiger Weise plaudernd Likör und süßes Lukumi vorsetzte, schriftliche Empfehlung nach Santorin mitgab und erlaubte, den Ausblick von seinem Altan zu genießen. Der Herr war einsam, und seine zehn Klostergenossen gingen spazieren, dort hinten, wo das rote Haus im Innern der Insel lag. „Wir müssen spazieren gehen; wozu hat Gott die viele Zeit erfunden?“ so lautete sein verständiger Ausspruch. Da sah ich vom Altan im fernen Meer Delos liegen, Delos, die apollinische Insel, und ich entfloh energisch seinen Gesprächen. Wie ein abgefallenes Herbstblatt auf dem Teiche, so lag da Delos, vergilbt und erstorben, eins der kleinsten Eilande, aber früh heiliggesprochen, die schwimmende Wiege des jungen Lichtgottes. Dort stand der vielbesungene Palmbaum, und unter ihm hatte Leto mit Schmerzen ihr Zwillingsspaar, Apoll und Artemis, geboren. Delos selbst aber nährte die göttlichen Zwillinge und nahm sie wie eine Amme an ihre Brust. Für den alten Achäer schien nämlich die aufgehende Sonne im Osten aus dem Meer selbst zu steigen. Wo anders als im Meer sollte sie also geboren sein?

Im Ostmeer, da lag Delos, und man glaubte, daß die Insel schwamm, weil ja der Ort des Sonnenaufgangs sich täglich verschiebt.

Das alles war einst! Jetzt wächst auf der verdorrten Scholle kein apollinischer Lorbeer und keine Palme, kein Menschenfuß wandelt auf ihr, und kein Liebeschwur will mehr ertönen. Nur die genügsamen Ziegen läßt man dort in der Öde grasen, und auch der Hund darf heute das Gestade betreten, von dem er einst auf das strengste verbannt war. Denn der Hund ist unfrohm, und auch wir verschließen ihm unsere Kirchen. Eine Fülle von freigelegten Bautrümmern bedecken den Boden, die meisten aber schmucklos und unscheinbar; die schönsten Marmorreste sind vor Jahrhunderten von Delos in schweren Ladungen nach Venedig und Konstantinopel geschleppt worden.

Mittag ist längst vorüber. Wir haben die zwei mächtigsten Inseln passiert, Paros und Naxos: Paros (Taf. 83), das Land des Archilochos und des Skopas, ein zentrales Marmorgebirge mit nur einem Gipfel, Naxos, ein abenteuerliches Gebirgsland voll schroffer Linien, die barock in Windungen nach unten fallen, ein Land, in dessen Innern man eine ganze Schweiz vermutet. Und nun öffnet sich jenes Inselbecken, das weit von Amorgos bis Melos (Taf. 85) reicht und dessen Rahmen ich einem Diadem verglich: ein Kranzgewinde von Gestaden. Die Form der einzelnen zu unterscheiden, wäre vergebens. Man tue nur die Augen staunend auf und sonne sich mit ihnen. Alle Farben werden intensiver! Das Meer tief durchsichtig ultramarin, in der Ferne wie schillernde Seide. An allen Seiten aber drängt sich ein Volk von Küsten, die nächsten goldgrau, hochschultrig und in massiver Schwere, die entlegeneren oftmals wie bucklichte Schilde, in bedeutsamem Umriß, aber blau verhängt; die allerfernsten aber scheinen sich zu bewegen wie große Blätter der Wasserlilie, die auf dem Wasser liegen und alle an einer Wurzel hängen. Sie bewegen sich gleitend, so wie einst Delos schwamm. Daran glaubt man hier. Hier erst versteht man auch die Fabel von dem Schiff der Phäaken, das Poseidon auf fliegender Fahrt in Stein verwandelte; es wurde zum „Sailing rock“* und schwamm so weiter. Auch an die Inseln der Seligen glaubt man hier gern, nicht minder aber an die des Exils. Denn der Eremit und Anachoret mag anbetend auf ihnen sein Dasein fristen und den Himmel offen sehen. Ein Ziel der Deportationen aber war Gyaros in der Römerzeit, der verrufenste Inselkerker, und schon bei Homer wird ein Feind auf solche Insel geschleppt, um dort in Einsamkeit zu verkommen. Milo, die Hauptstadt der Venus, ist schon vorüber. Schon neigt sich der Tagesglanz. Da stürzen sich alle Glorien des Lichts aus Westen über uns. Im Kielwasser spielen blaue Flammen. Schatten fliegen um die Inselfüße. In Gießbächen aber verschüttet sich goldne Brunst über alle Bergescheitel. Ihre Konturen glimmen in transparenter Glut, die Felswände lodern lichtblau wie schmelzend zuckender Phosphor. In einen Einklang von tausend brennenden Farbentönen verklingen Himmel, Meer und Land: ein großes heiliges Umarmen!

* Sailing rock heißt ein Infels bei Madeira.

Der scheidende Gott umarmt jede der Inseln wie seine Kinder, aber jede mit anderer Inbrunst, am blendendsten und flammendsten Pholegandros, das kühne, wundervolle, das, Capri nicht unähnlich, im Farbenabgrund des Sonnenuntergangs selber liegt — so wie der Phönix sich selber in die Flammen stürzte, um schöner und jugendlicher zu erstehen.

Es ist sechs Uhr. Eine Felsenburg taucht auf. Die Nase des Schiffs steht steif auf Santorin. Es ist es! Wie erregend! Wir stehen vorn, wo unser Anker schläft, und der Wind umpfeift uns. Sind wir auf unser Ziel genugsam vorbereitet? Die Insel Thera oder Santorin (Taf. 84) hat die Form einer Sichel. Vor der Sichel liegt eine zweite Insel Therasia, die kleiner ist; neben dieser das winzige Aspronisi. Alle drei bilden zusammen ein weites Rondell, das eine scheinbar stille Wasserfläche einschließt. Diese Innensee aber ist nichts anderes als der eingestürzte Krater des Vulkans, der tief unter Wasser liegt und mit Meer gefüllt ist; und die genannten Inseln sind der Lippenrand dieses Kraters oder Meeresbeckers. Einst dagegen waren sie vielmehr das Fußgestell eines enormen Bergkegels, dessen Gipfel wie Ätna und Vesuv hochragte, aber, gleich einer ausgebrannten Esse, abgrundtief in sich selbst zusammengefunken ist. 5000 Fuß hoch mag so der Pik im Meer gestanden haben. An Versuchen zu neuer Gipfelbildung hat es nicht gefehlt; aus dem unheimlichen Becken sind in historischer Zeit etliche kleinere Inseln, die Spitzen unterseeischer Gebirge, wieder emporgeschellt; das geschah mit Erdbeben und Steinregen, der hausgroße Blöcke bis auf die höchsten Kanten von Thera schleuderte. In Phira, wo wir logierten, sieht man solchen Block, der noch immer inmitten der Stadt den Weg versperrt. Jene kleinen Inseln im Krater aber heißen „die Verbrannten“ (Kaiämenaes); sie sind fast zu einer zusammengewachsen, voll Schwefeldämpfen, schwarz und tot und unbewohnbar, und das Meer ist stellenweise noch heiß und gelb um sie her. Welch abenteuerliches Gefühl, sich dem so Ungewohnten zu nähern! Da schiebt sich in der Ferne die Türe schon auseinander, die in den Krater führt: zwei prachtvolle Felsenpfeiler im Meer. Man sieht durch sie hindurch. Innen blitzt es blau auf, und da liegen schon die verbrannten Inseln selbst, wie titanischer Unrat, auf der schönen, lafurklaren Innenfläche. Inzwischen fallen die ersten Schatten des Abends. Es ist sieben Uhr. Wir sind im Tor, wir sind schon im Krater! und fragen erstaunt: Hier sollen wir landen? Das Ufer ist schreckhaft steil; das Meer, wie man weiß, von maßloser Tiefe; kein Anker kann hier Grund fassen. Hoch oben über gräßlichem Absturz winkt eine blendend weiße Stadt — Apano Meriá —, die grotesk über sich selbst hinaufsteigt. Wo ist aber Phira, das wir suchen? Da kriecht schon die Dunkelheit heran, von unten nach oben, und wächst rasch ins Breite, und der Inselrand wird immer gespenstischer vor uns und bäumt sich schwarz steilrecht empor, und in den Städten oben blitzen angstvolle Lichter auf, als spähten sie nach drohendem Einsturz und nach dem Dämon der Unterwelt, der immerfort am Fuß des Gebirges frißt. Der Wind pfeift heftiger. Die

Ufer biegen sich ein unter ihrer Krönung. Die dritte, höchste und weißeste der Städte ist endlich Phira.

Da springen wir in die Barke, und über schwarze Wogen galoppiert der Kahn mit uns zum Strand. Auf schmaler Sandterrasse fassen wir Fuß. Schreiende Menschen! Alles in Nacht gehüllt! Lichter fehlen! Wir sind am Fuß des Abgrunds. Auf steilen Treppen serpentinen gilt es die Höhe über unfrem Scheitel reitend zu erklimmen. Dreiviertel Stunden lang dauert der Ritt in der Finsternis. Wie mißlich der Weg, erkannten wir erst, als wir ihn abreisend zu Fuß wieder herunterstiegen. Ohne Stützung des Führers wären wir schwerlich heil nach unten gelangt. Der Weg ist so anstrengend, daß alle Reittiere, die hier auf und ab müssen, nach wenig Jahren zugrunde gehen. Da oben aber lebt eingeeengt auf so schwindelndem Posten ein ganzes Völkchen lebensfroher Menschen und denkt sich nichts dabei. Ein harmloses Gasthölchen nimmt uns auf. In dem engen Raum, um den wir dinnen, drängen sich Koch, Kellner, Küchenjunge, Führer und Tiertreiber zusammen. Wir atmen endlich auf, wir speisen und können zu Rate gehen, was auf diesem Inselwrack Vernünftiges zu beginnen ist.

Santorin ist kein Phäakenland. Wie lecker schlemmte einst der Sohn des Laertes im Männeraal des Alkinoos! Hier ist Lammkotelett der höchste der Begriffe; vielleicht auch Haschee von Geflügel. Jede Woche wird auf der ganzen Insel von 15000 Einwohnern nur ein Ochse geschlachtet, den man von auswärts kommen läßt. Aber der gute Koch steht schmunzelnd an unfrem Eßtisch und blickt wie segnend auf jeden Bissen; und er kocht mit russischer Butter, nicht mit jenem Fett, das mich tieffinnig wie Hamlet machte. Odysseus fand ferner Ball spielende, schöne Mägde am Strand, als er landete. Hier dagegen wird man gleich am Ufer vom Chorus der Maultiere empfangen, und es ist dringend nötig, sich mit ihnen und ihren Sätteln anzufreunden. Denn man sitzt hier täglich acht Stunden im Sattel. Es gibt keinen einzigen Wagen. Alle Wege sind stark abschüssig und dazu in der Stadt eng wie Därme, so daß, wenn solch ein schlappohriges Tier, mit zwei Fässern behängt, hindurchtrappt, sich alle Welt in die Türen drückt.

Wer aber hinausreitet, der tut einen Aufschrei des Entzückens. Da liegt, wundervoll geschweift, die Erdsichel zu unfren Füßen, ein Land von über einer Quadratmeile und fällt tief zum Meeresniveau in weiten Schwingungen unter uns ab, wie eine weiterschleppende Frauenrobe. Am südlichen Ende aber springt unvermittelt und 1700 Fuß hoch ein isolierter Gebirgsstock aus der Tiefe. Die See um uns wie undulierender zitternder Stahl! Zackige Küsten! Kränze von Riffen! Auch unser Reitweg führt über zerrissenes Geklipp hin. Was könnte fremdartiger, abenteuerlicher, was könnte berauschender sein? Eine märchenhaft submarine Gebirgsplastik, die sich neugierig und schwerfällig, wie ein Seegetier und Tritone, vor uns aus dem Wellengrund hebt und mit gestreckten Gliedern heiß auf dem Wasser liegt! Achtzehn blendend weiße Städte und Dörfer klettern dreist auf den Kanten über

schwindelnde enge Terrassen, oder sie liegen unten wie sich sonnende Wäsche im Tal (auf der Kistenform der Häuser bläht sich das Dach oftmals wie eine Kalktonne; aber auch im Fels selbst wird gewohnt, wie in Naturschränken).

Das alles ist göttlich und fesselnd schön. Kalliste! o du Schönste! So haben die ältesten Griechen selber einst dies Eiland benannt.

ABSCHIED VON GRIECHENLAND

VON THEODOR BIRT

Die Schiffsketten raffen; die Schraube tut ihren ersten Stoß. Man will es nicht glauben; aber wir bewegen uns. Die gerammten Holzpfosten im Wasser rücken langsam hinter uns weg. Das Ufer beginnt sich zu schieben. Die Stimmen vom Lande verhallen. Ist es möglich? Wir hatten uns so festgelebt. Ein Gefühl verlorener Zärtlichkeit, ein Gefühl der Verwaisung zuckt schmerzhaft durch die Seele, und das Auge wendet sich und starrt verloren hinaus über den schwarzmetallenen Rücken des Adriatischen Meers.

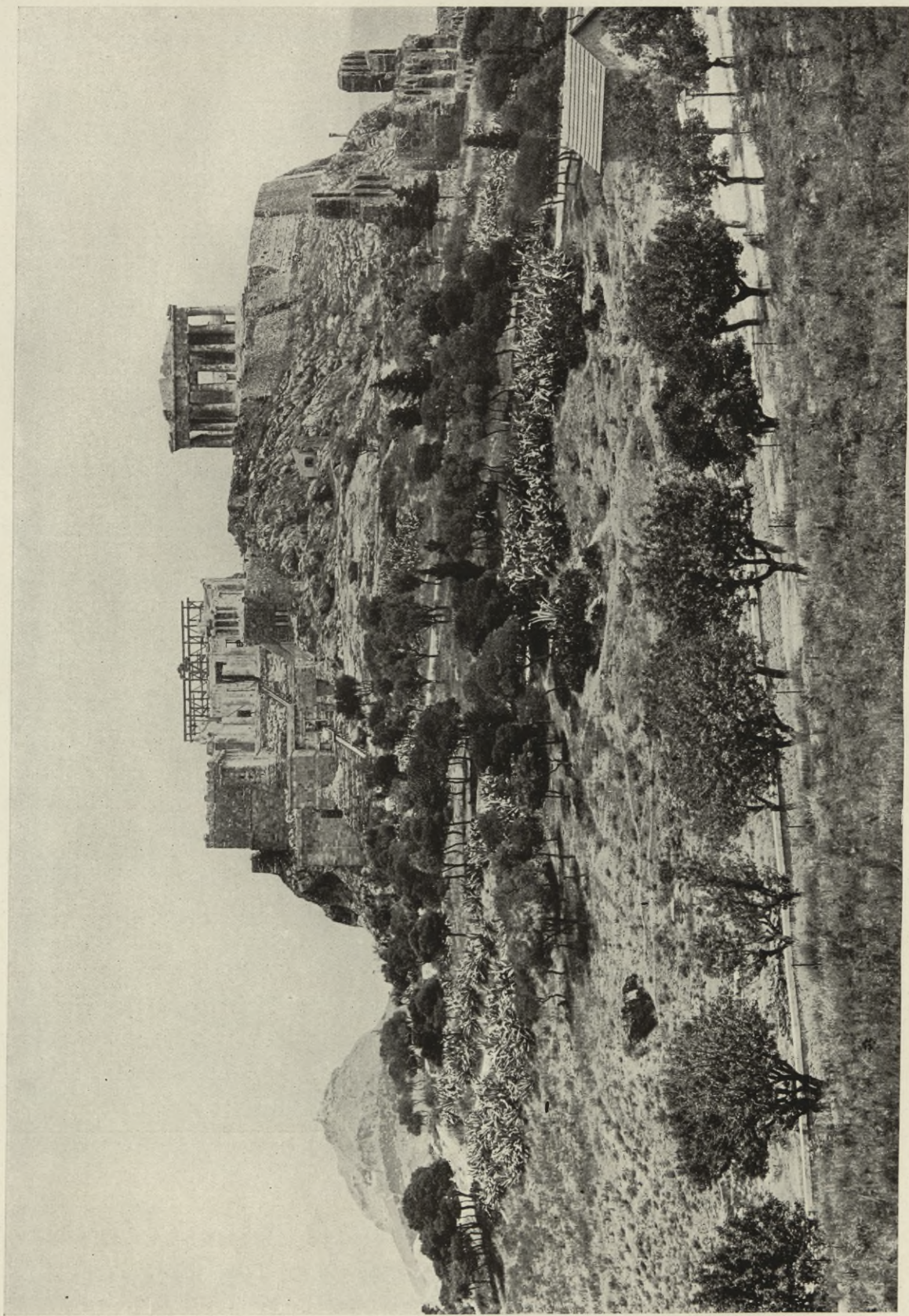
Dort ist der Norden! Dort liegt die Heimat! Dort wächst der borstige deutsche Tannenwald, gut genug für den deutschen Ofen, und dort gehen auch die deutschen Uhren, die von Königsberg bis Trier jeden Staatsbürger regulieren und zu feiner Pflicht rufen. Es muß köstlich sein, wieder in Deutschland zu leben! Gemach! Noch ist Patras sichtbar mit seinen Hafenlampen, die uns durch die Nacht so prunklos, aber so freundlich zublinden, eine goldene Lichtzeile am Rand der Welt, die langsam einschrumpft, schwindet und erlischt. Eine Lichtzeile! Wie ist sie zu lesen? Steht dort ein Scheidegruß für uns auf immer? Steht dort geschrieben, daß ich wiederkehre? Ich verstehe mich leider auf die Schrift nicht und verstumme, und der weiche Nachtwind lullt die widerstreitendsten Gefühle ein.

Aber es war doch schön und gütiges Geschenk, in jenem kleinen Lande zu pilgern! Seine große Vergangenheit, die in den Steinen redet, ist uns Heiligtum. Seine große Natur, die aus Fels und Meerestiefen redet, ist uns Heiligtum. Und das gute, herzgewinnende Menschevolk, irgendwie doch Nachkomme und Erbe jener genialen Alten, die schlichten Menschen, die wir kennen und lieben lernten, auch sie sind uns Heiligtum. Und dies ist das Abschiedsgefühl: man fühlt sich gebessert und geläutert, wenn man ein Heiligtum verläßt.





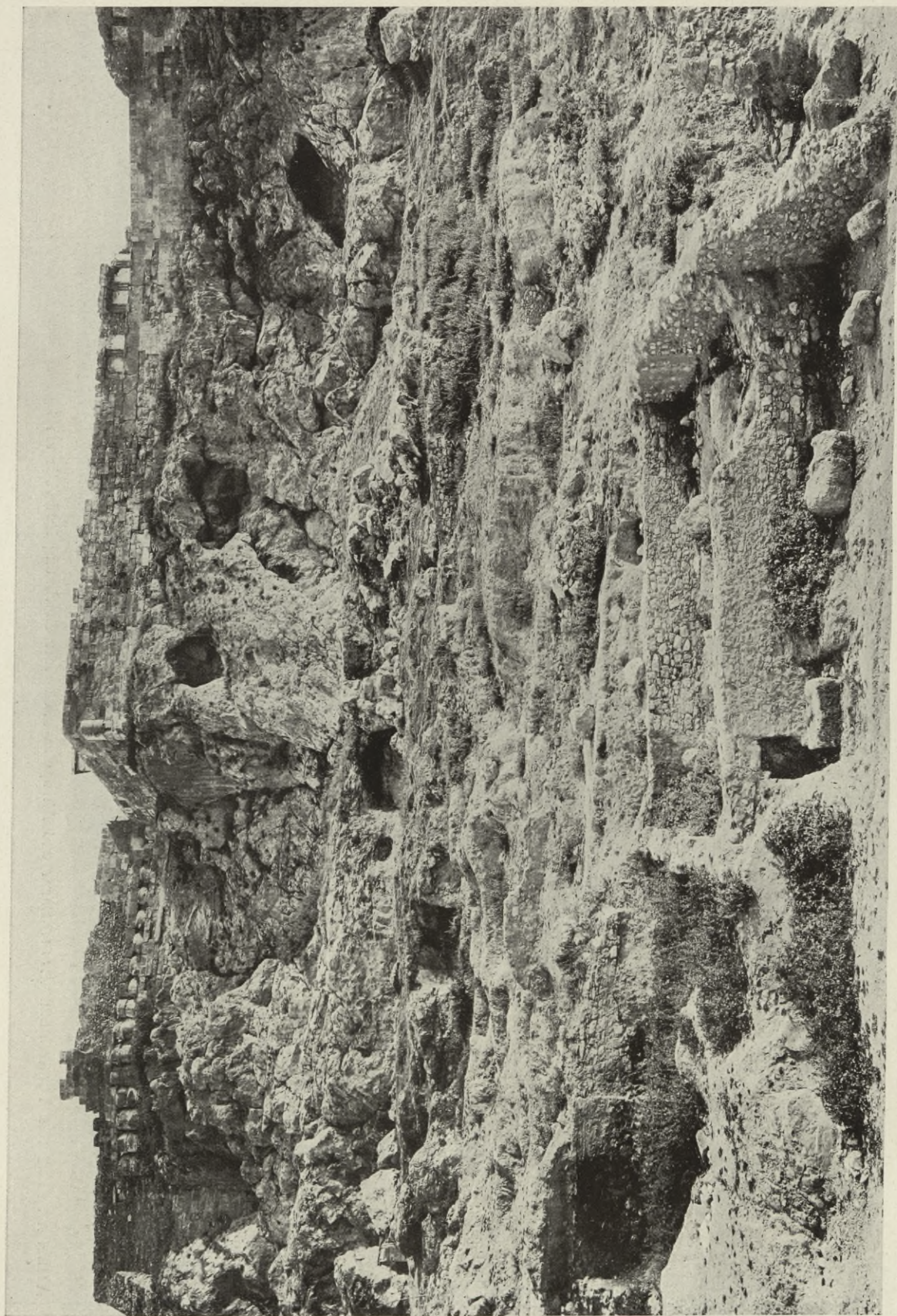
1. ATHEN. DER PARTHENON VON NW.



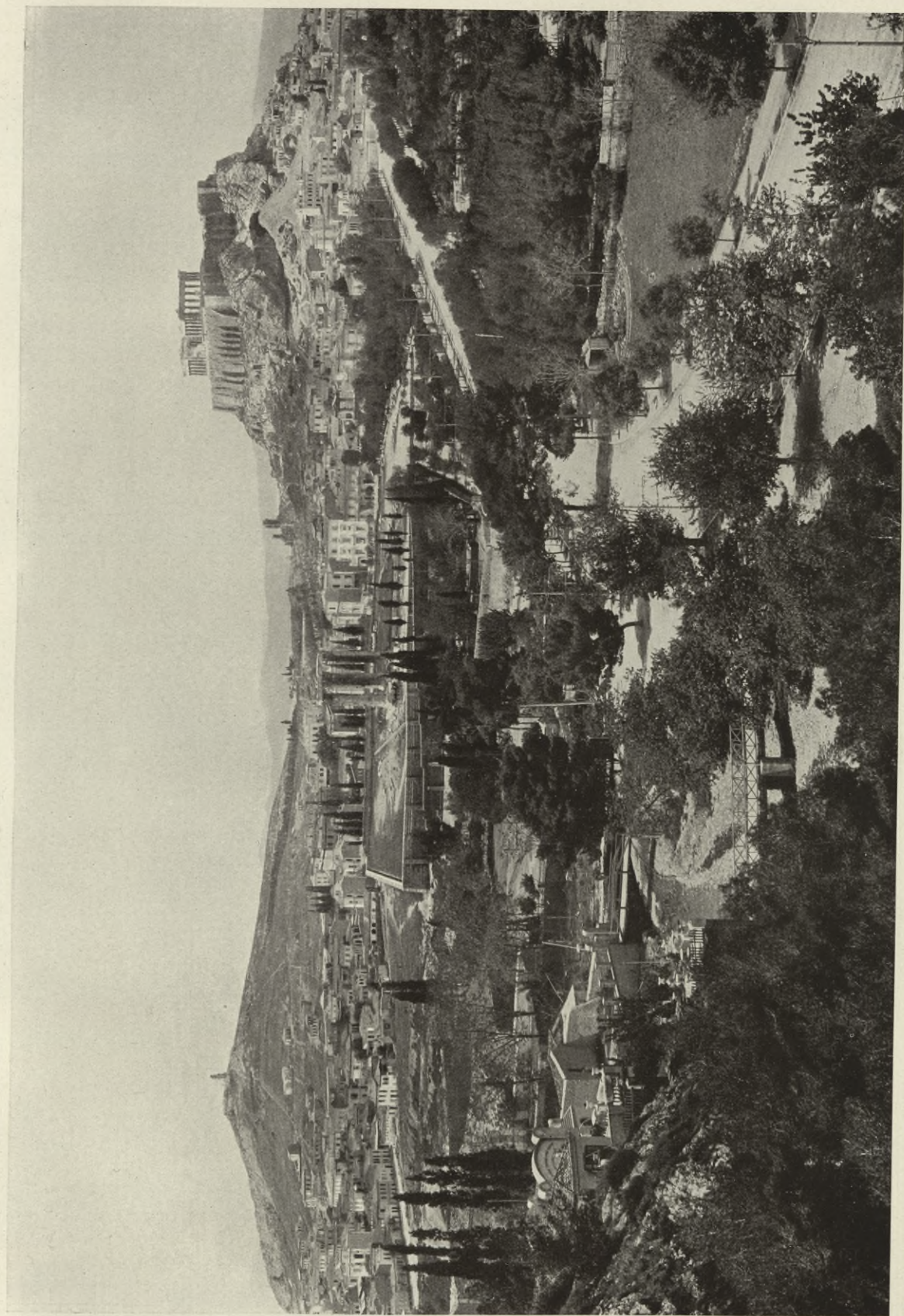
2. ATHEN. AKROPOLIS UND LYKABETTOSHÜGEL VON W.



3. ATHEN AM ENDE DER TÜRKENHERRSCHAFT. Bazar und Akropolis, nach einer Zeichnung Dodwells um 1805 n. Chr.



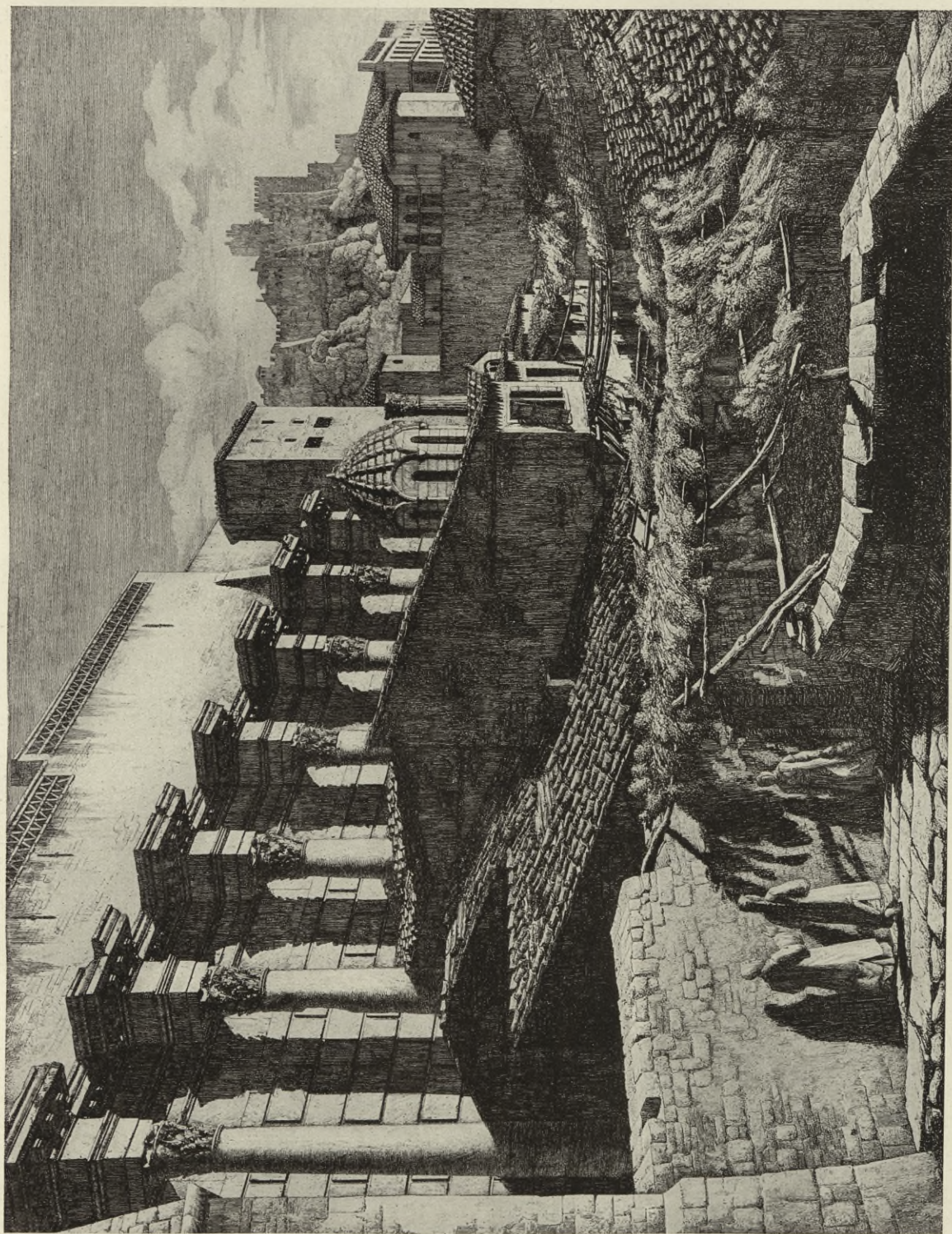
4. ATHEN. NORDABHANG DES AKROPOLISFELSENS.



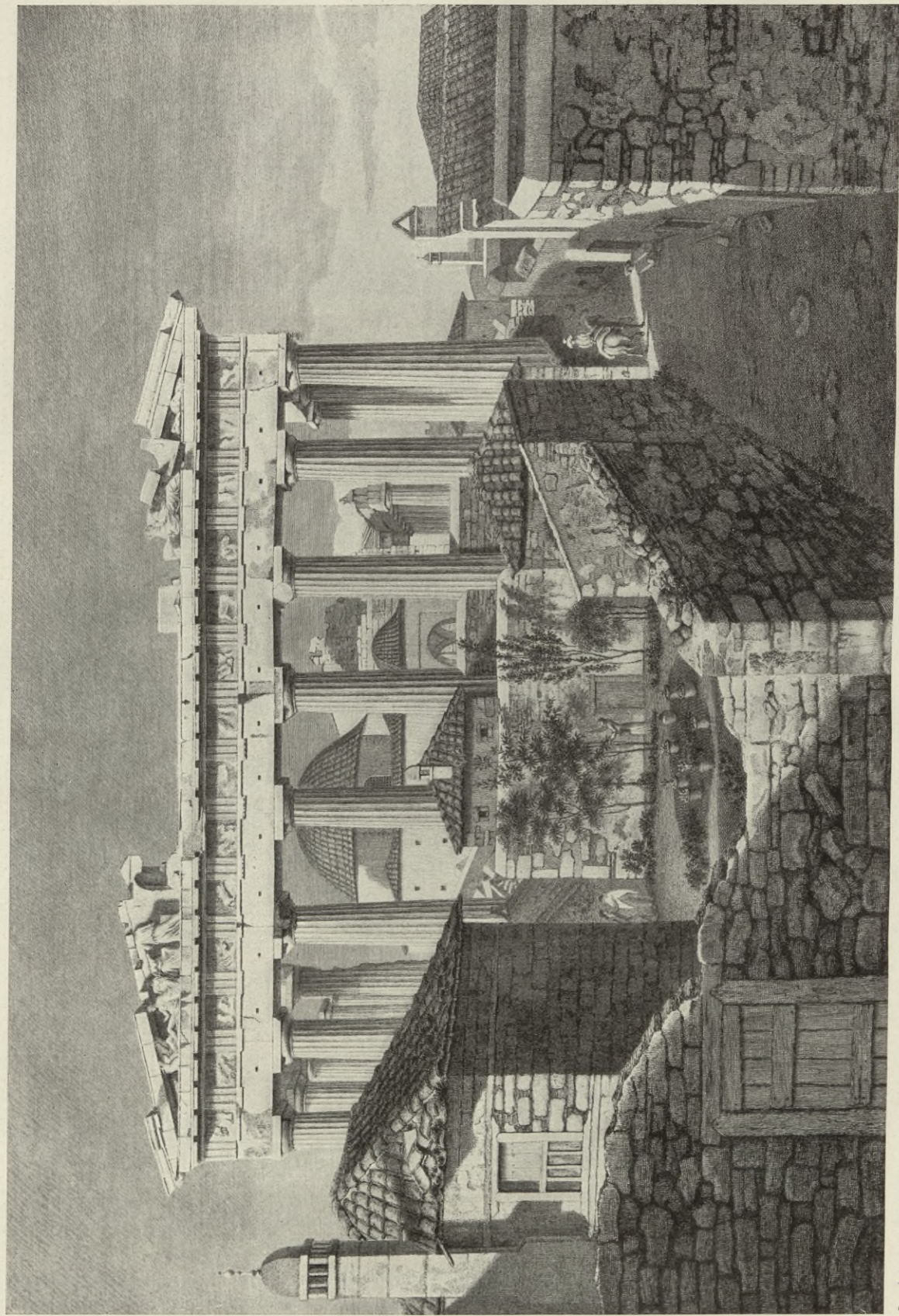
5. ATHEN. AKROPOLIS, OLYMPIEION UND PHILOPAPPUSHÜGEL VON O.



6. ATHEN. DER LYKABETTOSHÜGEL. Von der Terrasse des Deutschen Archäologischen Instituts (SW) aus.



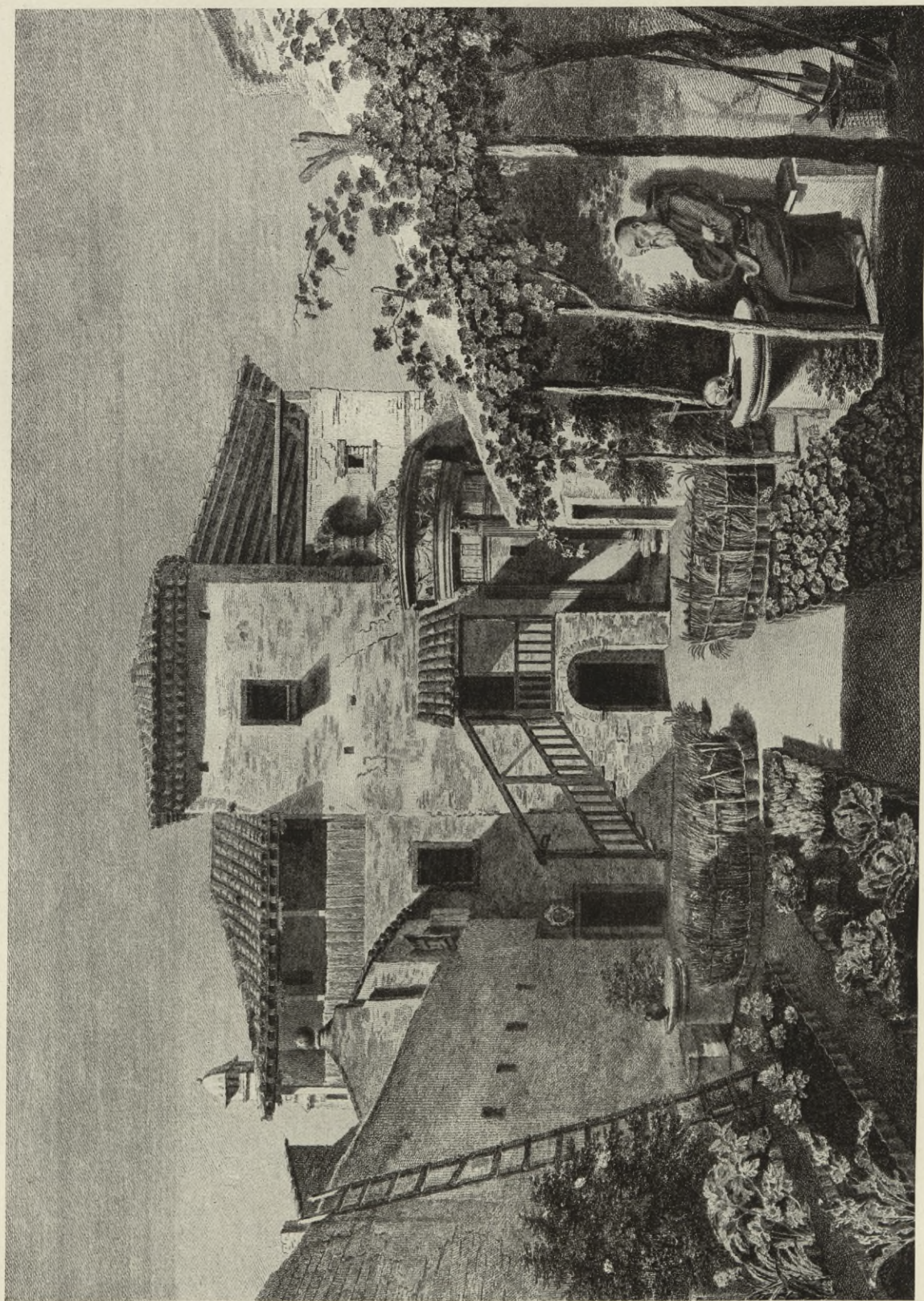
7. ATHEN. SAULEN VON DER BIBLIOTHEK DES HADRIAN MIT LAUBENGASSE UND BLICK AUF DIE FRÄNKISCHEN ZINNEN DER AKROPOLIS.
Gezeichnet und radiert 1819 von Josef Thürmer.



8. ATHEN. PARTHENON MIT EINGEBAUTER MOSCHEE UND TÜRKISCHE GASSEN AUF DER AKROPOLIS. Nach einer Zeichnung Stuarts um 1751 n. Chr.



9. АТЕН — АКРОПОЛИС. ДЕР ПАРТЕНОН (ЕРБАУТ 447—438 В. ХР.). Westfront mit sichtbarem Cellafries.



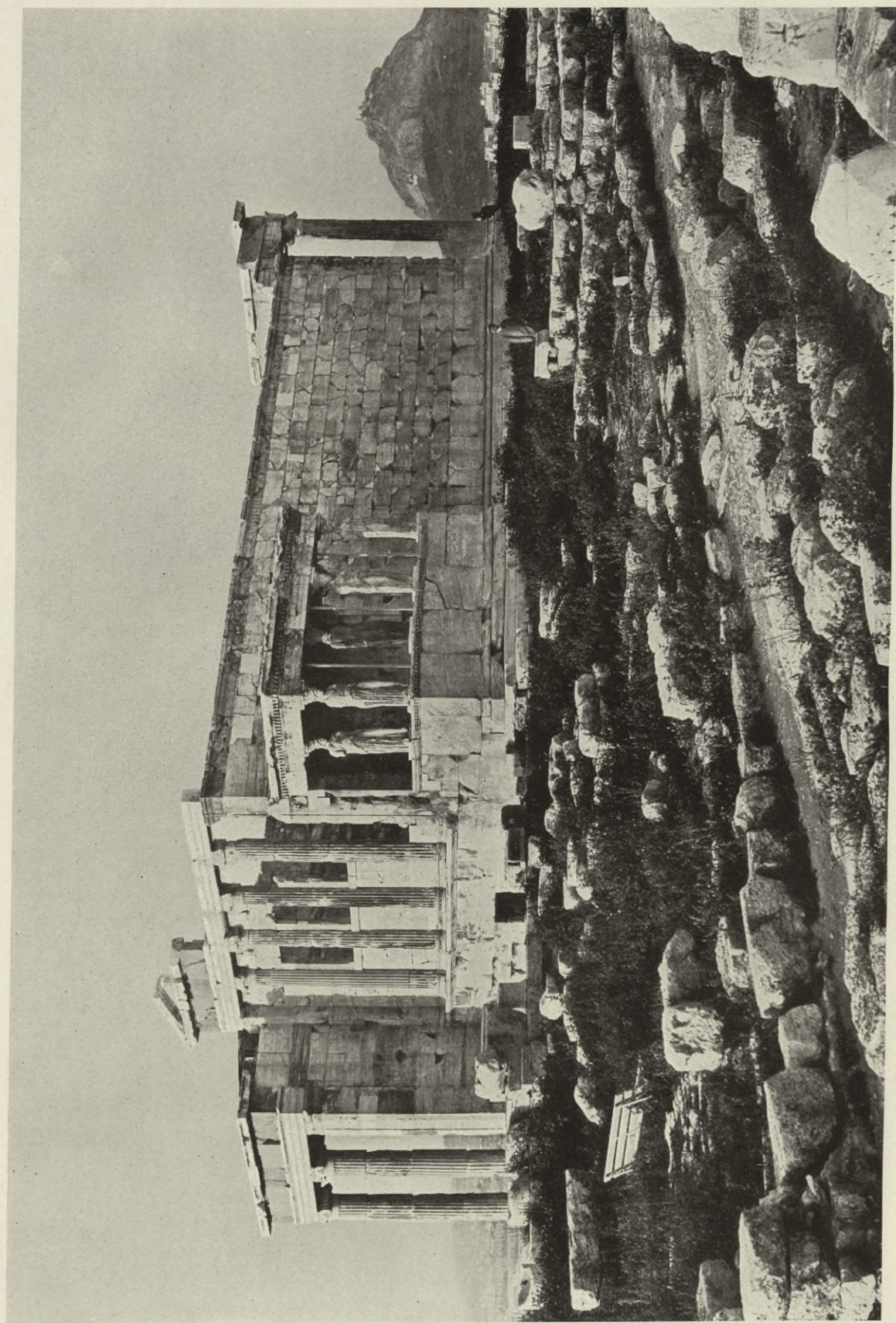
10. ATHEN. DENKMAL DES LYSIKRATES IM GARTEN DES FRANZÖSISCHEN KAPUZINER-KLOSTERS. Nach einer Zeichnung Stuarts um 1751 n. Chr.



11a. ATHEN IM 17. JAHRH. N. CHR., VOR DER ZERSTÖRUNG DES PARTHENON, NACH EINER ZEICHNUNG BEI BABIN.



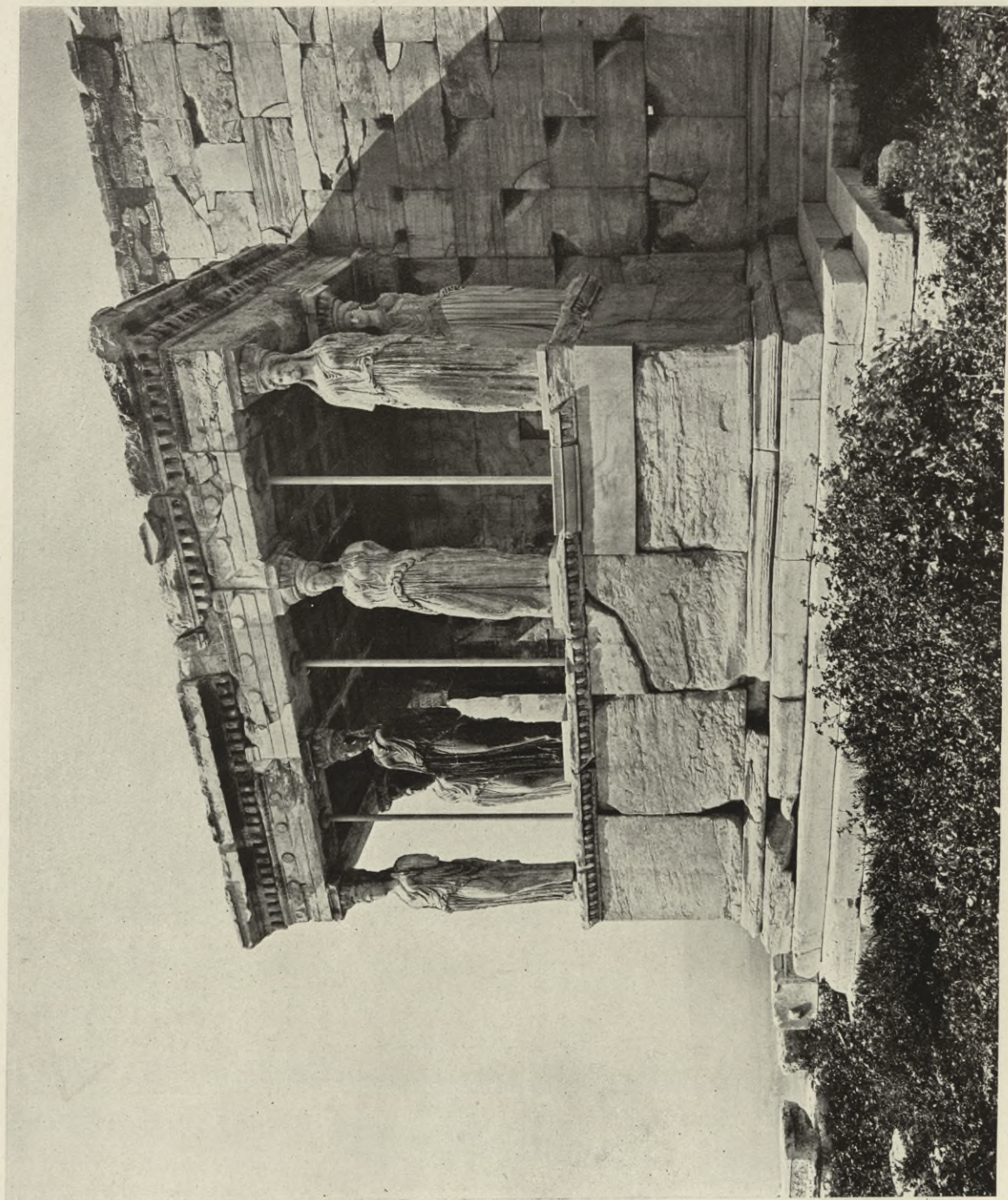
11b. MISTRA BEI SPARTA NACH EINER ZEICHNUNG BEI CORONELLI UM 1685 N. CHR.



12. ATHEN — AKROPOLIS. DAS ERECHTHEION (ENDE DES 5. JAHRHS. V. CHR.). MIT LYKABETTOSHÜGEL BEI ABENDSONNE VON SW.



13. ATHEN — AKROPOLIS. TEMPELCHEN DER ATHENA NIKE. Aus der 2. Hälfte des 5. Jahrhs., von NO her.



14. ATHEN. KORENHALLE DES ERECHTHEIONS (VON S).



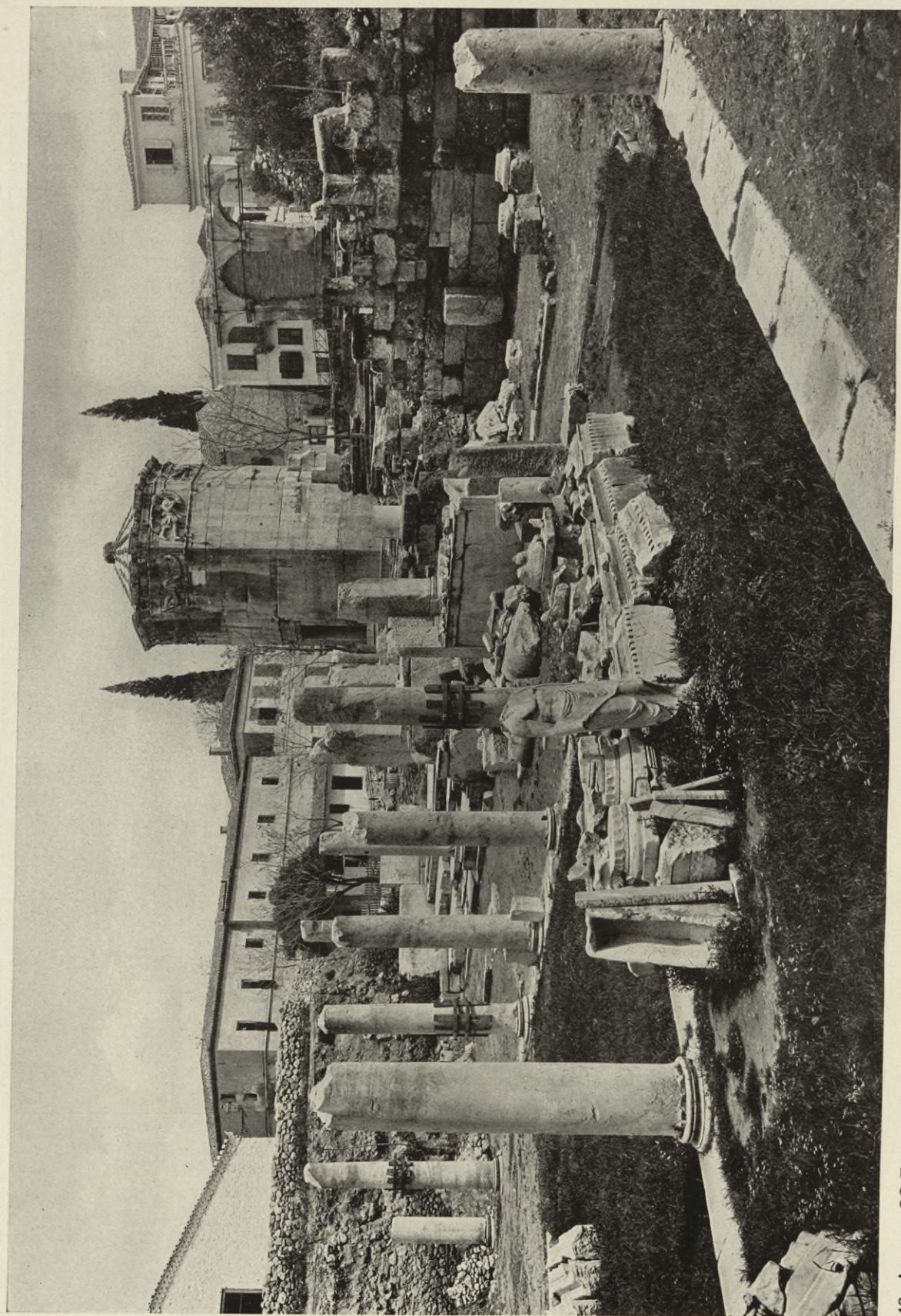
15. ATHEN. KORENHALLE AM ERECHTHEION VON INNEN.



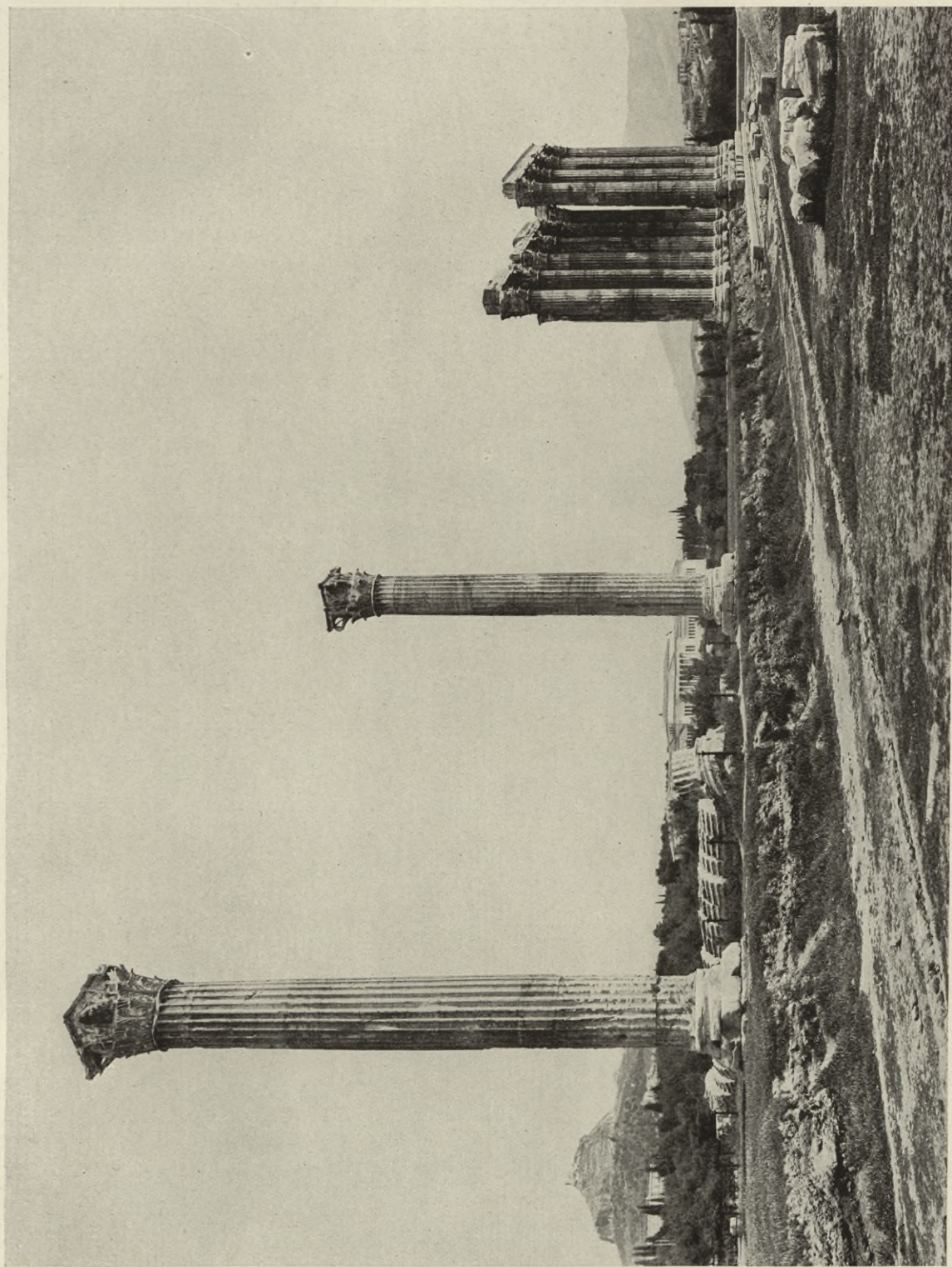
16. ATHEN. SOG. THESEION. Westfront mit Blick auf den Fries an der Cella.



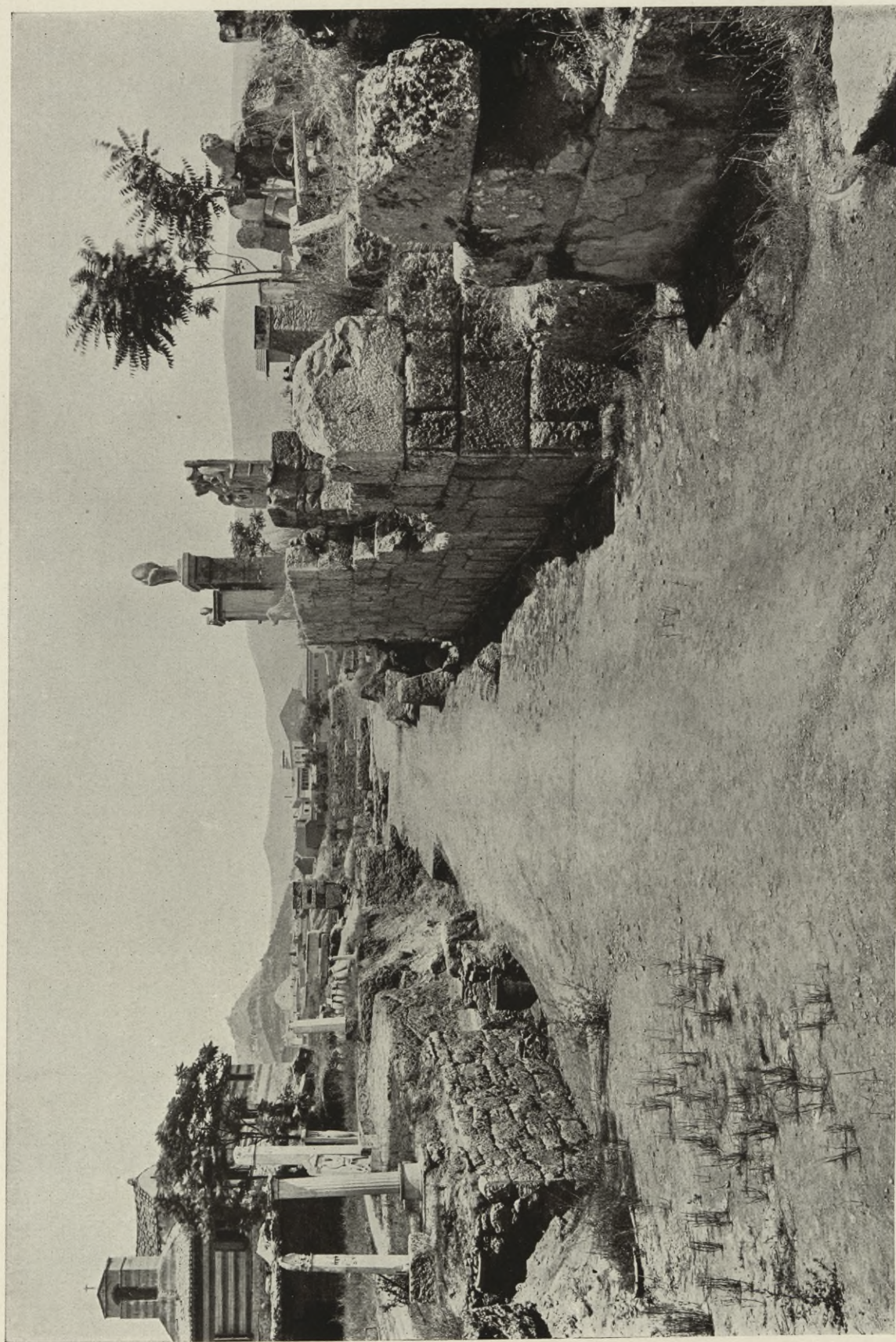
17. ATHEN. SOG. THESEION. Blick in die östliche Ringhalle von N her.



18. ATHEN. SO-ECKE DER SÄULENHALLE DES RÖMISCHEN MARKTES UND „TURM DER WINDE“.



19. ATHEN. TEMPEL DES OLYMPISCHEN ZEUS (OLYMPIEION). Aus dem 2. Jahrh. n. Chr., von SW.



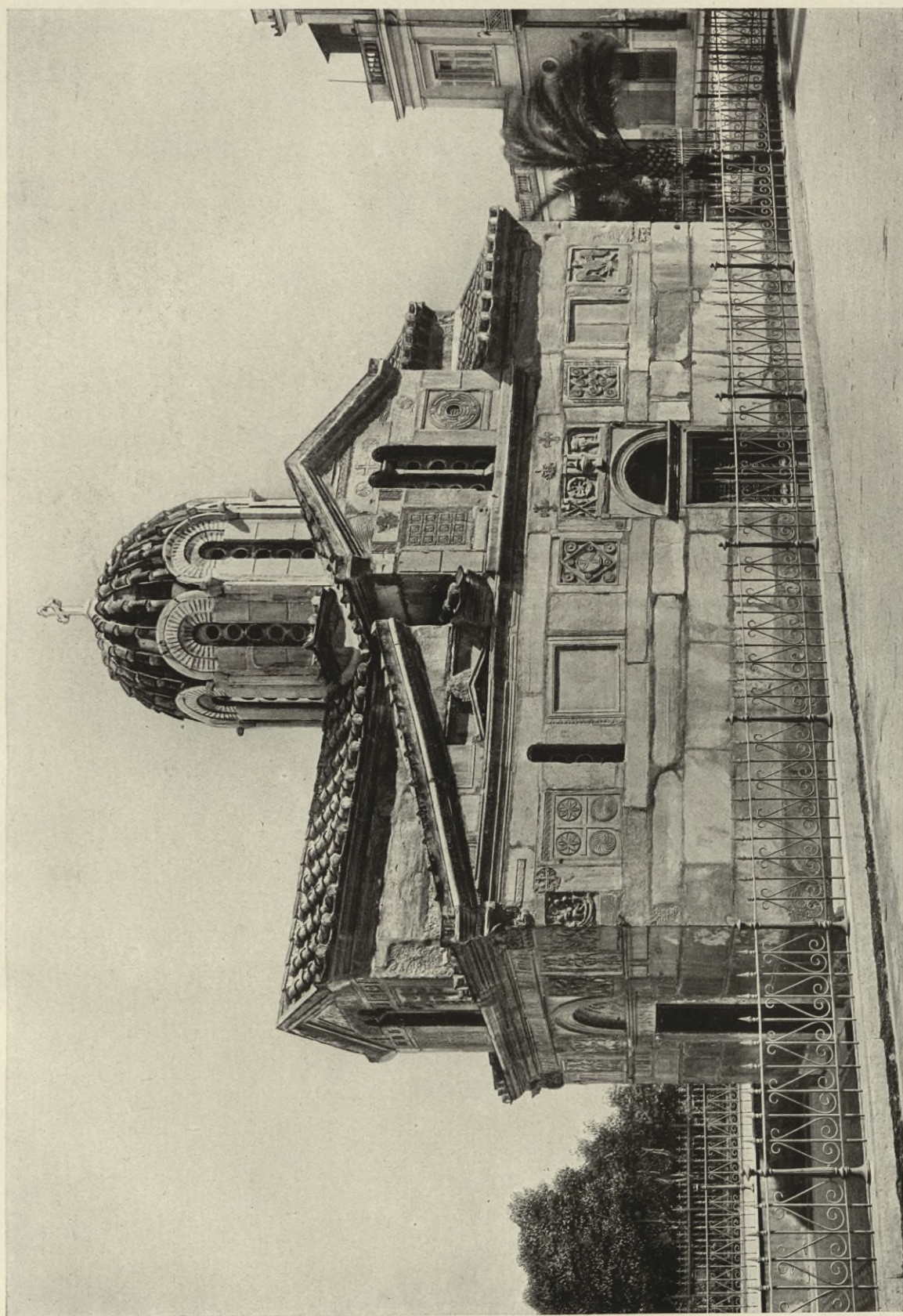
20. ATHEN. GRÄBERSTRASSE IM ANTIKEN FRIEDHOF. Vor dem Doppeltor nach Eleusis.



21. ATHEN. FRIEDHOF VOR DEM DIPYLON. Reiterrelief des Dexileos aus dem Anfang des 4. Jahrhs. v. Chr.



22. ATHEN. DAS DIONYSOSTHEATER. Am SO-Abhang der Akropolis aus NW.



23. ATHEN. KLEINE METROPOLIS. Erbaut im 9. bis 12. Jahrh.; Südwestansicht.



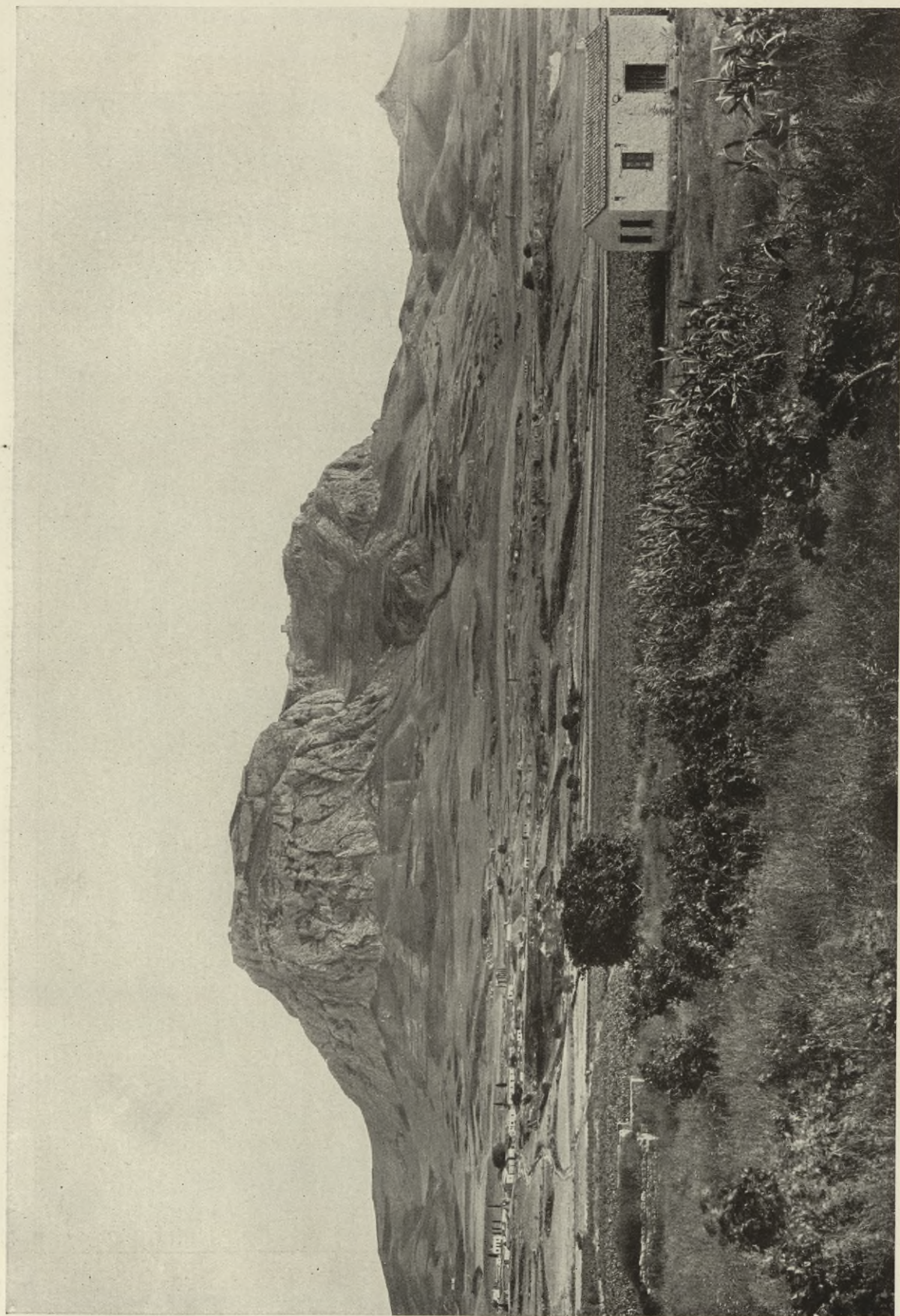
24. ATTIKA. VORGEBIRGE SUNION MIT DEM TEMPEL DES POSEIDON. Lagebild vom Meer (W) aus.



25. ATTIKA. KLOSTERKIRCHE ZU DAPHNI. Erbaut um 1100 n. Chr.; von NO.



26. ATTIKA — ELEUSIS. SITZSTUFEN DES GROSSEN WEIHETEMPELS DER DEMETER. Erbaut im 5. Jahrh. v. Chr.; von W.



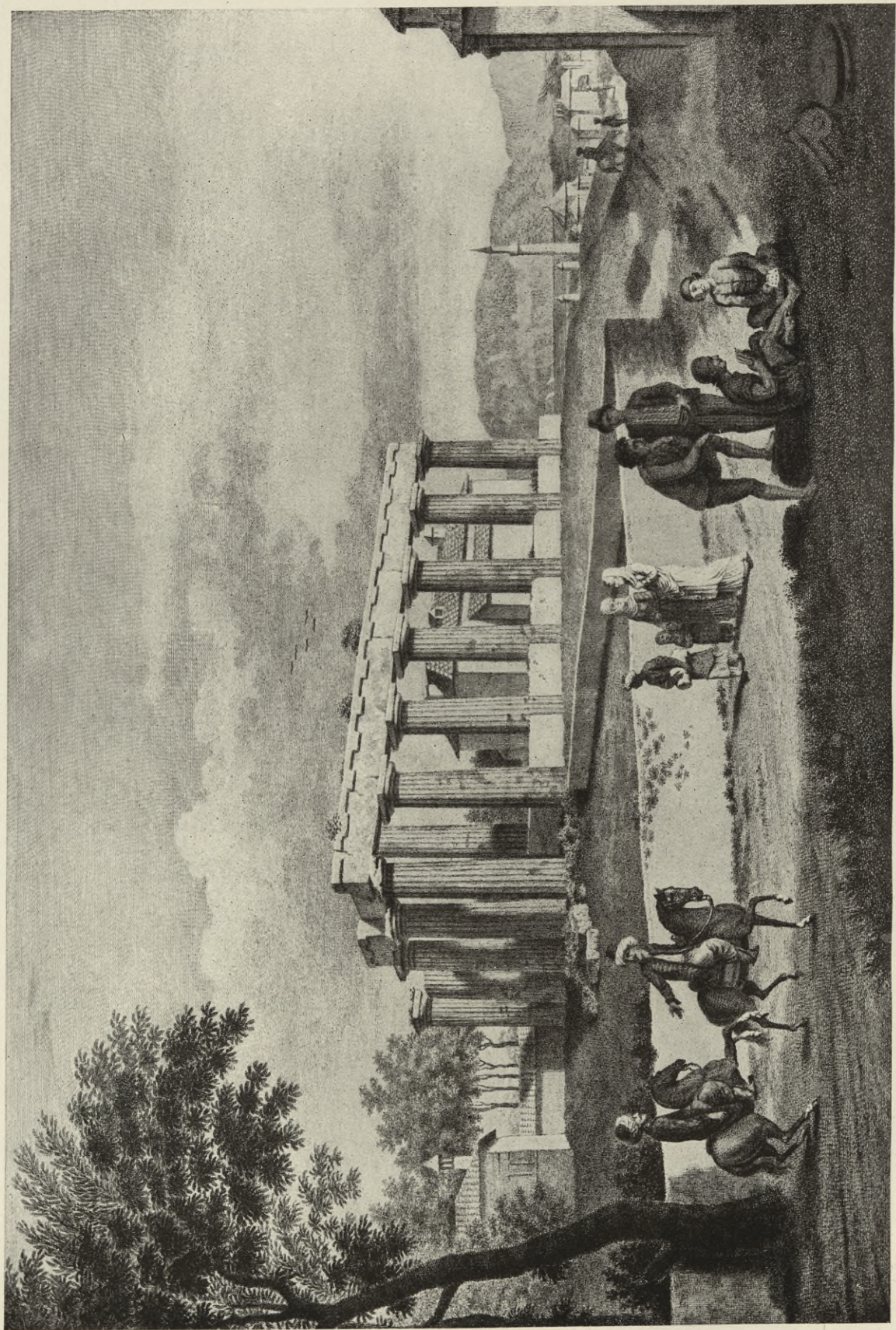
27. ALTKORINTH UND AKROKORINTH (VON N HER).



28. AKROKORINTH. Unteres und mittleres Tor von innen (NW), sowie oberste Festungswerke der mittelalterlichen Burg.



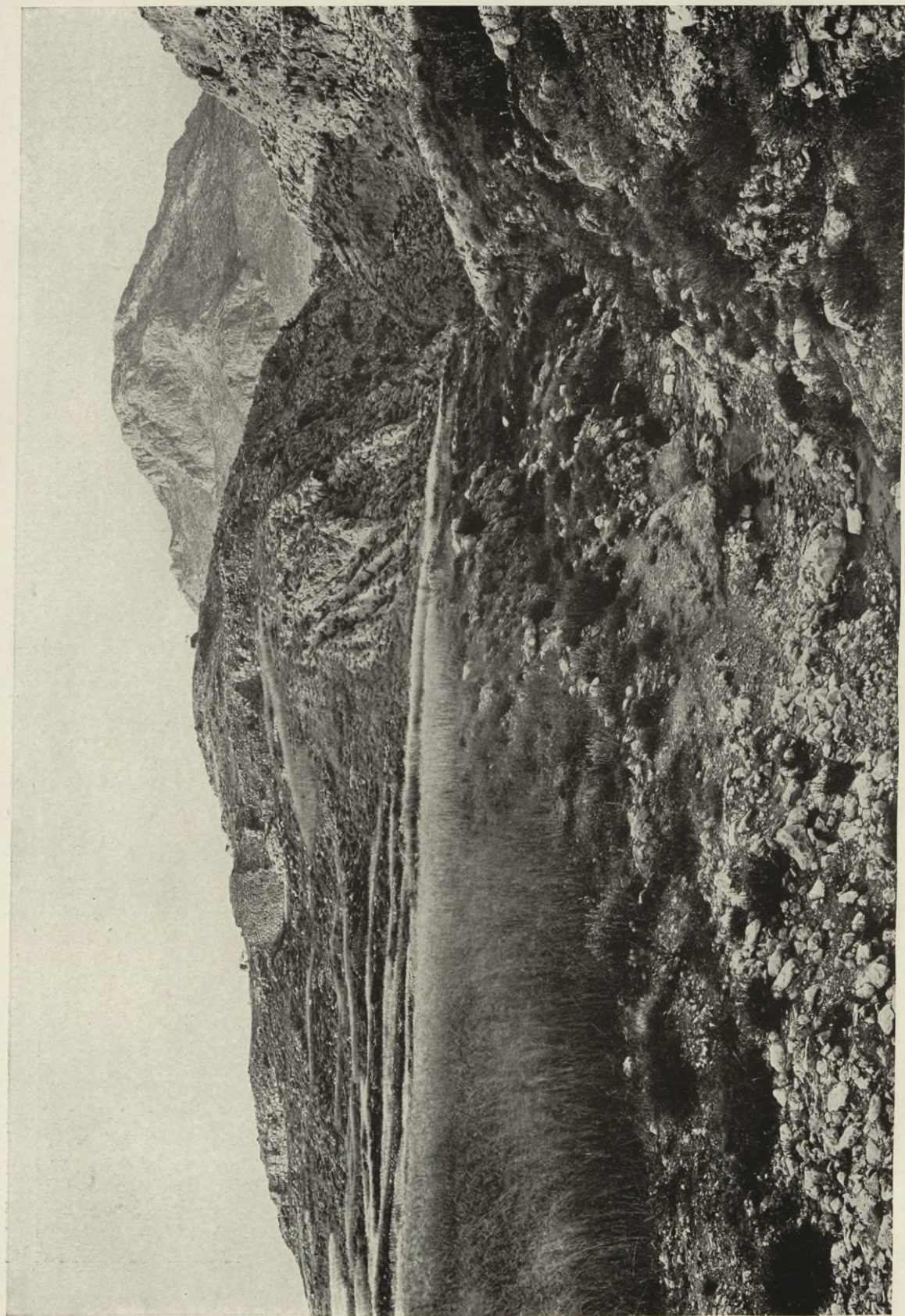
29. AKROKORINTH. Mittleres Tor der mittelalterlichen Burg von außen, S.



30. KORINTH. TEMPEL DES APOLLON. Nach einer Zeichnung Stuarts aus der Mitte des 18. Jahrh. n. Chr.



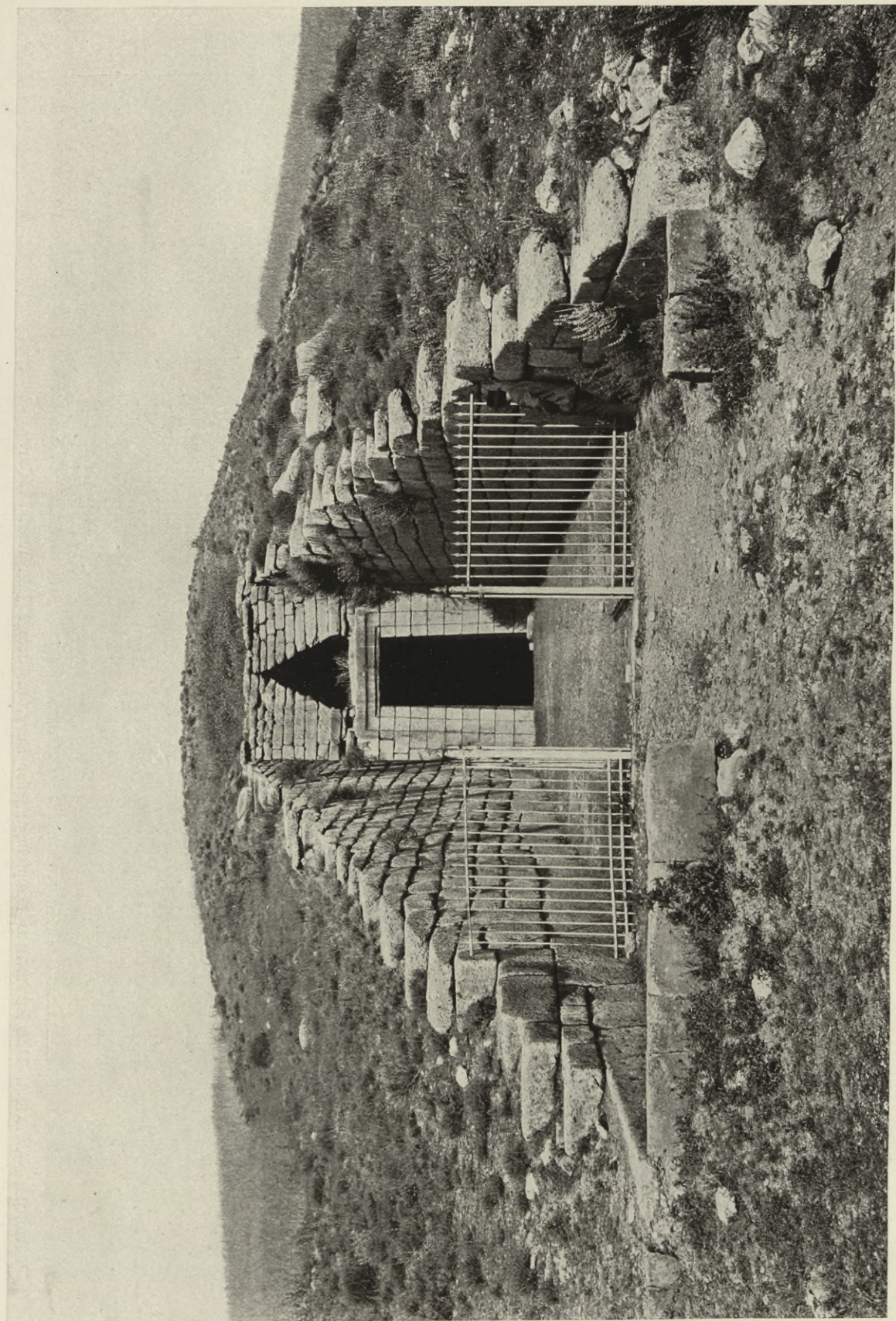
31. KORINTH. TEMPEL DES APOLLON. Erbaut im 6. Jahrh. v. Chr.; Westseite von NW.



32. ARGOLIS. DER BURGBERG VON MYKENÄ IM „WINKEL VON ARGOS“. VON S AUS DEM TAL DES CHONIA Gesehen.



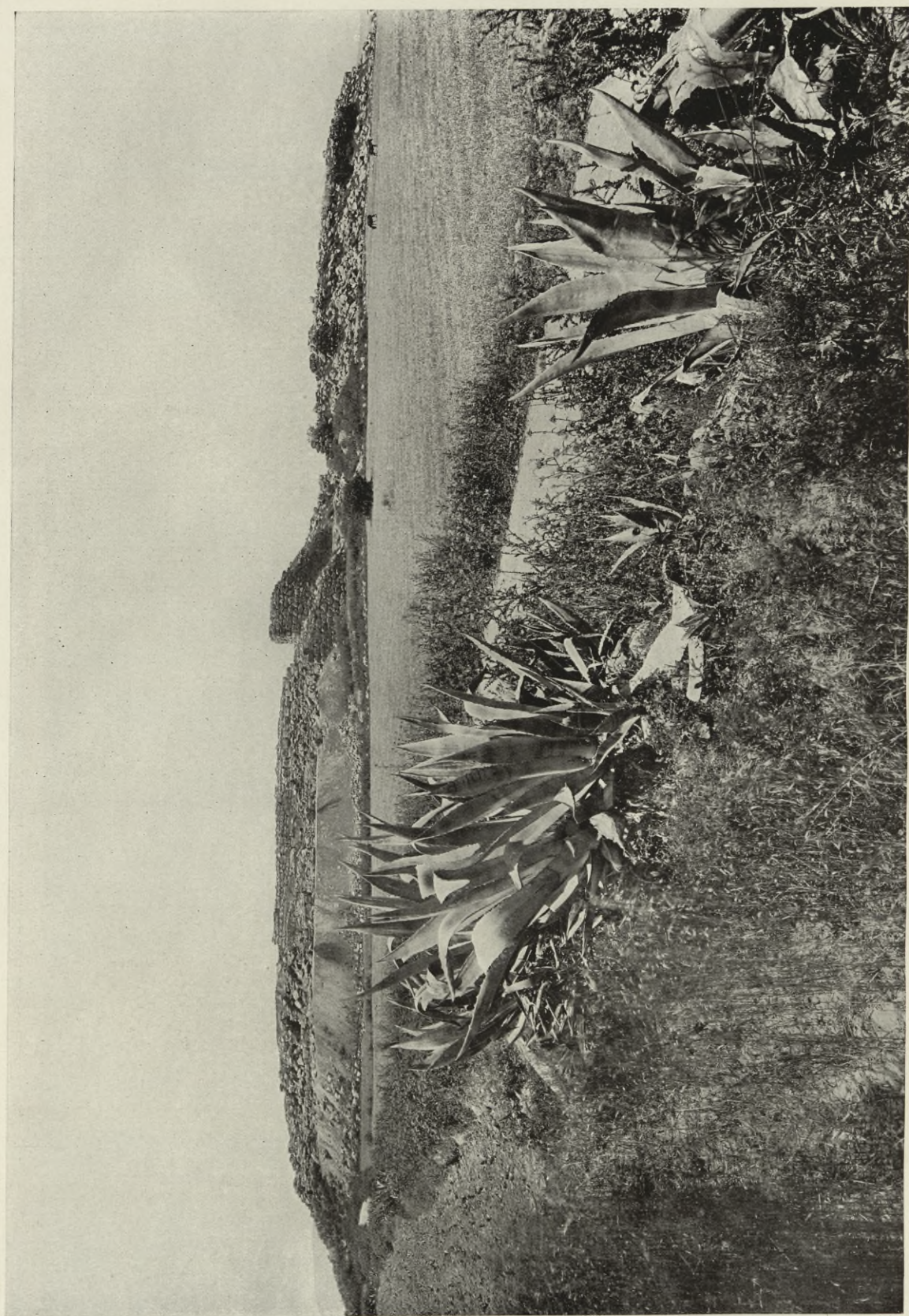
33. ARGOLIS — MYKENA. DAS LÖWENTOR. Haupteingang der Burg, aus dem 2. Jahrtausend v. Chr.



34. ARGOLIS — MYKENÄ. SOG. SCHATZHAUS DES ATREUS. Kuppelgrab aus dem 2. Jahrtausend v. Chr.; von außen.



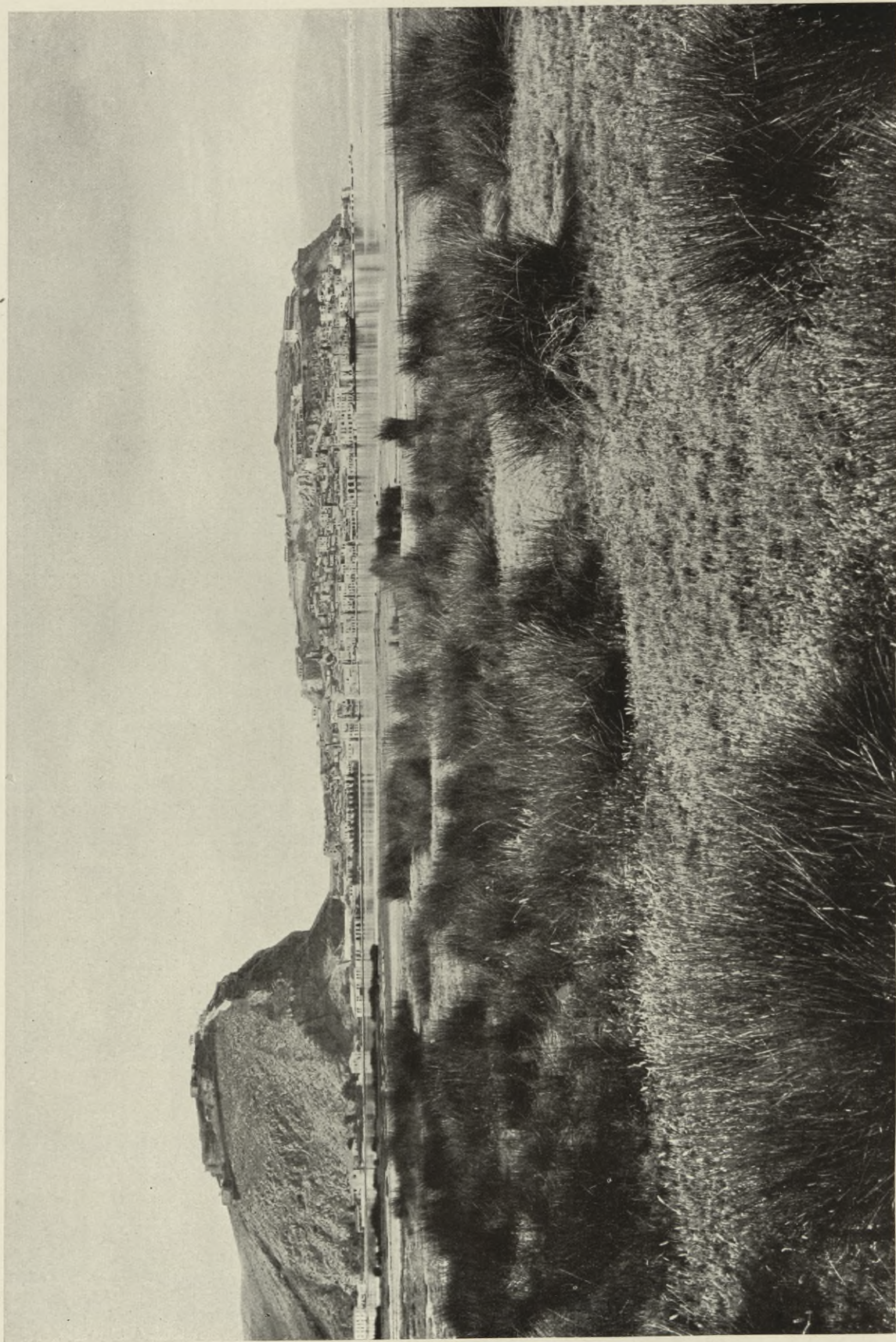
35. ARGOLIS — MYKENÄ. PLATTENRING UM DIE MYKENISCHEN SCHACHTGRÄBER. Mit Blick auf die Rückseite des Löwentors, von SO aus.



36. ARGOLIS. DER HÜGEL VON TIRYNS. Mit den kyklopischen Mauerresten der spätmykenischen Burg von SO.



37. ARGOLIS. BLICK IN DIE OSTGALERIE DES PALASTES ZU TIRYNS (VON S HER).



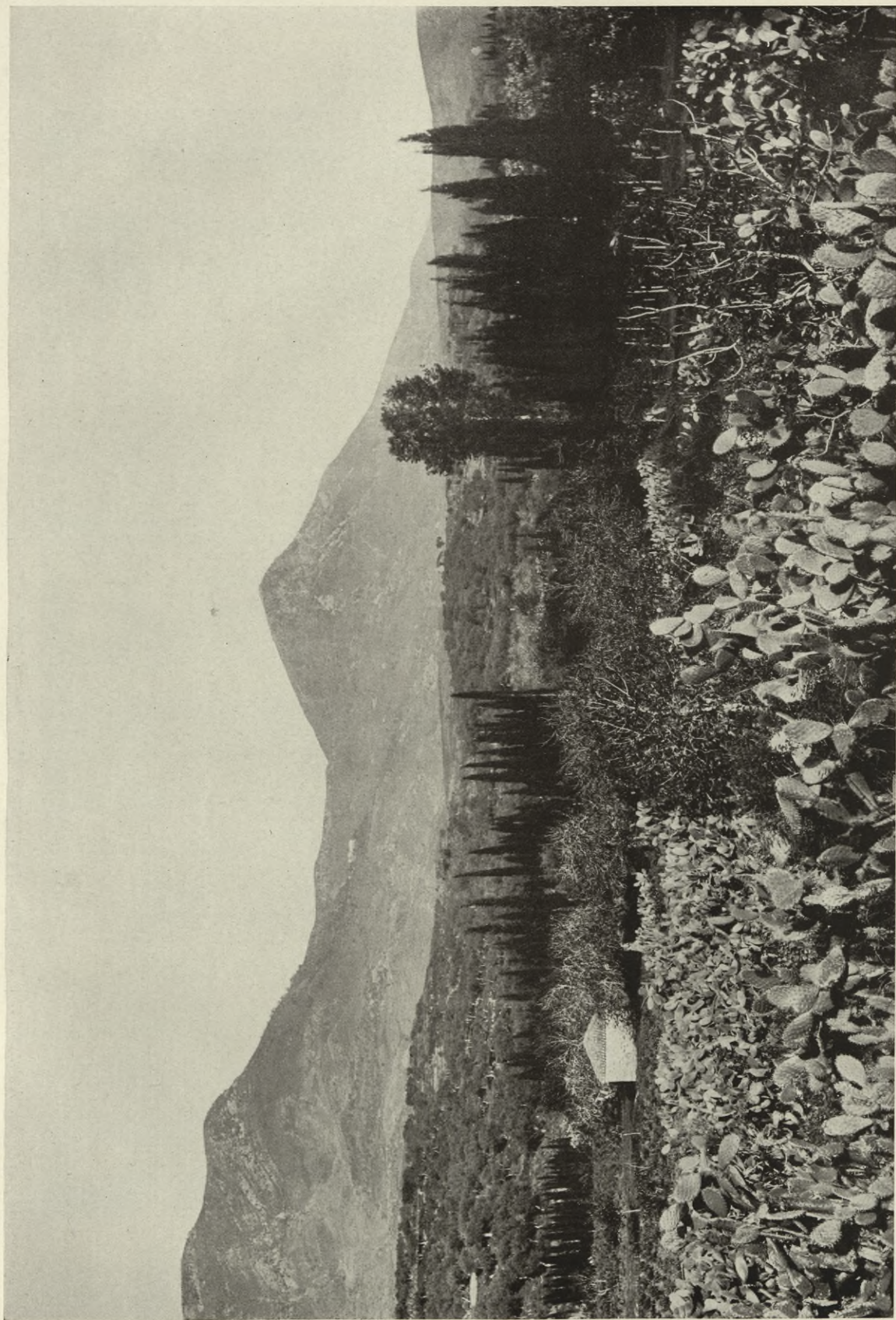
38. ARGOLIS. NAUPLIA MIT DER HAFENBURG ITSCH – KALE UND DER BERGFESTE PALAMIDI. Vom Nordufer der Bucht aus.



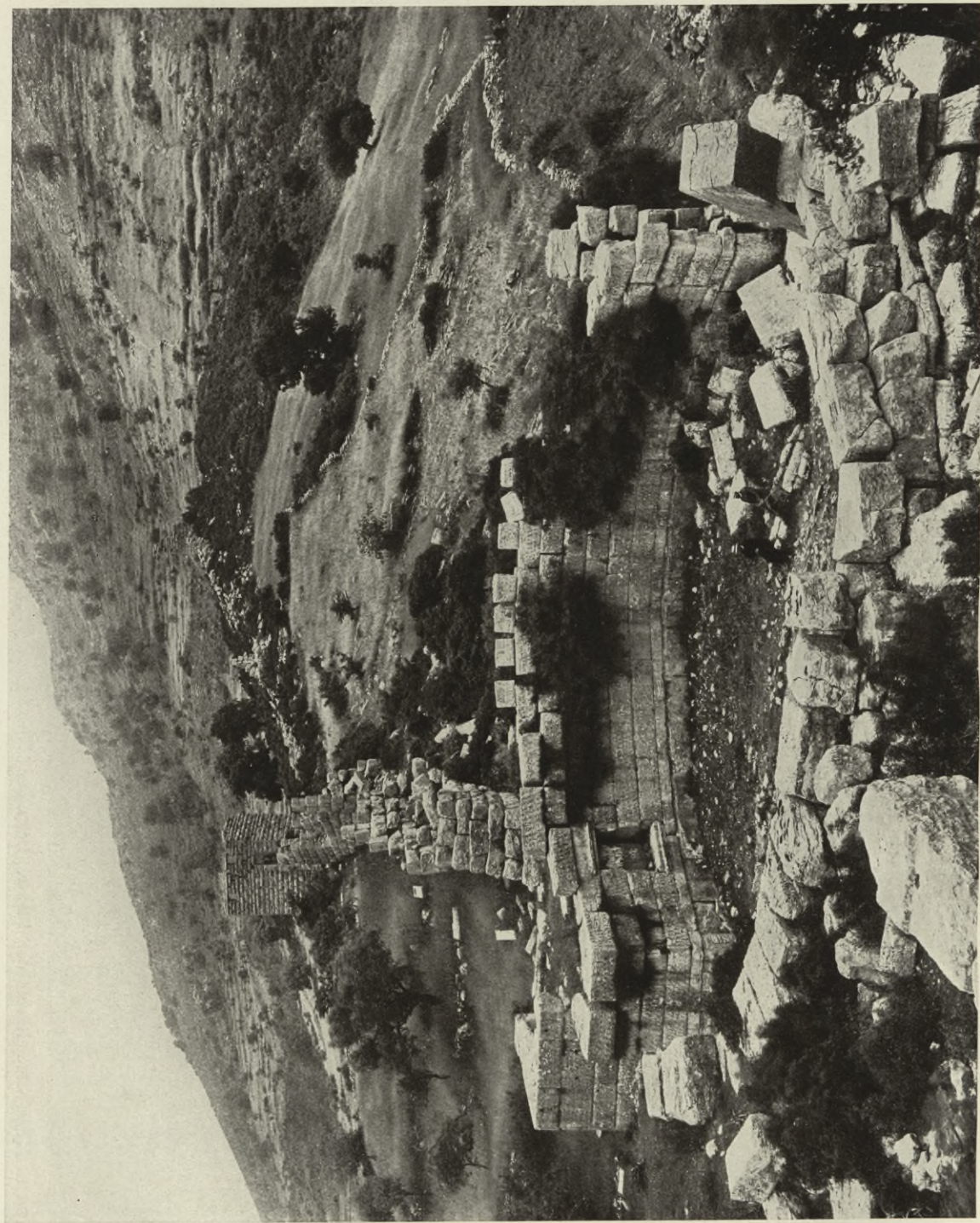
39. LÖWE BEI NAUPLIA. Errichtet von Siegel im Auftrage Ludwig I. zur Erinnerung an die 1833/34 in Griechenland gestorbenen Bayern.



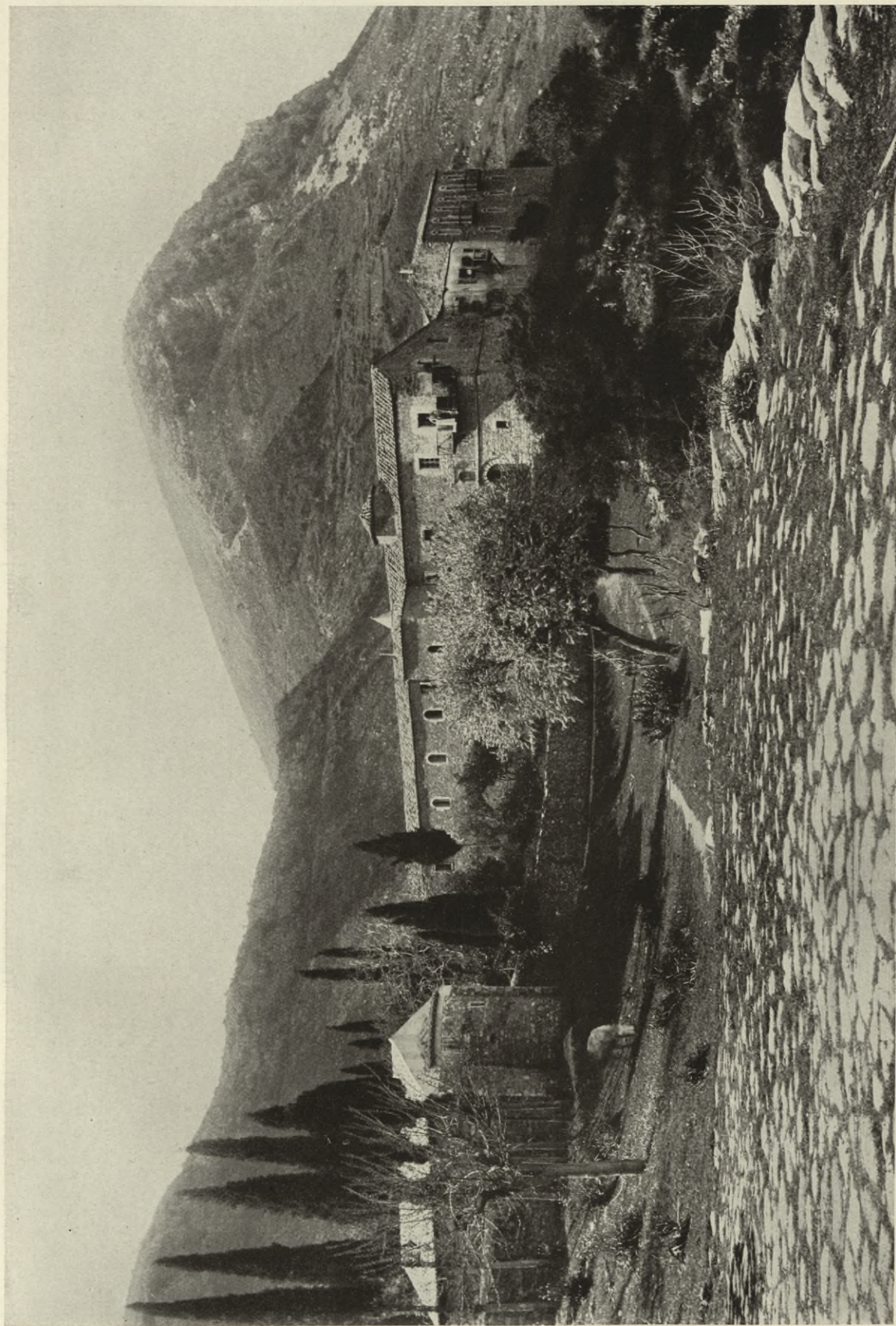
40. ARGOLIS. KASTRO VON METHANA. An der Ostküste der Argolis; gegenüber Ägina mit dem Orosipfel.



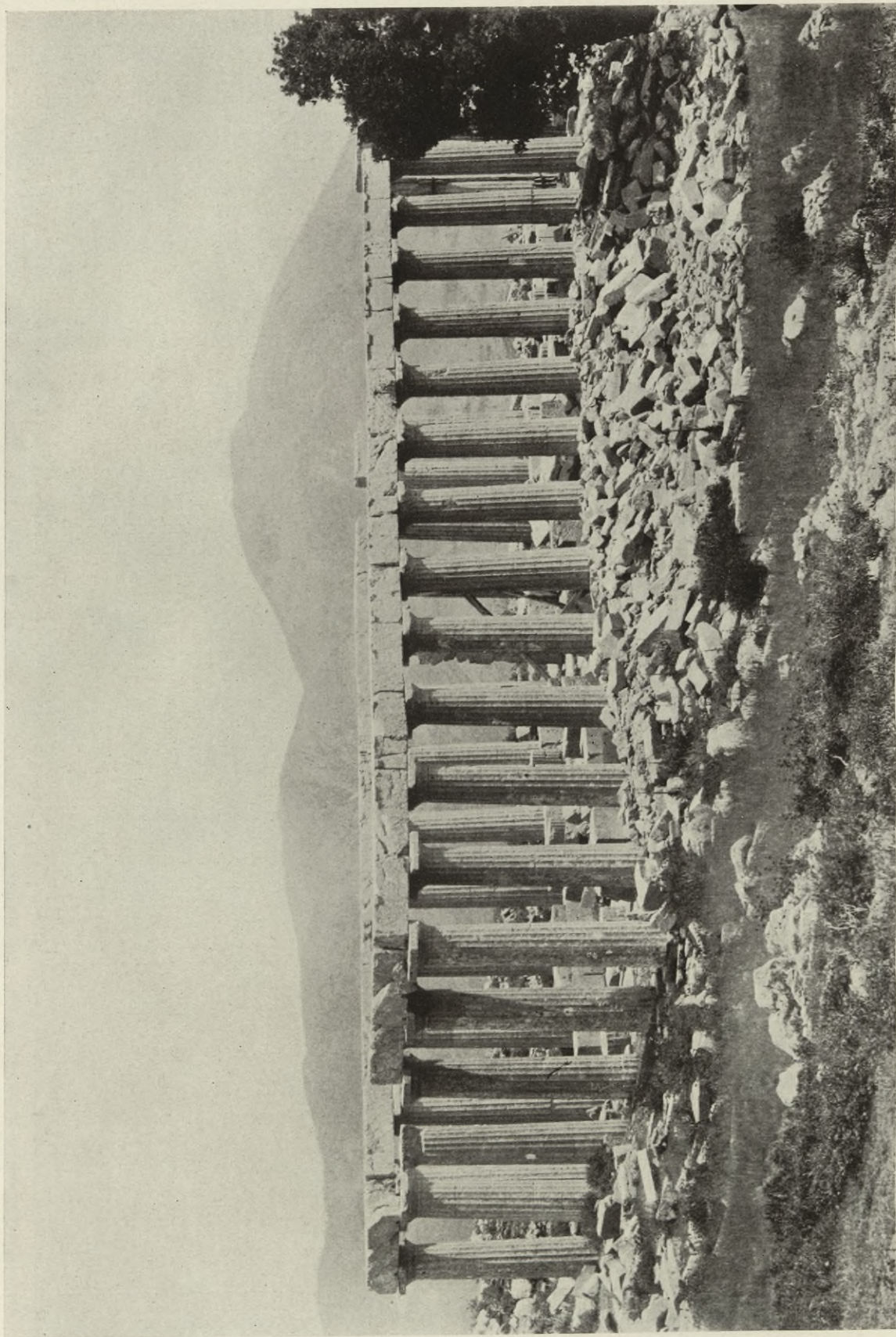
41. VEGETATION IN MESSENIEN. Rechts der Ithome, links der Eua.



42. MESSENE. ARKADISCHES TOR UND STADTMAUER. Aus dem 5. Jahrh. v. Chr.; von SW.



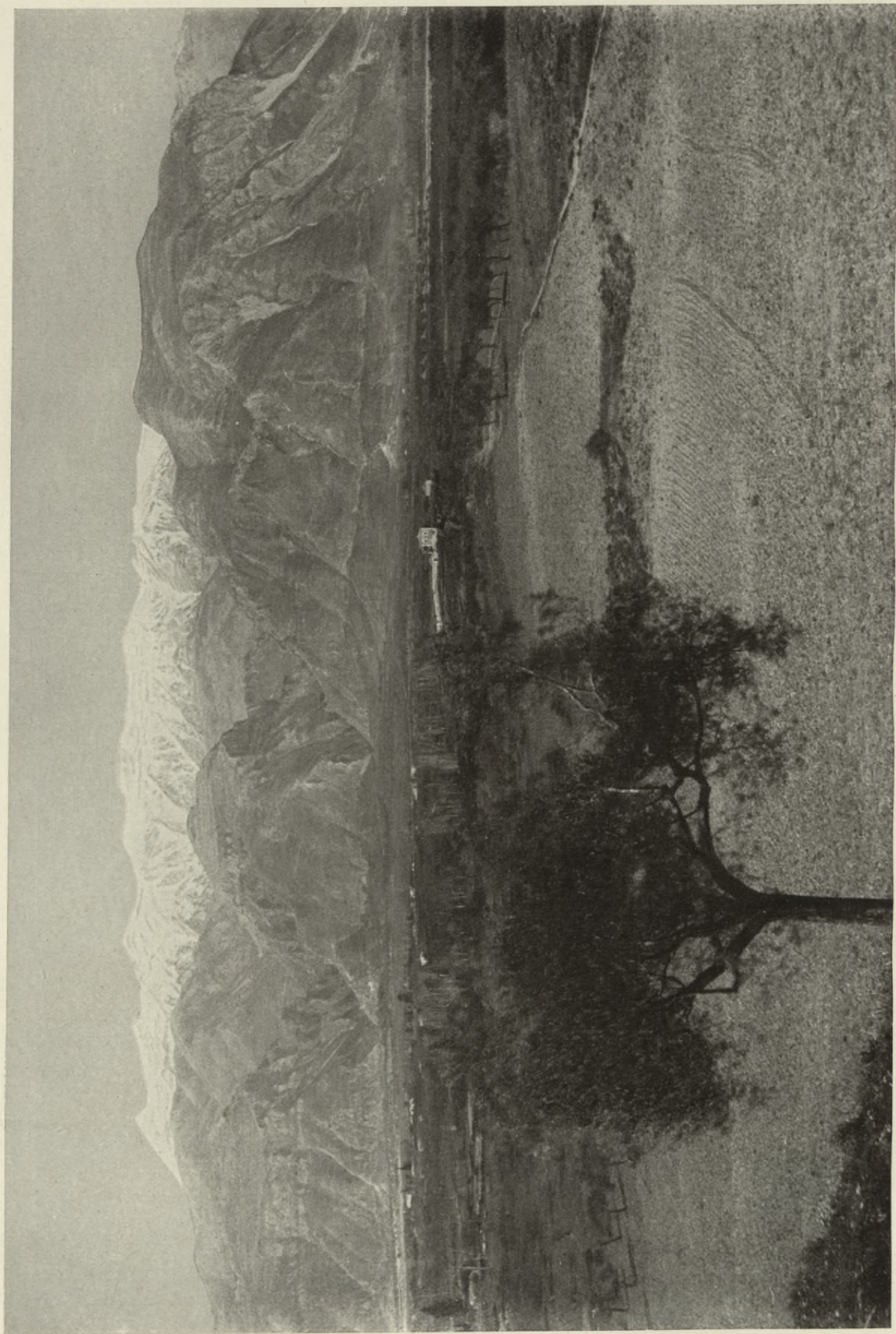
43. MESSENIEN, KLOSTER BURKANO. Rechts der Ithomegipfel.



44. ARKADIEN. BASSA BEI PHIGALIA. TEMPEL DES APOLLON EPIKURIOS. Von NW her; erbaut um 430 v. Chr.



45. ARKADIEN. STYMPHALISCHER SEE.



46. LAKONIEN. DAS TAYGETOSGEBIRGE. Vom Theater in Sparta aus.



47. LAKONIEN. TRYPL. Dorf bei Sparta am Eingang zur Langadaschlucht.



43. LAKONIEN. TURKISCHE BRÜCKE ÜBER DEN EUROTAS.



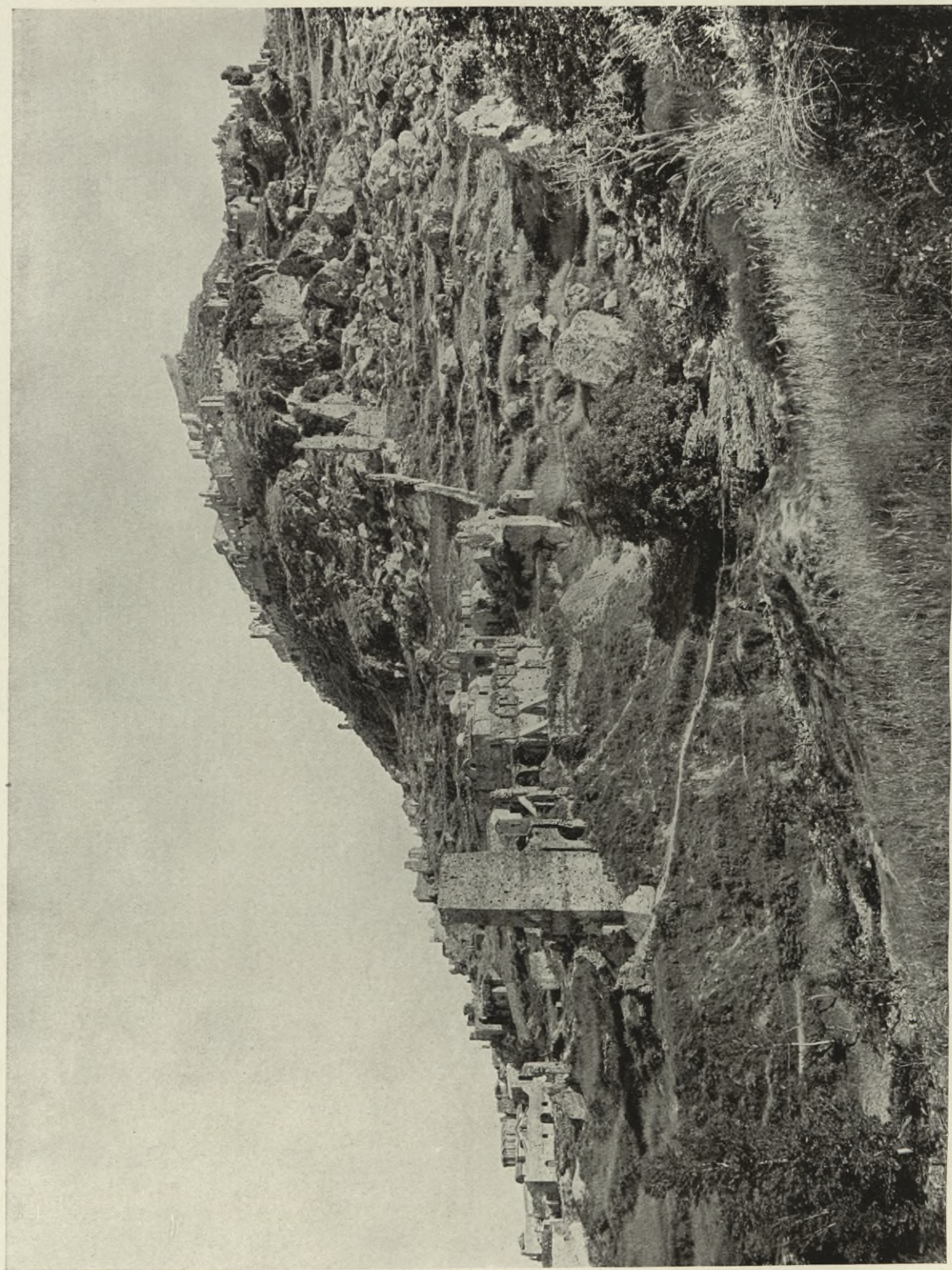
49. LAKONIEN. MISTRÁ, DIE FAUSTBURG GOETHES. Von N her; ansteigende Straße, Häuserruinen und Pantanassakloster.



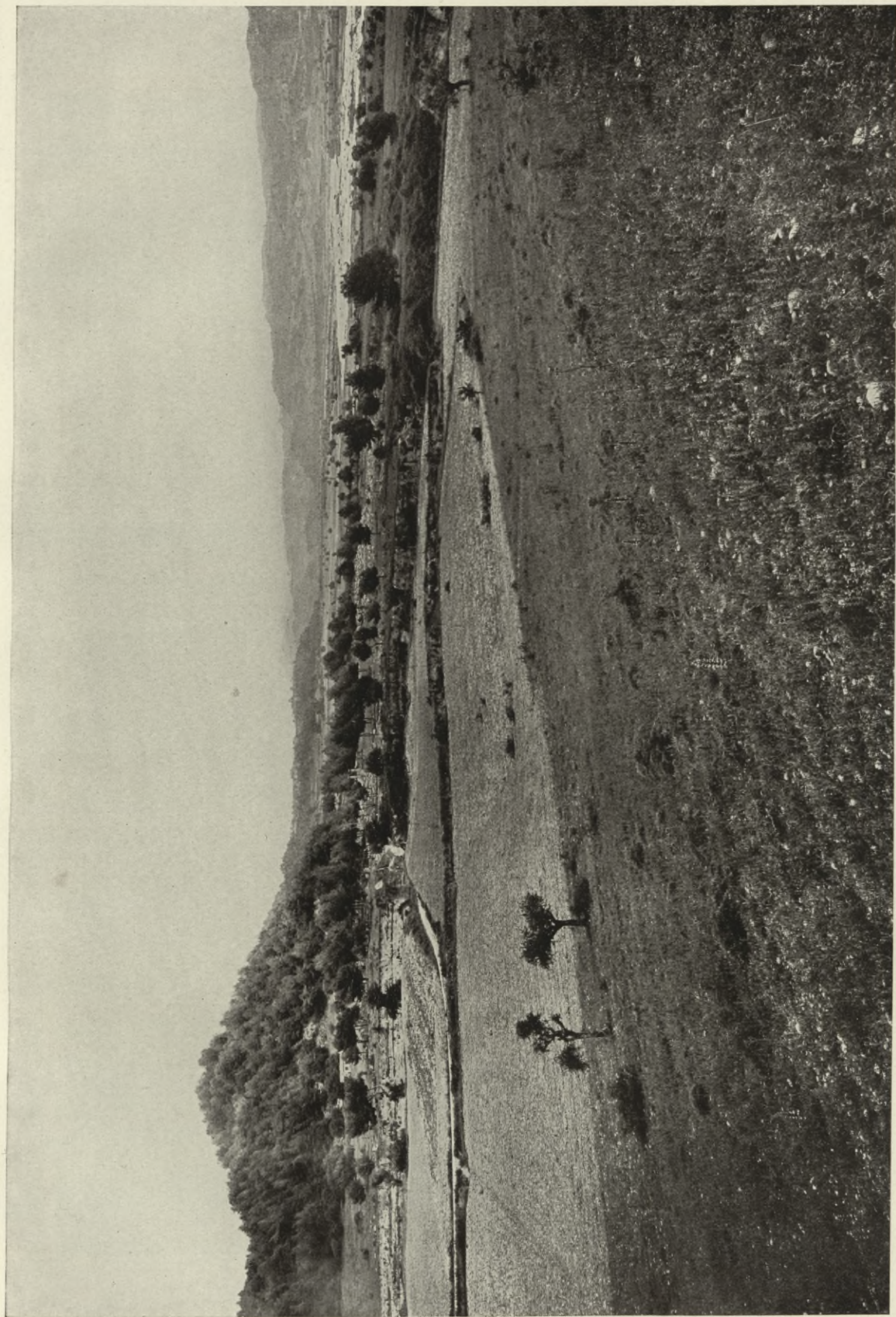
50. LAKONIEN. INNERES DER METROPOLIS ZU MISTRÁ. Blick auf den Chor, mit Malereien aus der Zeit um 1310 n. Chr.



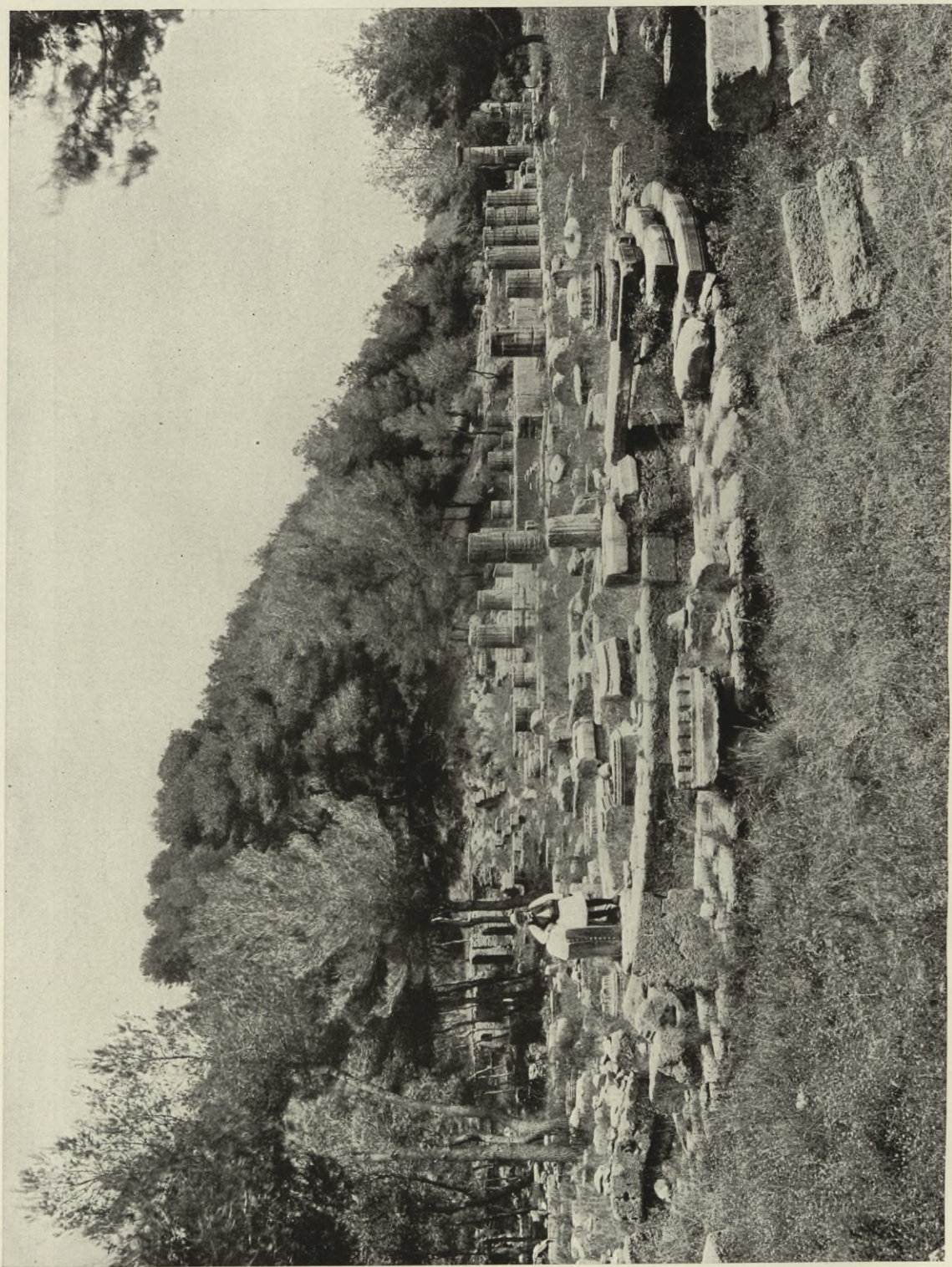
51. LAKONIEN. KIRCHE DES KLOSTERS DER PANTANASSA ZU MISTRÁ. Aus der Mitte des 15. Jahrhs.; Teil der Choransicht mit Säulenhalle und Glockenturm von S.



52. LAKONIEN. DIE FRÄNKISCH-BYZANTINISCH-TÜRKISCHE BERGSTADT MISTRÁ. Von N; erbaut auf einer Vorhöhe des Taygetos im 13.—15. Jahrh.; verlassen seit 1770.



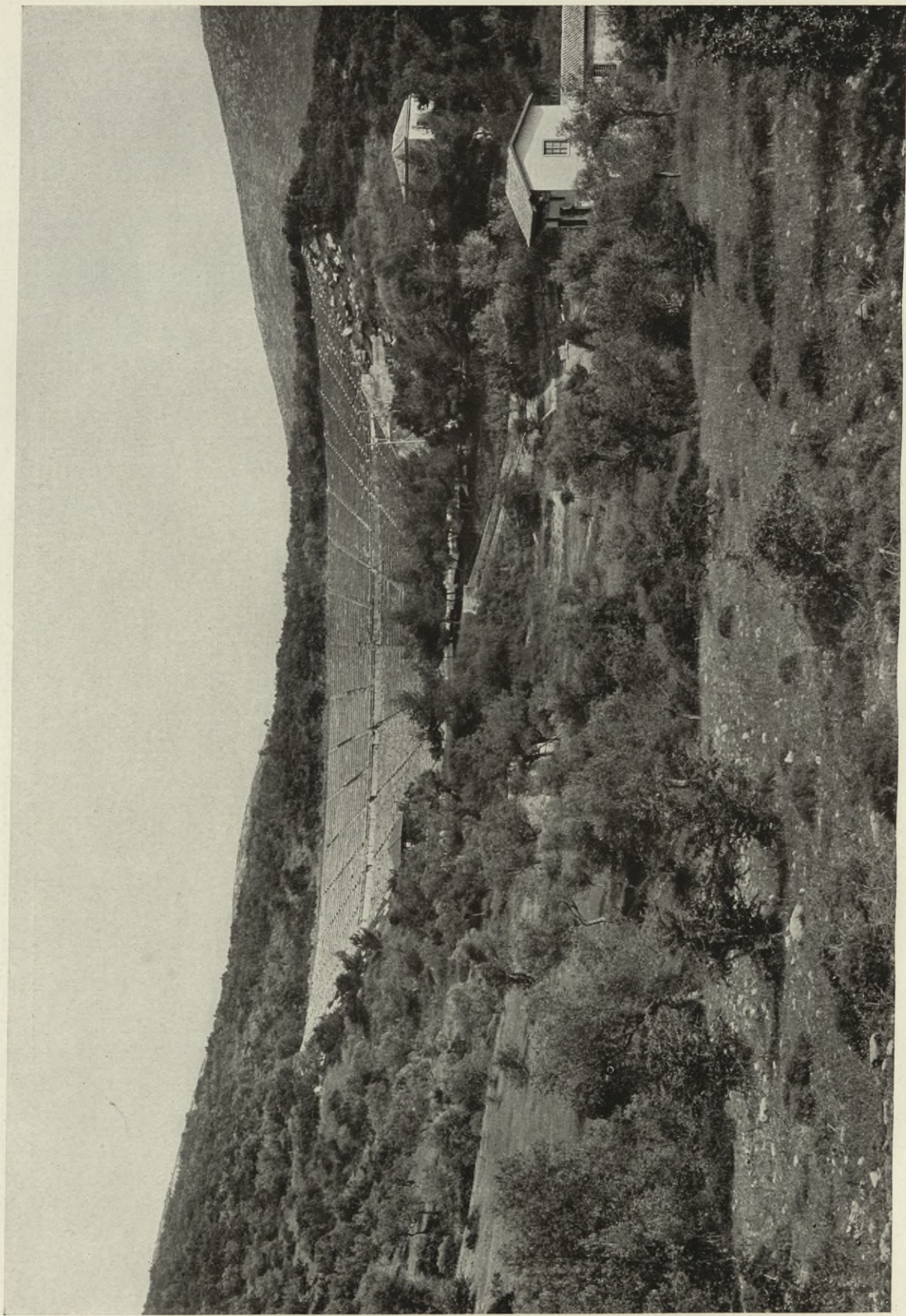
53. OLYMPIA. DER FESTPLATZ. Von W, mit dem Alpheiostal; links der Kronoshügel.



54. OLYMPIA. TEMPEL DER HERA (7.-6. JAHRH. V. CHR.). Von SW her; davor das Philippeion.



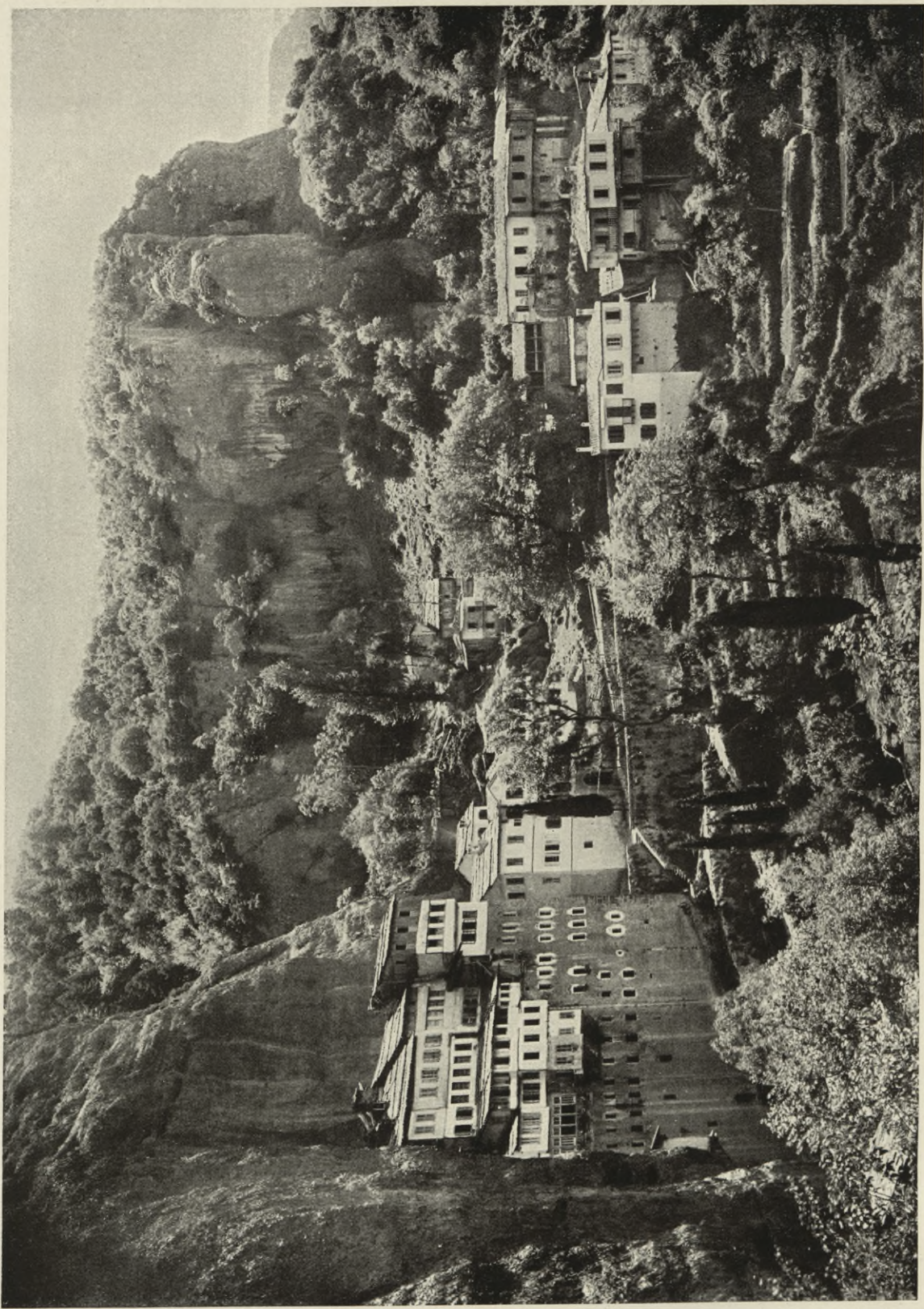
55. OLYMPIA. TEMPEL DES ZEUS. Aus der 1. Hälfte des 5. Jahrh. v. Chr.; von SO.



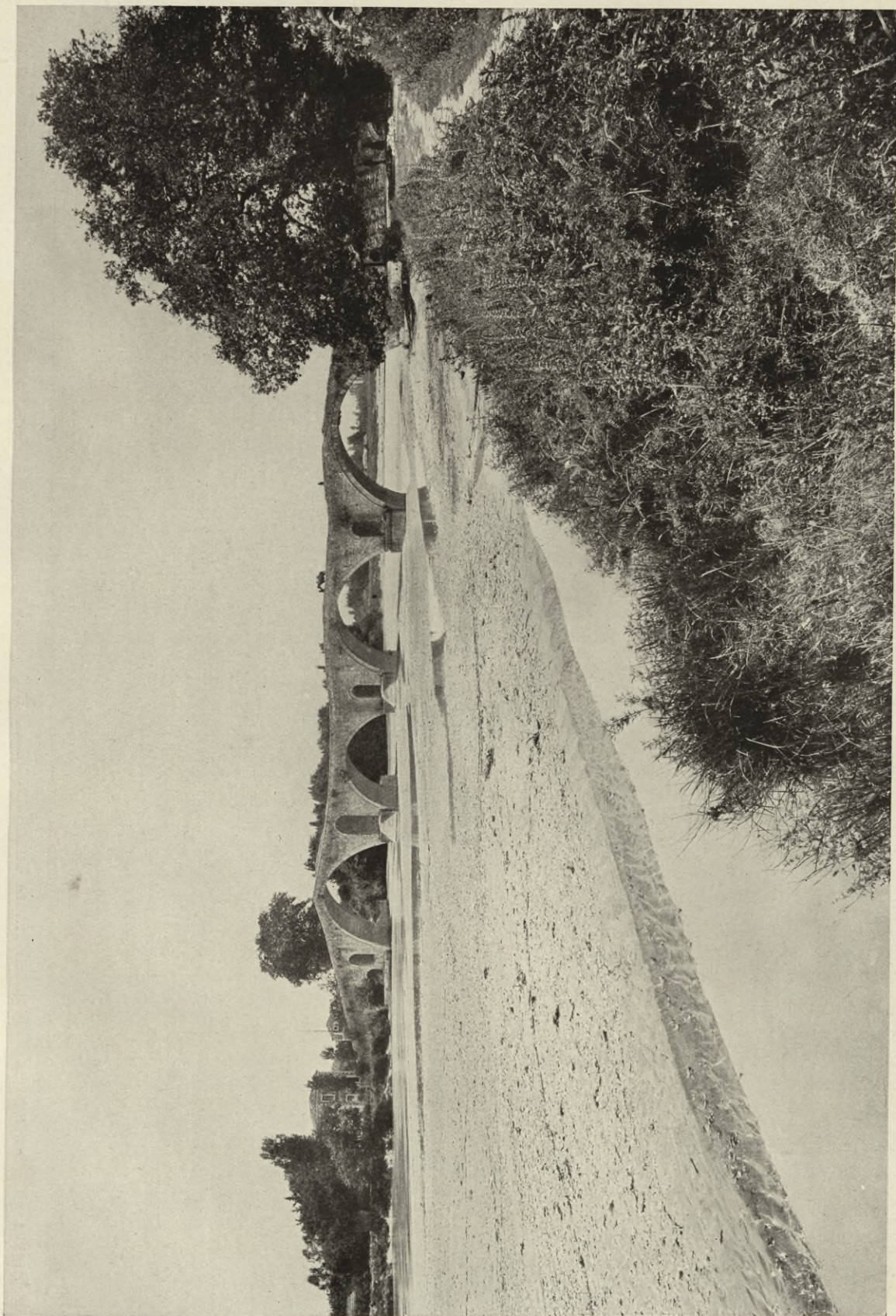
56. EPIDAUROS. THEATER IM HEILIGEN BEZIRK DES ASKLEPIOS. Erbaut von Polyklet dem Jüngeren im 4. Jahrh. v. Chr.



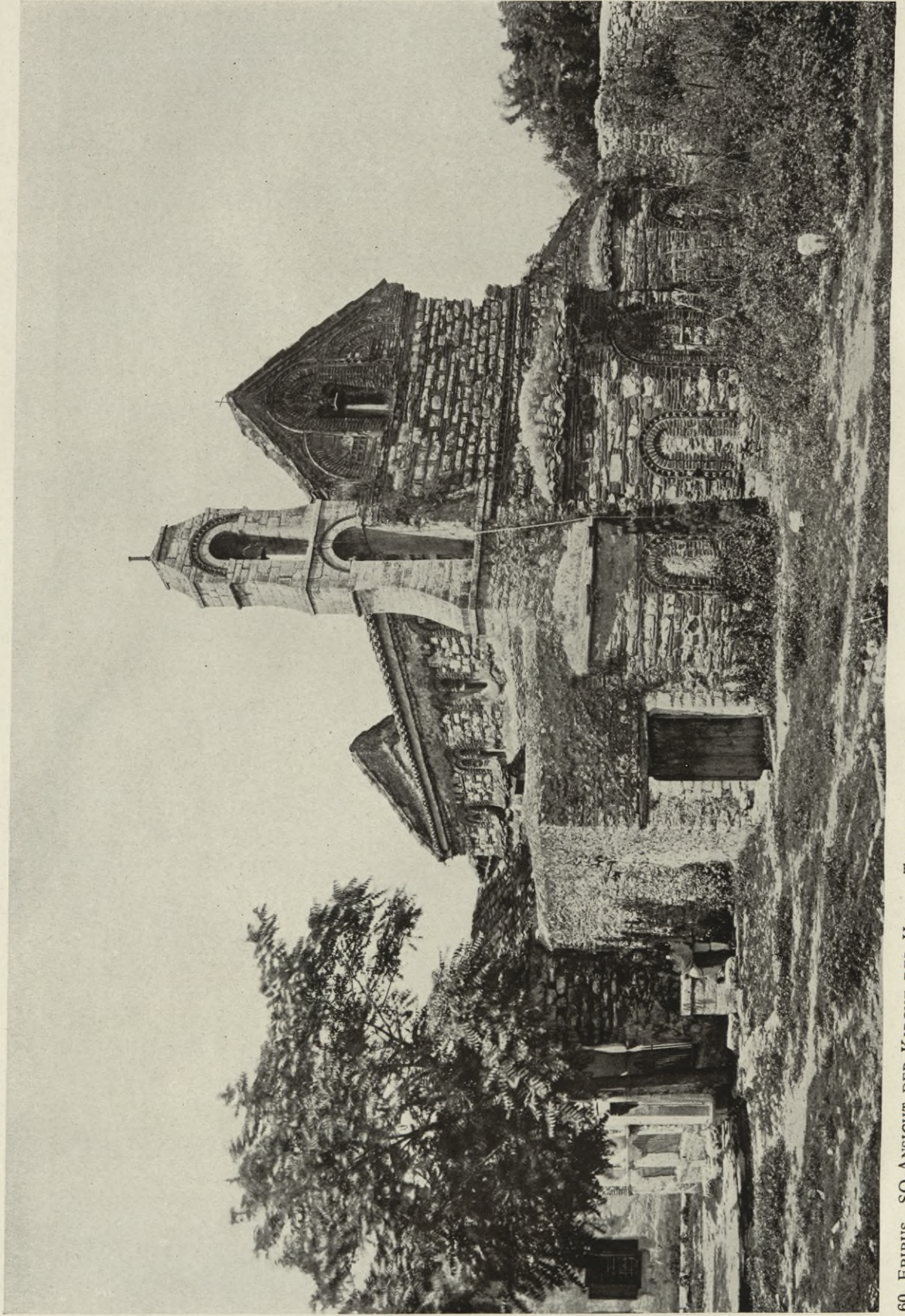
57. EPIDAUROS. THEATER IM HEILIGEN BEZIRK DES ASKLEPIOS. Westlicher Zugang zur Orchestra von außen.



58. ACHAIA. KLOSTER MEGASPILEION. Gegründet im 4. Jahrh. n. Chr., wiederaufgebaut nach 1640.



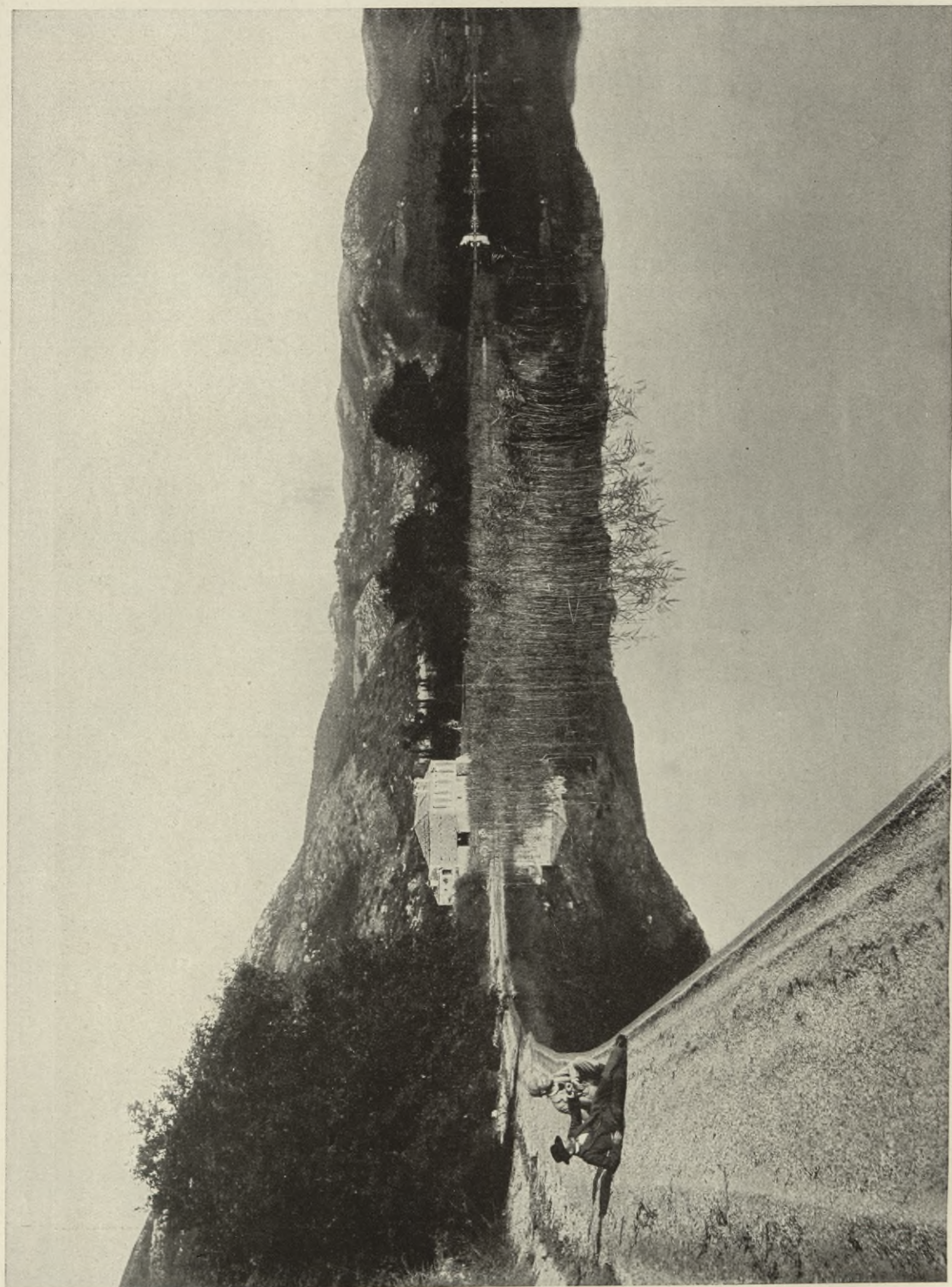
59. EPIRUS. MITTELALTERLICHE BRÜCKE ÜBER DEN ARACHTOS IN ARTA; VON SO.



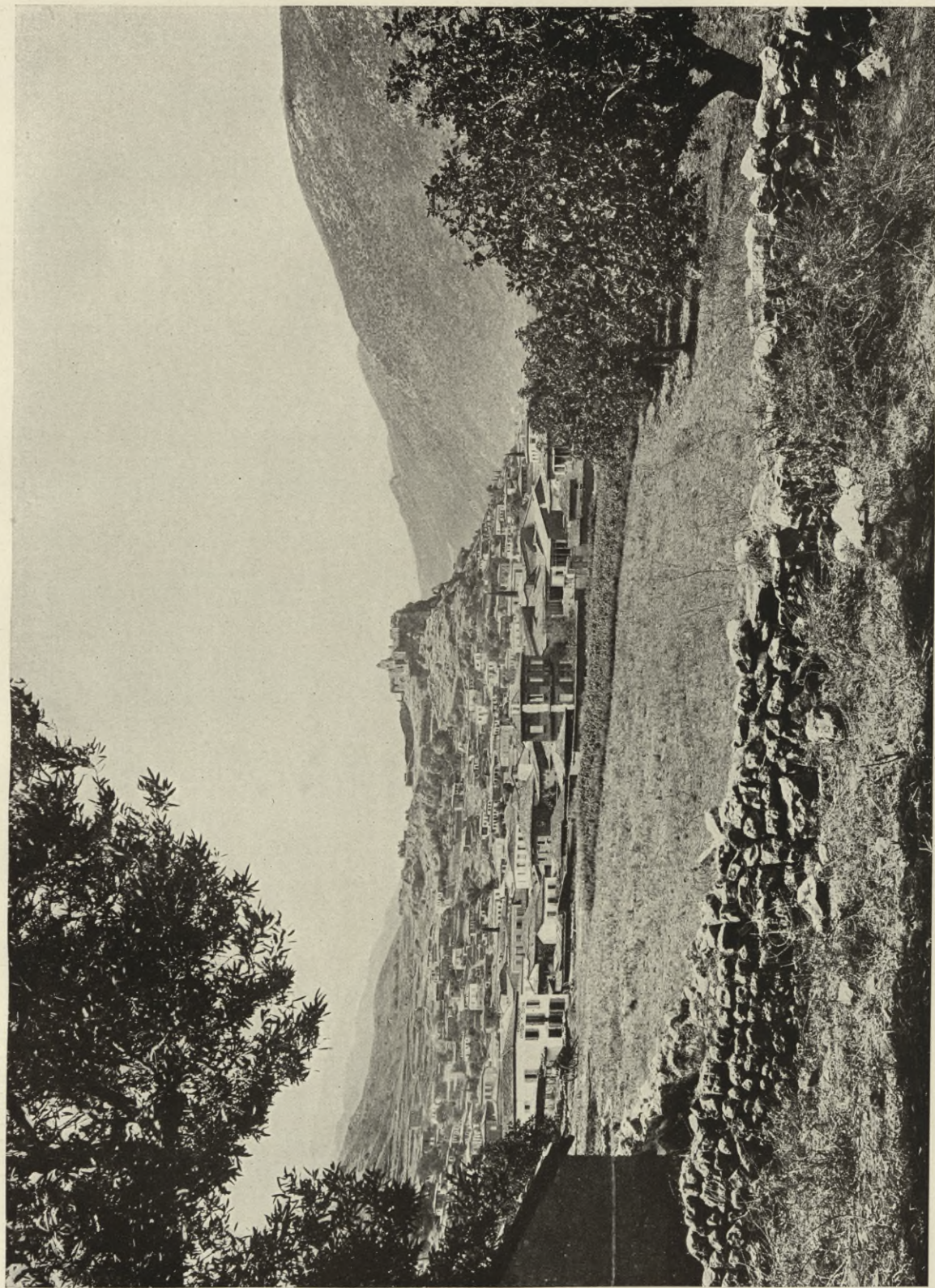
60. EPIRUS. SO-ANSICHT DER KIRCHE DER HAGIA THEODORA IN ARTA.



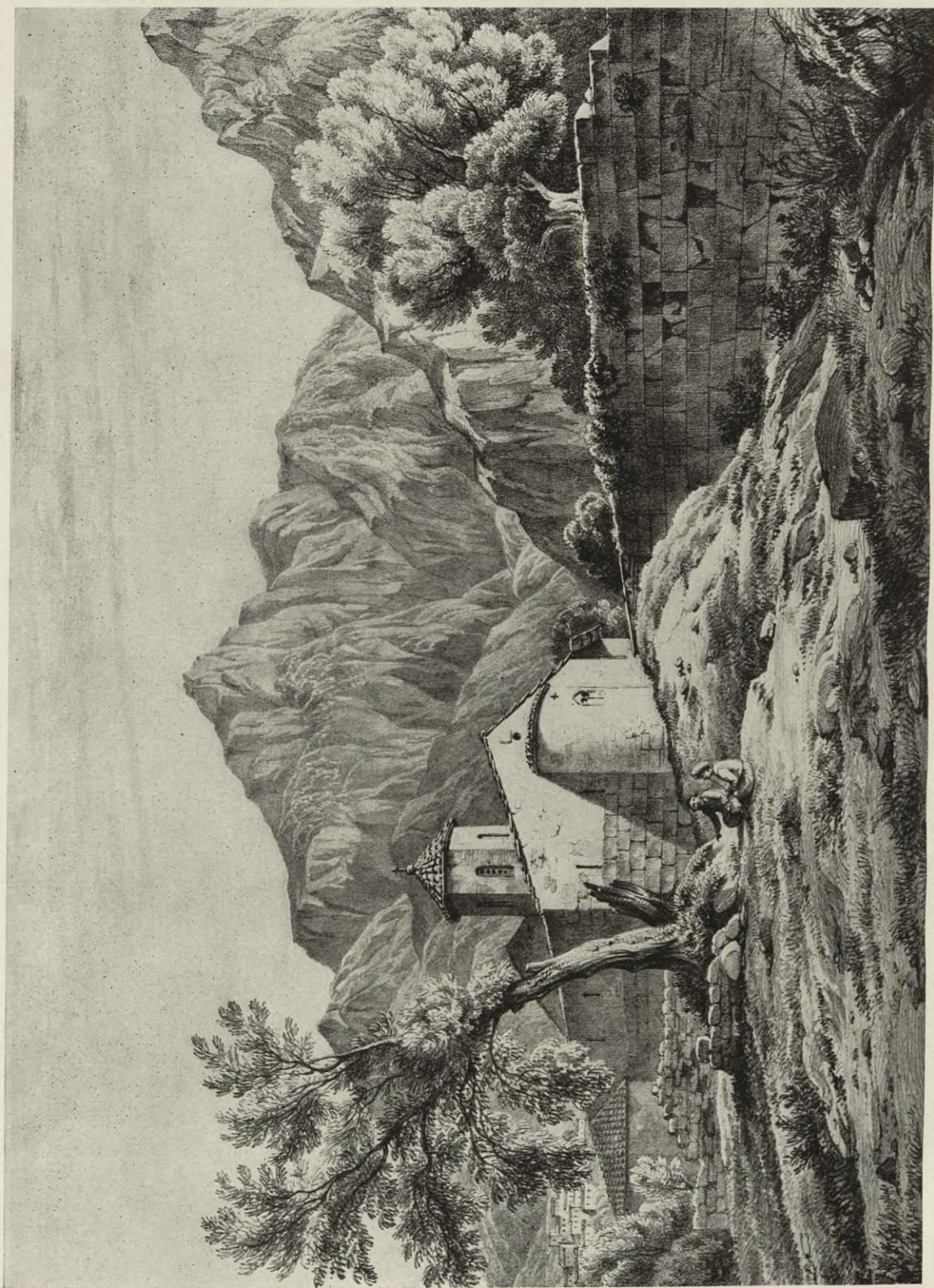
61. EPIRUS. TEILANSICHT DES SARKOPHAGS DER HEILIGEN THEODORA ZU ARTA.



62. ÄTOLIEN. SEE VON AGRINION. Auf den Höhenzügen in der Mitte das antike Thermos.



63. AMPHISSA—SÁLONA. STADT UND BURG VON S.



64. DELPHI VOR DER AUSGRABUNG DURCH DIE FRANZOSEN. MIT DER KIRCHE DES HAGIOS ELIAS UND DEM ALTEN DORF KASTRI NACH EINER ZEICHNUNG VON DODWELL UM 1805 N. CHR.



65. DELPHI. BAD IM GYMNASION MIT BLICK AUF DIE GLANZFELSEN, VON SO.



66. DELPHI. BLICK AUF DAS THEATER, DAS FUNDAMENT DES APOLLONTEMPELS, DAS ÄTHENER SCHATZHAUS UND DIE STRASSE NACH ARACHOVA. Von oben, N her.



67. DELPHI. DIE KASTALISCHE QUELLE MIT NISCHEN FÜR WEIHUNGEN.



68. DELPHI. GESAMTBILD DES STADIONS, VON O.



69. DELPHI. SCHATZHAUS DER ATHENER. Aus dem Anfang des 5. Jahrhs. v. Chr.; von O.



70. PHOKIS. KLOSTER HOSIOS LUKAS. Erbaut in mittelbyzantinischer Zeit; von W.



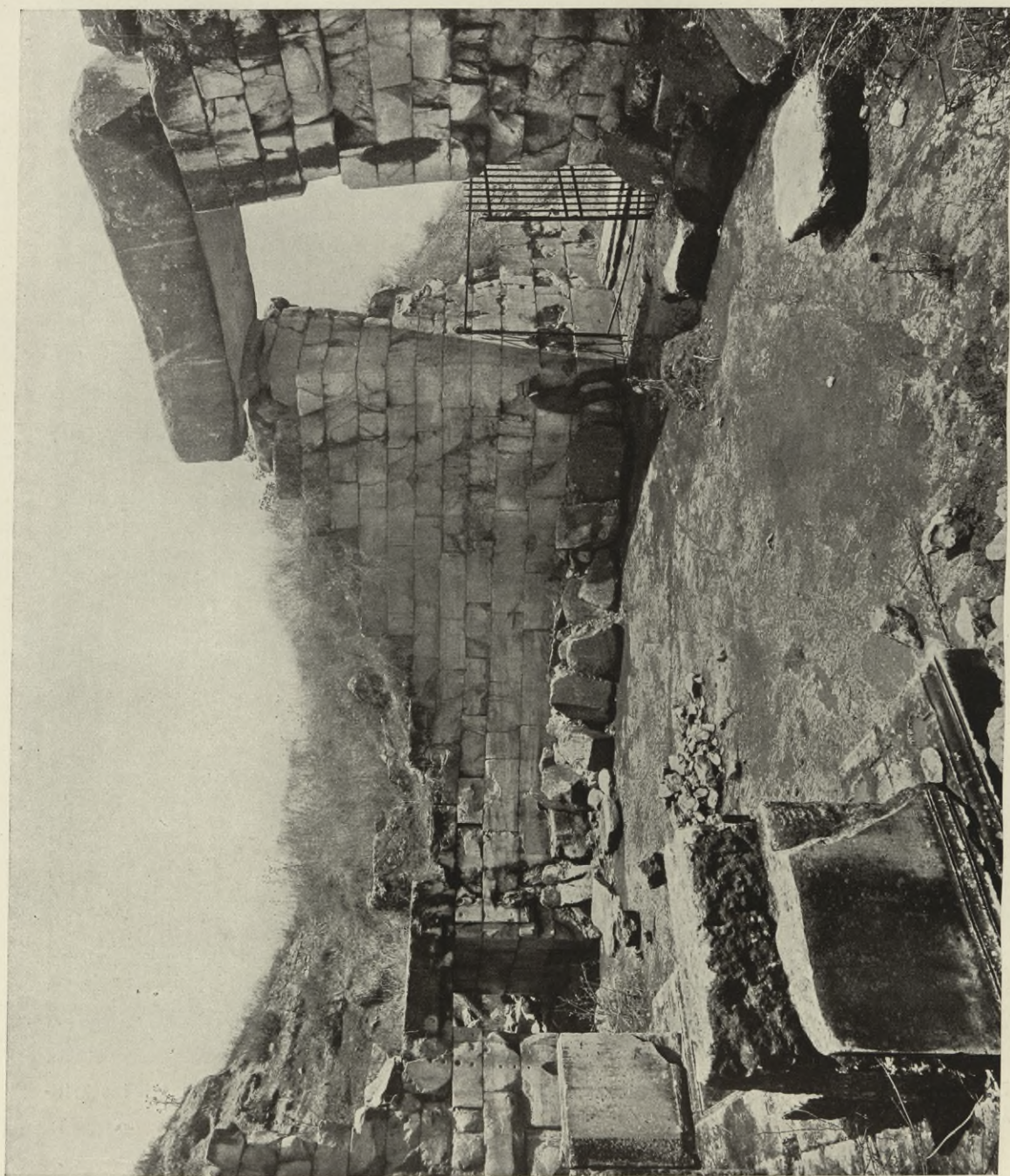
71. PHOKIS. KLOSTER HOSIOS LUKAS. Mittelbyzantinische Krypta (um 1000 n. Chr.); aus der Apside nach W.



72. BÖOTIEN. KLOSTERKIRCHE ZU ORCHOMENOS — SKRIPU. 873/4 der Panhagia erbaut; Westansicht.



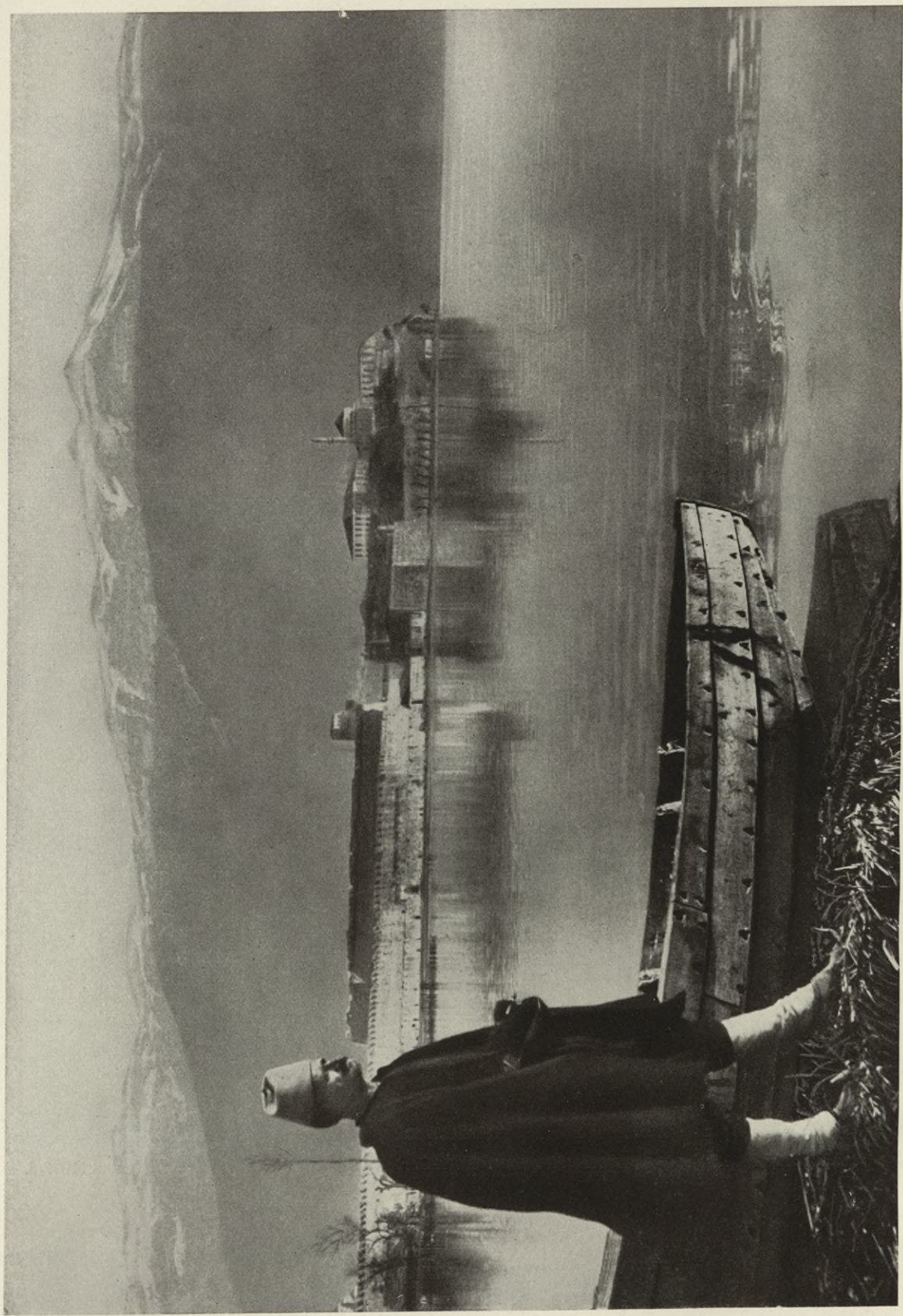
73. БООТИИ. АПСИДЕНАУСЕНВАНД ДЕР КИРЧЕ ДЕР ПАНХАГИА ЗУ ОРХОМЕНОС — СКРИПУ. Мит Инсchrif-
 банд и byzantinischen Ornamenten.



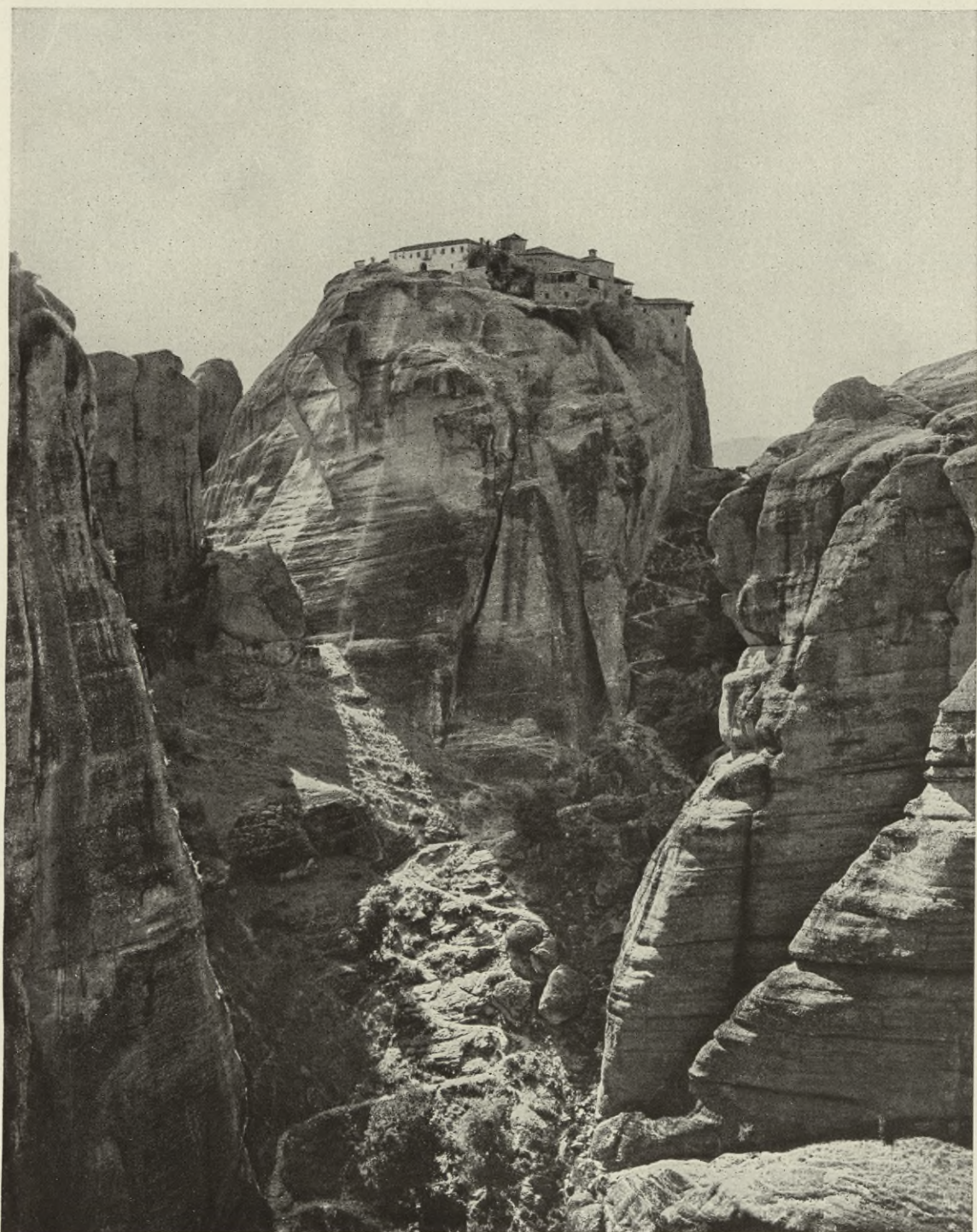
74. BÖOTIEN. ORCHOMENOS — SKRIPU. INNERES DES KUPPELGRABS. Aus dem 2. Jahrtausend v. Chr.; Blick auf den Haupteingang und den Zugang zur Nebenkammer.



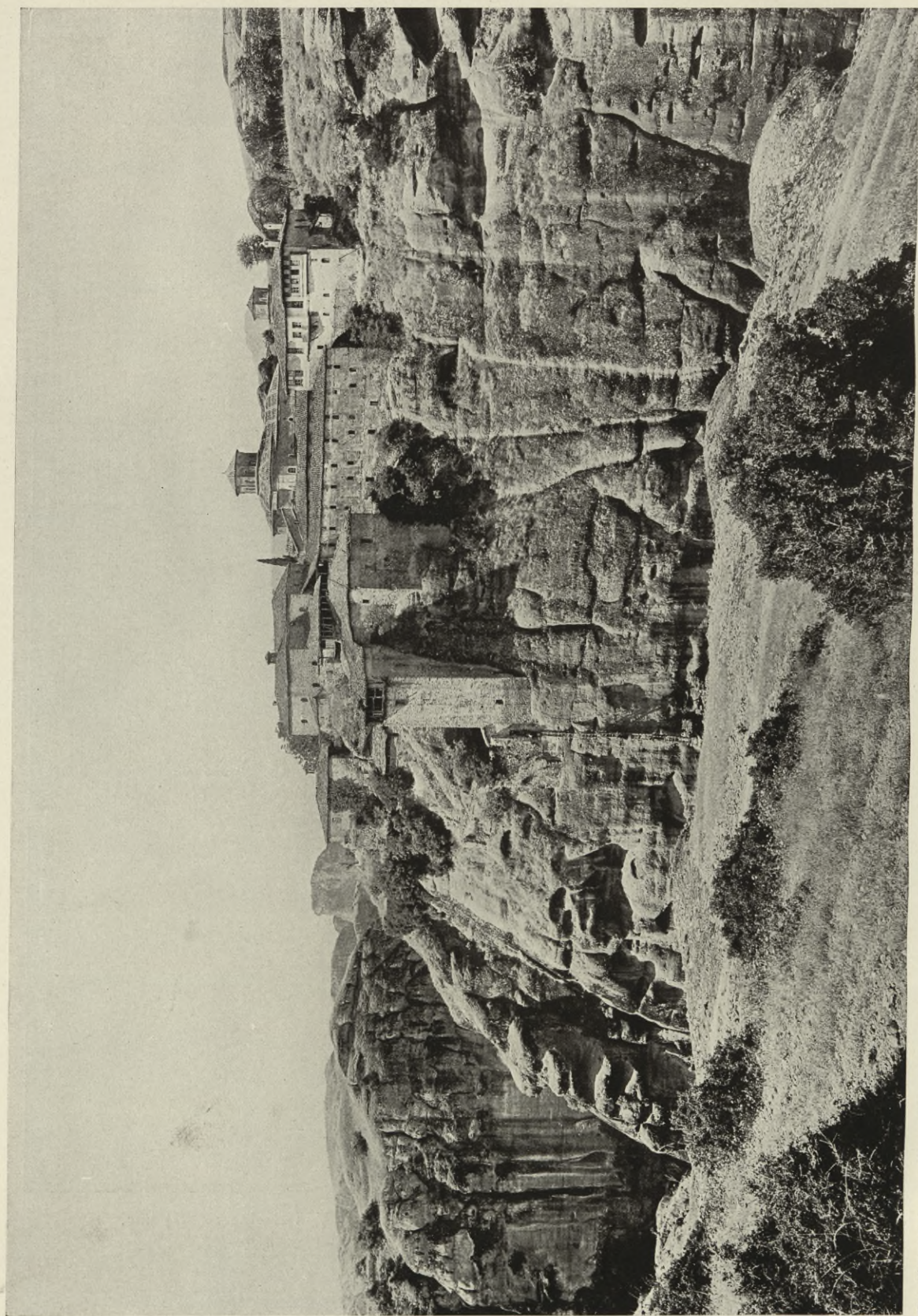
75. BÖOTIEN. LÖWE VON CHAIRONEIA. Denkmal der 338 v. Chr. gefallenen Thebaner; wiederaufgebaut 1902/3.



76. JANNINA IN EPIRUS AM JANNINASEE.



77. THESSALIEN. KLOSTER METEORON AUS DEM 14. JAHRH. N. CHR. Von Barlaam (SO) aus.



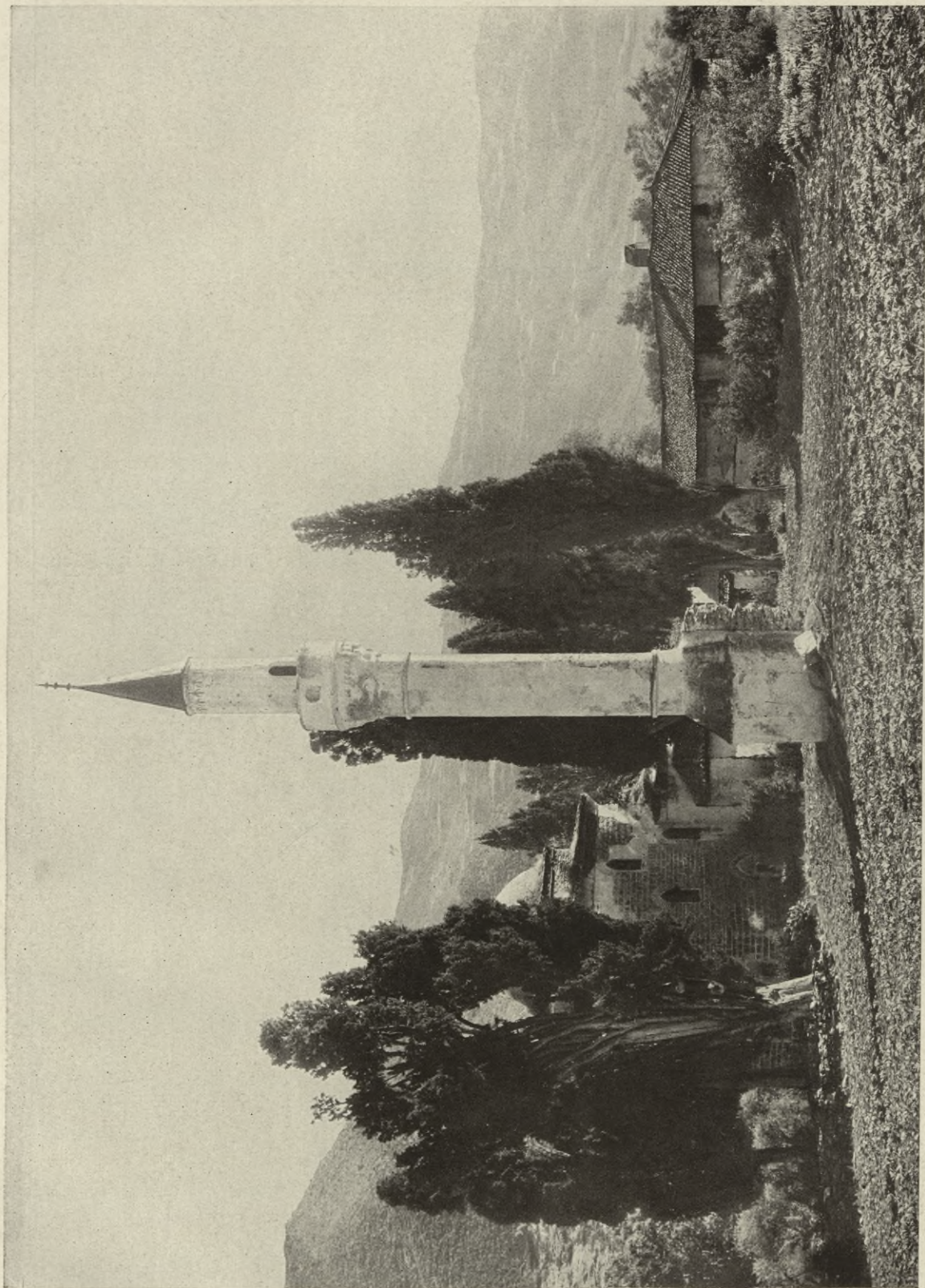
78. THESSALIEN. KLOSTER METEORON. 14. Jahrh. n. Chr.; Gesamtbild von O.



79. THESSALIEN — METEORA. DAS KLOSTER DES HAGIOS STEPHANOS. Um 1400 n. Chr.; von N.



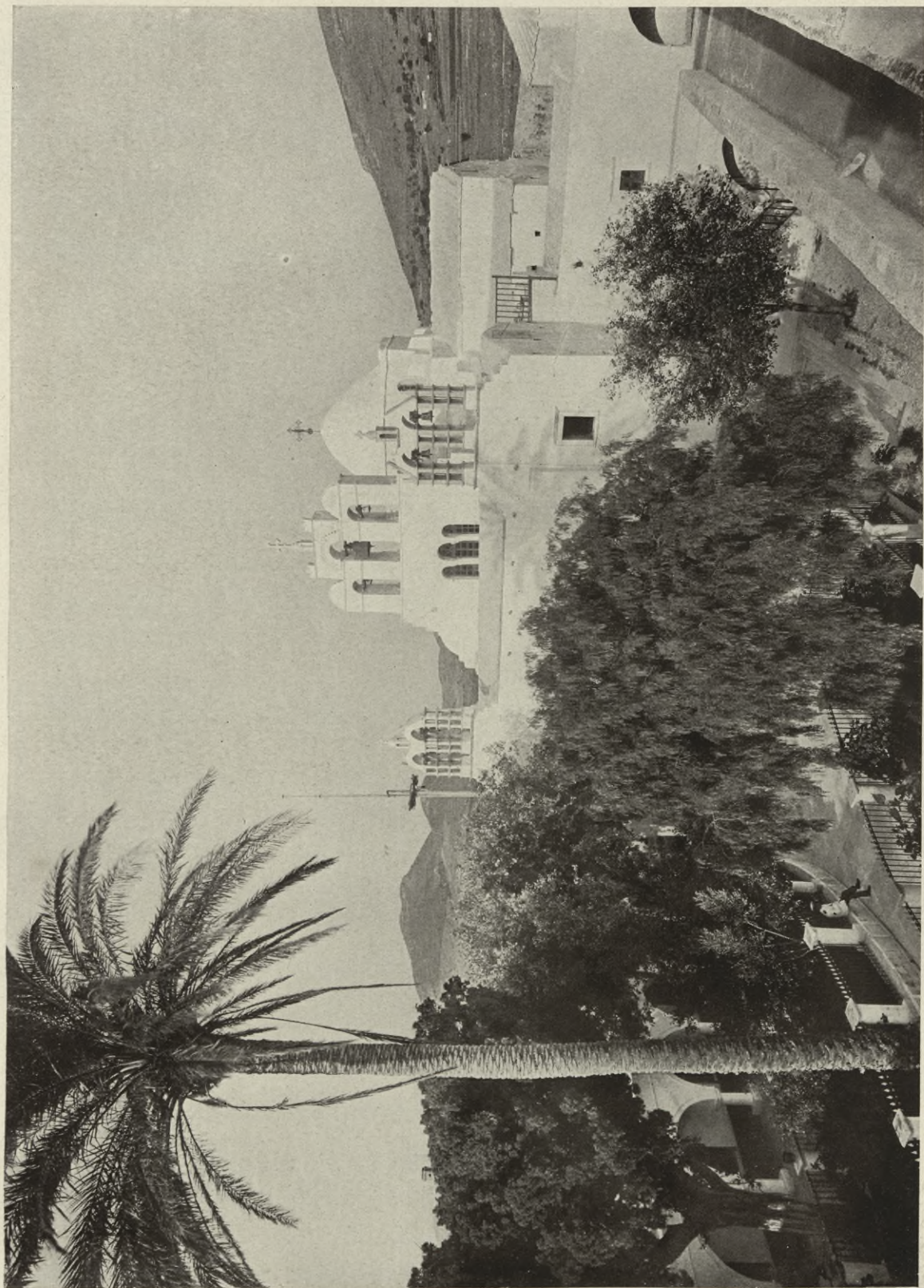
80. THESSALIEN. TAL TEMPE.



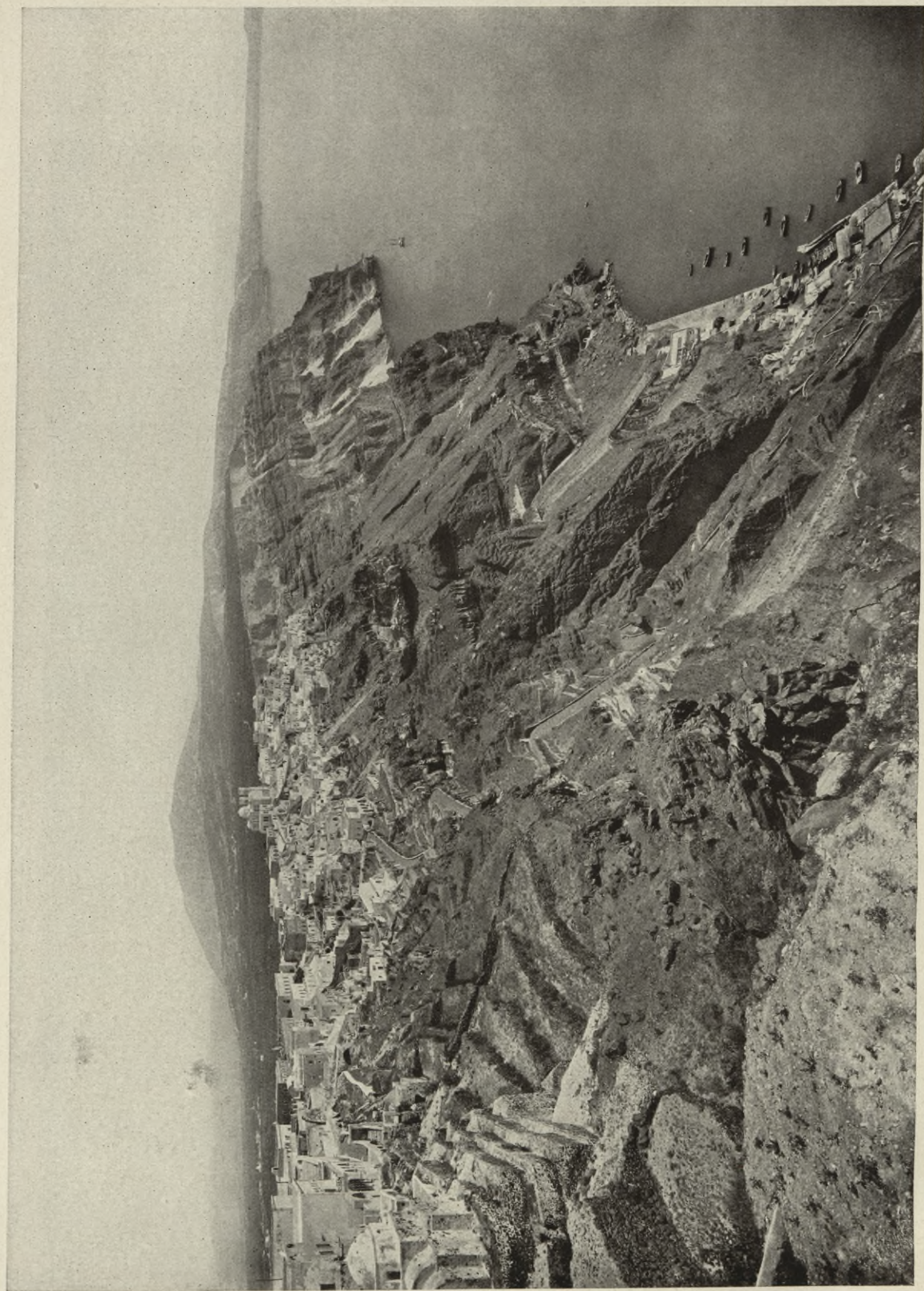
81. THESSALIEN. MOSCHEE ZU BABÄ. Am Eingang zur Tempeschlucht.



82. ÄGINA. TEMPEL DER APHAIA. Erbaut um 480 v. Chr.; von SW.



83. ÄGAISCHES MEER — PAROS. KIRCHE HEKATONPYLIANI. Vorhof und Westseite; die ältesten Teile aus der Zeit um 700 n. Chr.



84. SANTORIN — THERA. Steilküste der Insel mit der Stadt Phira, von NW.



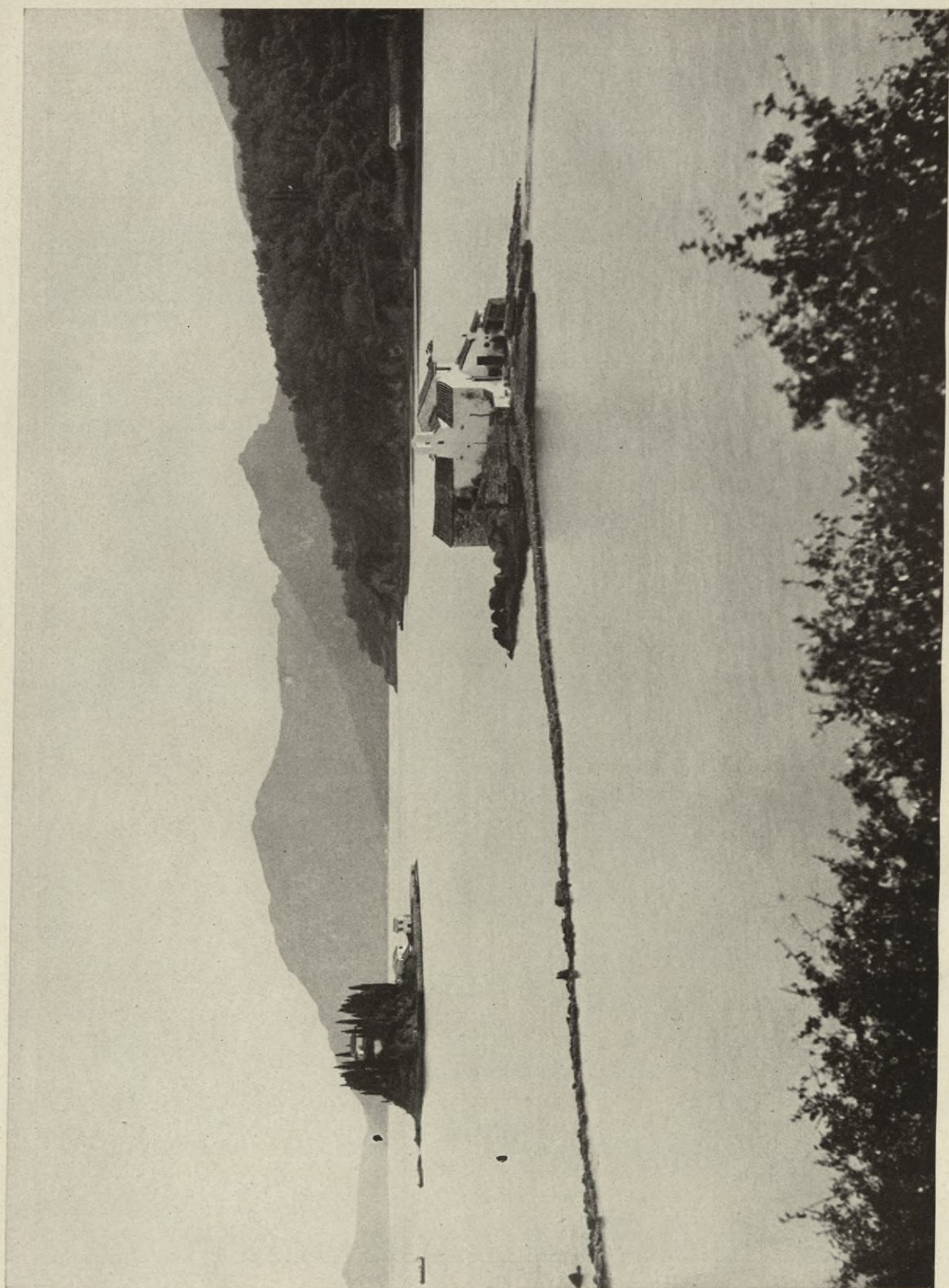
85. ÄGAISCHES MEER. STEILKÜSTE DER INSEL MELOS.



86. LEUKAS. EBENE VON NIDRI UND BUCHT VON VLICHO. Vom Skarosabhang aus.



87. ITHAKA. BUCHT VON POLIS, VON N.



88. KERKYRA — CORFU. BLICK AUF DIE OSTKÜSTE. Links die Insel Pontikonisi.

QUELENNACHWEIS DER TAFELVORLAGEN

Taf. 24. 40. 41. 43. 46. 47. 49. 62. 85. 86. 87 nach Photographien des Kaif. D. Archäol. Instituts in Athen; vgl. Verzeichnis 1912 von Marg. Bieber; Taf. 76 nach einer Aufnahme von Rhomaïdes-Zeitz, Athen; Taf. 45. 58. 80. 81 nach Photographien von Fr. Boiffonas, Genf; Taf. 48 und Taf. 44. 88 nach Vorlagen im Besitz von Prof. Wolters und Dr. Arndt in München. — Stiche: Taf. 3 nach Dodwell, *Views in Greece*, London 1821, Taf. 12; Taf. 7 nach Jof. Thürmer, *Ansichten von Athen*, Rom 1823, Taf. 10; Taf. 8 nach Stuart-Revett, *The Antiquities of Athens*, London 1787, Bd. II, Chap. I, Taf. 1; Taf. 10 nach ebenda, 1762, Bd. I, Chap. IV, Taf. 1; Taf. 11 oben nach La Borde *Athènes*, Paris 1854, I, S. 182; Taf. 11 unten nach Coronelli, *Description de la Morée*, Paris 1687, S. 26; Taf. 30 nach Stuart-Revett a. a. O., Bd. III, 1794, Chap. VI, Taf. 1; Taf. 64 nach Dodwell, *Cyclopic or Pelasgic Remains in Greece*, London 1834, Taf. 34.

Alle übrigen Tafeln sind hergestellt nach Aufnahmen der K. Preußischen Meßbildanstalt in Berlin.

SACHREGISTER

- | | | |
|--|-----------------------------|---|
| About 21 | Boiffonas 21. 89 | Elsner 22 |
| Adonisgarten 43 | Borde (C. de la) 12,4 | Engel 22. 62 |
| Ägina 13. 37. 77 | Borderie 13 | Epidauros 19. 22. 64 |
| Aiolostempel 10 | Bosanquet 21 | Erechtheion 5. 7. 12. 17. 49 |
| Akominatos 7. 42 | Bötticher 21 | Eurotas 63 |
| Akropolis Athens 7. 32. 44. 46 | Brandis 20 | Fallmerayer 5. 20. 39 |
| Albanefen 8 | Buondelmonti 9 | Finlay 20 |
| Annunzio 22 | Burkano 60 | Flaubert 21 |
| Anonymus, Wiener 13; Parifer 13; Mailänder 13; Nointelianus 15 | Byron 19. 37 | Franken 7; -turm 8 |
| Aphaia 81 | Byzanz 5. 8 | Frauen 34. 50. 78 |
| Aphrodite 52 | Chaironeia 67 | Fredrich 22 |
| Areopag 43 | Chandler 16 | Friederichs 21 |
| Arestempel 10 | Chartaignier 15 | Friedhof in Athen 50 |
| Argolis 58 | Chateaubriand 21 | Furtwängler 40. 81 |
| Aristophanes Schule 13 | Choiseul-Gouffier 12. 16 | Gasmulen 7 |
| Aristoteles Schule 10. 13. 43 | Corfù 18 | Geibel 20. 23. 44 |
| Arkadien 59. 61 | Crufius M. 14. 43 | Gelber 22 |
| Arta 16 | Curtius E. 20. 23,17 | Gell 15,6 |
| Athen 5. 7. 10. 12. 14. 17. 30. 41-44; Umgebung 51 | Cyriacus 9 | Giraud 15 |
| Athena 53 | Daphni 6. 53 | Goethe 8,1 |
| Athos 20. 22 | Delos 84 | Grabmaler 50 |
| Baba 74 | Delphi 9. 19. 33. 67. 72 | Guillet 15 |
| Babin 15 | Demeter 51. 54 | Hadrians Stoa 13; Tor 10. 44; Palaft 10 |
| Bartholdi 16 | Demofthenes Laterne 10 | Hauptmann, Gerh. 22. 65 |
| Baffä 20. 61 | Deschamps 21 | Heratempel in Athen 13 |
| Baud-Bovy 21 | Des Hayes 14 | Hermupolis 84 |
| Bayern in Griechenland 18. 19 | Dionysostheater in Athen 10 | Hettner 20. 46. 53. 67 |
| Berzeviczy 22 | Dodwell 10. 12. 16. 89 | Hevesi 22 |
| Birt 22. 50. 83 | Dürer 10,3 | Hirschberg 22 |
| | Eleufis 14. 51. 54 | Hofmannsthal 22, 69 |
| | Elgin 12. 19,11 | |

- Homolle 21
 Horton 21
 Hofios Lukas 6. 10. 69
 Hymettos 43,30
 Iannina 16
 Iebb 21
 Iliffos 24
 Italien 3. 33. 54
 Ithaka 21
 Iunotempel in Korinth 10
 Kabafilas 14. 44
 Kaffee 29
 Kapuziner 15
 Kephifia 51
 Kephifos 51
 Kern 22. 73
 Klenze 18
 Klephten 12. 26. 33. 74
 Klima, attisches 23; deutsches 24
 Kolonos 24
 Korinth 7. 10. 13. 54
 Krumbacher 21
 Kunst, griechische 33. 40. 48. 50
 Kurz, Ifolde 22. 77
 Kykladen 83
 Leake 15,6
 Le Roy 15,6
 Leukas 21
 Löwen, antike 10. 11. 67
 Lykurgs Arsenal 15
 Lyfikratesdenkmal 10. 15
 Magni 15
 Mahaffy 21
 Malta 27
 Marathon 26. 39. 51
 Martoni 9
 Meßbilder 3. 89
 Messenien 59
 Metéora 8. 75
 Mistrá 7. 8. 10. 16. 63
 Mönche 8. 15. 70. 75. 84
 Monceaux 14
 Müller, G. 19
 Müller, H. 21
 Mykenä 11. 22. 56
 Nächte, attische 23. 25
 Nauplia 7
 Neugriechisch 21. 29. 39,21 78
 Niketempel 5. 11. 13. 18. 47
 Nointel 14
 Odeion 13
 Odyffee 28
 Ölbaum 51. 53. 72
 Olymp 73
 Olympia 19. 65
 Olympieion 10. 13. 14. 15. 44,35
 Orchomenos 6. 10. 59
 Öttingen 22
 Otto von Griechenland 17
 Pantheon 10,3. 43
 Parnaß 26. 68. 72
 Paros 85
 Parthenon 5. 7. 10. 12. 43. 44. 47
 Periklespalast 14
 Phigalia 61
 Philopapposdenkmal 13. 15
 Pietisten 30
 Ponten 22
 Pouqueville 16
 Prokesch-Osten 20,15
 Propyläen 8. 10. 11. 12. 15. 46
 Pückler-Muskau 20
 Pythagoras Schule 13
 Raffe, griechische 6. 8. 18. 39. 88
 Renan 21
 Roß 5. 17. 19
 Saint-Blancard 13
 Salamis 37. 54. 77
 Setines 8
 Slaven 6
 Sokrates Grab 10; Schule 13
 Sparta 10. 62
 Spon 15
 Stephani 20,16
 Steub 19
 Strophaden 22
 Stuart 15,6. 89
 Süden und Norden 24. 25. 83. 88
 Sunion 13. 14. 51
 Syra 29
 Taormina 64
 Taygetos 63
 Taylor 21
 Tempelbau 47-49. 62
 Tempetal 74
 Thera 86
 Theseion 5. 10. 13
 Thevet 13
 Thürmer 89
 Tiryns 58
 Tracht 30. 31. 34. 53. 59
 Trajansbogen 15
 Transfeldt 15
 Tudela 6
 Türken 11. 45
 Turm der Winde 10
 Ulrichs 20
 Uffing 20,16. 76
 Vega 13
 Vegetation 23. 33. 51. 59-61. 63. 66. 69. 74. 79. 83
 Vischer, Fr. Th. 20. 25. 42
 Vischer, W. 20
 Warsberg 21
 Weber 8,1. 22
 Wein 81
 Welcker 21
 Wheler 15,5
 Zygomalas 14. 43

EINBANDZEICHNUNG VON E. R. WEISS /
DRUCK DES TEXTES VON DER SPAMER-
SCHEN BUCHDRUCKEREI IN LEIPZIG /
AUTOTYPIEN UND DEREN DRUCK VON
F. BRUCKMANN, A.-G., IN MÜNCHEN

Biblioteka Politechniki Krakowskiej



100000300413